


Ex Libris
BIBLJOTEKI PUBLICZNEJ
IMIENIA
STEFANA HEMPLA
SEJMIKU
RADOMSKIEGO
W RADOMIU

Kleine

Weltgeschichte

zum

Unterricht

und

zur Unterhaltung

von

J. G. A. Galletti,

Professor zu Gotha.



Zehnter Theil.

Gotha,
bey C. W. Ettinger, 1802.

Inhalt.

Zehntes Kapitel.

Elftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreyzehntes Kapitel.

Drey-

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Ursprung der lutherischen Reformation.

Als Karl V (1544) mit Franz I Frieden schloß, war seine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf die Folgen der lutherischen Reformation geheftet; auf die Folgen einer Reformation, die dem römisch-katholischen Glauben immer furchtbarer zu werden schienen. Schon hatte es mehr, als ein aufgeklärter und freymüthiger Mann, gewagt, über die Lehren und Grundsätze der herrschenden Kirche seine Zweifel und Bedenklichkeiten zu äussern; schon seit Jahrhunderten war die strenge Inquisition mit der Aufsuchung und Unterdrückung der Ketzerey beschäfftigt gewesen. Aber so ein fürchterlicher Sturm, als der lutherische, hatte sich gegen das Pabstthum

 noch

noch nie erhoben, und die Grundfesten desselben waren noch nie so schrecklich erschüttert worden. Luther vollendete dasjenige, was Wiklef und Huß nur versucht hatten. Unstreitig übertraf er beyde an Entschlossenheit und Beharrlichkeit; aber viel, recht viel wirkten doch die Umstände zur Beförderung seines allmählig sich entwickelnden Planes.

Luther wirkte zuerst in einem Lande, welches keiner unbarmherzigen Inquisition, keiner wachsamen Aufsicht eines eifrigen Bischofes, unterworfen war. Der Erzbischof Albrecht von Magdeburg, unter dessen Sprengel der Schauplatz seiner Thätigkeit gehörte, lebte, als Kurfürst von Maynz, in der Entfernung; auch war sein Religionseifer weniger groß, als seine Neigung zu dem, was der Sinnlichkeit schmeichelt. Der Kurfürst von Sachsen Friedrich III, einer der einsichtsvollsten und weisesten Fürsten seiner Zeit, fühlte zu wenig Beruf, den Religionsneuerer Luther zu unterdrücken; noch weniger fühlten ihn die würdigen Männer, deren Rath für ihn die größte Wichtigkeit hatte.

Martin Luther (geb. 1483 am 10. Nov.) war der Sohn armer, aber rechtschaffener Eltern, die bisher zu Möra, im hennebergischen Amte Salzungen, gelebt hatten. Kurz vor seiner Geburth zog sein Vater, den man in der Sprache des Volkes Hans Luther nannte, nach Eisleben in der Grafschaft Mansfeld, um daselbst als Bergmann seinen Unterhalt zu finden. Eben diese Ursache aber lockte ihn, ein halbes Jahr nach seines Sohnes Geburth, nach Mansfeld, wo er sich so viel Vermögen und Ansehen erwarb, daß man ihn unter die Mitglieder des Stadtrathes aufnahm.

Der muntere Knabe Luther wurde, sowohl von seinen Eltern, als in der Schule, mit einer Strenge behandelt, die seinen Handlungen das Gepräge der Schüchternheit aufdrückte. Aber seine Lust zum Lernen, zur Ausbildung seiner Fähigkeiten, konnte diese Strenge nicht unterdrücken! Für diese war die Schule von Mansfeld bald zu klein. Sein Vater that ihn in seinem vierzehnten Jahre nach Magdeburg, und schon im folgenden Jahre nach Eisenach, wo er ihn

aber so wenig unterstützen konnte, daß er einen Currentschüler abgeben mußte. Endlich nahm ihn eine Verwandte seiner Mutter Margrethe, die Wittwe Kotta, in ihr Haus auf, um ihm, in Gesellschaft ihrer Kinder, seinen Aufenthalt in Eisenach angenehmer zu machen. Luther, der jetzt einer erfreulichern Muse genoß, studirte mit rastlosem Eifer, und benutzte seine wenigen Erholungsstunden, um sich im Drechseln, in der Musik, und in der Dichtkunst, zu üben. Bald brachte er es im Gesange, und auf mehreren Instrumenten, zu einer nicht gemeinen Vollkommenheit; auch setzte er schon Choräle. Auf seine Bildung hatte der damahlige Rector der eisenachischen Schule, Johann Trebonius, ein gelehrter, helldenkender Kopf, und berühmter Dichter, einen glücklichen Einfluß. Auch war es für eben diese Bildung nicht unbedeutend, daß die Lehren und Grundsätze Johann Hiltens, des ehemahligen Lehrers der eisenachischen Schule, den die Mönche im Gefängnisse sterben ließen, auf eben dieser Unterweisungsanstalt im lebhaften Andenken waren.

Auch auf der Universität zu Erfurth, die Luther in seinem neunzehnten Jahre bezog, fand er einige Lehrer, die sich über den damahligen Zustand der katholischen Kirche ganz freymüthig äusserten, und durch diese Aeusserungen auf den nachdenkenden Jüngling Eindruck machten. Indessen war seine erste Laufbahn von der lauten Ausübung solcher Grundsätze ziemlich entfernt. Er widmete sich, dem Willen seines Vaters gemäß, der Rechtswissenschaft, mit welcher er das Studium der lateinischen Schriftsteller, und der Philosophie, verband; die scholastische wurde ihm aber durch den Lehrer derselben verhaßt gemacht. Indessen stieg er doch (1505) bis zur Magisterwürde empor.

Der, in den Schriften der Alten, und in der aufgeklärtern Philosophie, eingeweihete Luther entschloß sich plötzlich, ein Theolog zu werden. Er hatte seine Eltern in Mansfeld besucht. Auf der Rückreise überfiel ihn ein schreckliches Gewitter. Sein Freund Alexius wurde neben ihm erschlagen. Die Todesangst preßte ihm nun das Gelübde ab, ein Mönch zu werden, weil er den Stand

desselben für den besten, für den Gott wohlgefälligsten, hielt. Ehe er sich im Augustinerkloster zu Erfurth aufnehmen ließ, hielt er noch ein Concert. So nahm er von der Welt gleichsam Abschied. Aber sein Vater konnte es ihm lange nicht verzeihen, daß er seine Hoffnung, in dem Sohne einen wackern Rechtsgelehrten zu sehen, so getäuscht hatte.

Luther fühlte es bald, daß für seinen munteren Geist die gewöhnlichen Beschäfftigungen eines Mönches sich gar nicht paßten. Um so eifriger trieb er seine Lieblingsstudien. Seine dummen Mitbrüder empfanden aber darüber einen so lebhaften Aerger, daß sie ihm die beschwerlichsten und schmutzigsten Arbeiten auftrugen. Die Universität machte, wegen dieser Beschimpfung ihres Magisters, bey dem Provinzial, oder Vorsteher der Augustinerklöster in Thüringen und Meißen, Vorstellungen. Staupitz, ein einsichtsvoller Mann, und ein stiller Beförderer der Kirchenverbesserung, Luthers warmer Freund und Gönner, gab dem Prior den Befehl, den Magister von den niedrigen Arbeiten zu befreyen. Luther widmete sich jetzt um so ungestörter der Lesung der alten und neuen Kirchenlehren, und vornehmlich der lateinischen Bibel, die in seinem Kloster an eine Kette befestigt war. Das viele Sitzen zog ihm Schwermuth und Kränklichkeit zu, die auf seinen Geist wirkten. Unter solchen Umständen machten ihm seine Zweifel und Bedenklichkeiten, die er über manchen Lehrsatz der herrschenden Kirche fühlte, eine um so lebhaftere Unruhe.

Aus dieser ängstlichen Lage wurde er durch seinen Gönner Staupitz in eine günstigere versetzt. Staupitz hatte von dem Kurfürsten von Sachsen den Auftrag bekommen, die neue Universität zu Wittenberg mit guten Lehrern zu versehen. Luther nahm (1508) den Ruf eines Professors der Philosophie mehr aus Gehorsam, als aus Neigung, an. Er hatte die Freude, daß ihm viele Studenten von Erfurth nach Wittenberg folgten. Luther gefiel eben so sehr auf der Kanzel, als auf dem Katheder. Er hielt nicht nur philosophische, sondern auch theologische Vorlesungen. Das Zutrauen

zu

zu seinen Fähigkeiten und Einsichten stieg so hoch, daß man ihn in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom schickte.

In Rom, wo damahls Leo X regierte, sah sich Luther in dem hohen Begriff, den er sich von der Heiligkeit des päbstlichen Hofes gemacht hatte, gewaltig getäuscht. Hier erschien ihm der Pabst weit weniger ehrwürdig, wie ehedem. Hier ärgerte er sich über den höchst ausschweifenden Lebenswandel der römischen Geistlichkeit, die über seine fromme Andacht bey der Messe sich Spöttereyen erlaubte.

Luthers Ansehen stieg, nach seiner Zurückkunft von Rom, immer höher. Staupitz verschaffte ihm (1512) die Würde eines Doctors der Theologie. Er übertrug ihm die Visitation der meisten thüringischen Klöster, die ihn mit gewaltigen Mißbräuchen bekannt machte. Bald wurde seine Aufmerksamkeit aber auf die Mißbräuche des Ablaßhandels gelenkt.

Leo X, der Künste und Wissenschaften beförderte, herrliche Gebäude aufführte, und einen

einen prächtigen Hofstaat hielt, fand es zur Wiederanfüllung seiner ausgeleerten Casse sehr bequem, mit der Erlassung der kirchlichen Strafen einen sehr ergiebigen Handel zu treiben. Nun reiseten entweder Ober- und Unterablaßcommissarien herum, oder der Ablaß wurde verpachtet. Einen solchen Ablaßpachter gab unter andern der damahlige Kurfürst Albrecht von Maynz, ein Prinz aus dem brandenburgischen Hause, ab. Die kurmaynzische Casse war durch drey bald hintereinander folgende Sterbefälle so erschöpft, daß sie die Palliengelder des neuen Kurfürsten, 26 bis 30,000 Ducaten, nicht aufbringen konnte. In dieser Rücksicht ertheilte Leo dem Kurfürsten, gegen die Hälfte des Ertrages, die Erlaubniß, den Ablaß in Deutschland predigen zu lassen.

Einer der geübtesten Ablaßprediger dieser Zeit war Johann Tetzel, ein Dominicaner und Doctor der Theologie von Leipzig, der einen hohen Grad von Thätigkeit und Sprachseligkeit besaß. Aber der lebhafte Mann rechnete auf das in ihm befindliche Magazin von Sündenvergebung so viel,

daß

daß er seinen eigenen Lebenswandel eben nicht sehr moralisch einrichtete. Man überraschte ihn zu Inspruck mit der Gattin eines andern in einem so vertraulichen Umgange, daß ihn nur das Ansehen des Kurfürsten von Sachsen vom Tode des Ersaufens rettete. Der Kurfürst Albrecht zog ihn (1515) aus dem Gefängnisse heraus, und ernannte ihn zu seinem Untercommissär. Zum Schauplatze seiner Thätigkeit wies er ihm, ausser dem Lande des Kurfürsten von Brandenburg, die Erzstifter Maynz und Magdeburg, ingleichen das Hochstift Halberstadt, an.

Tetzel entsprach dem Zutrauen, welches der Kurfürst Albrecht in ihn setzte, vollkommen. Nicht leicht hatte ein Ablaßprediger seine Rolle glücklicher gespielt. Sein Einzug in eine Stadt glich einem Triumphe. Die Geistlichen, die Mönche, der Rath, die Schulkinder, giengen ihm mit Fahnen und Kerzen entgegen. Man läutete mit allen Glocken. Die päbstliche Bulle wurde, in Sammt oder Goldstoff gebunden, vor dem Kreutzprediger hergetragen. Bey seinem Eintritte in die Kirche

ließ sich die Orgel hören. Nun wurde an einem rothen Kreutze die Fahne des Pabstes befestigt. Nun strömten von Tetzels Munde hinreissende Aufforderungen, von der hier angebothenen Wohlthat Gebrauch zu machen. Für Geld konnte man nicht nur sich selbst, sondern auch alle seine gestorbenen oder noch lebenden Verwandten, von der Strafe der Sünden befreyen. Selbst eine noch zu begehende Sünde konnte man abkaufen. Wer sollte da nun nicht herbeyeilen, um seine Gewissensruhe wieder herzustellen, oder auf die Zukunft zu sichern. Mancher Arme gab für diese Glückseligkeit seinen letzten Groschen hin. Der Ablaßprediger befand sich dabey in einer glänzenden Lage. Er erhielt, ausser freyer Kost und Kleidung, monathlich 90 Goldgulden, fuhr in einem neumodischen Wagen, und hatte ein Gefolge von 3 Reitern. Zuletzt legte er sich einen Untercommissär zu.

Tetzel kam endlich (1517) nach Jüterbock, in die Nähe von Wittenberg. Der Professor und Pfarrer Luther wurde durch seine Beichtkinder auf denselben aufmerksam ge-

gemacht. Luther erklärte ihre von Tetzeln erhaltene Sündenvergebung für so unzulänglich, daß er ihnen die Absolution, nur nach einer ernstlichen Reue über ihre Vergehungen, ertheilen wollte. Die getäuschten Leute führten bey Tetzeln über ihn Klage. Dieser schimpfte ihn einen Ketzer, und stieß allerley Drohungen gegen ihn aus.

In Luthern, der einen Widerspruch nicht leicht mit Gleichmüthigkeit ertrug, erwachte nun der Entschluß, dem Unwesen des Ablaßkrames sich lebhaft zu widersetzen. Zuerst eiferte er über denselben auf der Kanzel. Aber seine feyerliche Kriegserklärung kündigten erst (am 31. Oct.) 95 Sätze an, die er gegen den Ablaß auf dem Katheder behaupten wollte. Kein wittenbergischer Gelehrter erdreistete sich, ihm zu widersprechen. Endlich wagte es Wimpina, Professor zu Frankfurth an der Oder, ihm in Tetzels Nahmen zu antworten. Auch wurden Luthers Sätze zu Frankfurth öffentlich verbrannt. Nun opferten die wittenbergischen Studenten, ohne daß es Luther wußte, auch Tetzels Antwort dem Feuer auf.

Der

Der durch seinen Mitbruder Tetzel beleidigte Dominicanerorden verklagte Luthern bey dem Pabst. Der damahls (1518) von dem Gedanken an eine Reformation noch weit entfernte, und für das päbstliche Kirchensystem noch mit großer Ehrfurcht erfüllte, Luther erschrak über diese Anklage so lebhaft, daß er dem heiligen Vater seine Erklärung über den Ablaß, von einem demüthigen, um Verzeihung flehenden Schreiben begleitet, überschickte. Leo X, der die ganze Sache für weiter nichts, als einen Mönchsstreit, hielt, übertrug es dem General des Augustinerordens, Luthern, den er für einen klugen Kopf erklärte, zu beruhigen. Die damit nicht zufriedenen Dominicaner bewirkten aber, daß Luther nach Rom vorgeladen wurde. Das Schicksal des Johann Huß war noch zu lebhaft im Andenken, als daß es Luthers Freunde für rathsam gehalten hätten, den lebhaften und beharrlichen Vertheidiger seiner Meynungen nach Rom zu schicken, und der Kurfürst Friedrich, der Luthern als einen der besten Lehrer der hohen Schule zu Wittenberg kannte, ließ sich durch seinen Hofprediger Spalatin leicht be-

bereden, Luthern nicht nach Rom reisen zu lassen.

Leo gab hierauf seinem Legaten bey der Reichsversammlung zu Regensburg, dem Cardinal Cajetan, den Auftrag, Luthern von seinen ketzerischen Meynungen zurückzubringen. Cajetan besaß jedoch zu wenig Menschenkenntniß und Bibelgelehrsamkeit, um den wittenbergischen Professor in seinem Glauben wankend zu machen. Dabey bewies er die Unvorsichtigkeit, Luthers Feinde zu vertheidigen, und geradezu auf Widerruf zu dringen. Und doch konnte er Luthern weder aus der Bibel, noch aus den Kirchenvätern, widerlegen, und doch konnte er sich auf weiter nichts, als auf den Willen des Pabstes stützen. Luther erklärte sich endlich bereit, die Entscheidung dieser Sache dem Ausspruche von 4 Universitäten zu unterwerfen. Diese Erklärung erregte den Unwillen des Cardinals. Luther appellirte nun von dem schlecht berichteten Pabst an den besser zu berichtenden, und reisete in der Stille von Regensburg ab.

Ca-

Cajetan beschwerte sich über Luthern bey dem Kurfürsten. Der Kurfürst sollte ihn entweder nach Rom schicken, oder aus dem Lande jagen. Der Kurfürst befand sich deswegen in Verlegenheit. Er schickte des Kardinals Schreiben Luthern zu, damit er sich wegen der in demselben befindlichen Anklage verantworten möchte. Luther, der den Kurfürsten aus seiner Verlegenheit herauszuziehen wünschte, wollte Wittenberg verlassen, und Friedrich sah es wenigstens auf einige Zeit nicht ungern; allein die Vorsteher der Universität, die den geschickten und beliebten Professor zu behalten wünschten, machten dem Kurfürsten so nachdrückliche Vorstellungen, daß er den Entschluß faßte, Luthern seinen Schutz ferner angedeihen zu lassen.

Luther hatte von dem Ausspruche des Kardinals zum zweytenmahl an den Pabst appellirt. Seine Appellation bewirkte aber so wenig, daß vielmehr eine neue päbstliche Bulle das Predigen des Ablasses, unter Androhung harter Strafe, geboth. Man sah indessen in Rom doch ein, daß Luthers Meynungen schon vielen Beyfall gefunden

hat-

hätten, und man wurde dadurch bewogen, den Proceß gegen den Urheber derselben weniger mit Ungestüm zu betreiben. Der päbstliche Unwille lenkte sich nun auf Tetzeln, der durch sein unbesonnenes und eigennütziges Verfahren den Ablaß so verhaßt gemacht hatte. Von Miltitz, ein sächsischer Edelmann, und einer von Leos Kammerherren, erhielt den Auftrag, den Tetzel, wegen seiner schändlichen Betrügereyen, zur Verantwortung zu ziehen. Er befahl ihm, von Leipzig, wo er sich damahls im Augustinerkloster aufhielt, nach Altenburg zu kommen. Tetzel entschuldigte sich mit der Gefahr der Reise. So groß war schon damahls die Anzahl von Luthers Freunden! Miltitz gieng hierauf (1519) selbst nach Leipzig. Tetzel erhielt von ihm die bittersten Verweise; auch drohete er ihm mit der Ungnade des Pabstes. Vielleicht trug der Aerger, den Tetzel darüber empfand, zur Beschleunigung seines bald darauf erfolgten Todes sehr viel bey. Luther bewies sich gegen den sterbenden Tetzel so edelmüthig, daß er ihm Trost zusprach, daß er ihn seiner herzlichen Theilnahme an seinem Schicksale versicherte.

Miltitz

Miltitz erhielt vom Pabst aber noch einen doppelten Auftrag. Erstlich sollte er den Kurfürsten von Sachsen gegen Luthern einzunehmen suchen, und sodann Luthern selbst von der fernern Behauptung seiner Meynungen zurückbringen. Dem Kurfürsten überreichte er eine goldene, vom Pabst geweihete Rose. Der Kurfürst schätzte aber dergleichen Heiligthümer jetzt weniger, als ehedem. Luther, der nach Altenburg kommen mußte, fand an dem Herrn von Miltitz einen feinen, Menschenkenntniß mit Klugheit und Mäßigung verbindenden Mann. Er erklärte sich gegen denselben bereit, seine Streitsache nicht weiter zu berühren. Ja er schrieb sogar in demüthigen Ausdrücken an den Pabst, sicherte demselben seine Unterwürfigkeit zu, und machte sich verbindlich, den Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche zu predigen.

Wie wohl hätten Luthers Gegner gethan, wenn sie sich damit begnügten! Aber ihr unbesonnener Eifer vereitelte alle die guten Folgen, welche die Bemühungen des Herrn von Miltitz hätten haben können. D. Eck,

 Pro-

Professor der Theologie zu Ingolstadt, ein zwar nicht unwissender, aber niedrig denkender, ungestümer Religionseiferer, äusserte sich über Luthers Meynung so laut und so verketzernd, daß der äusserst reitzbare Luther seine Entschließungen wieder änderte. Der Kurfürst, der auf Luthers Talente und Grundsätze nun schon ein Vertrauen zu setzen schien, fand keinen Beruf, ihm, wegen seiner Vertheidigung, Vorschriften zu machen, und Luther hielt seine Sache für so wichtig, daß er ihre Unterdrückung durchaus nicht gestatten wollte. Seinen Muth erhöhete noch der Umstand, daß der Kurfürst von Sachsen, nach dem Tode des Kaisers Maximilian (1519) das Reichsvikariat verwaltete, und daß ihn dieses, wenigstens auf einige Zeit, gegen ernstliche Verfolgungen schützte. Dieser Schutz war Luthern um so nöthiger, da sein Hauptgegner Eck zu Rom eine harte Bannbulle gegen ihn auswirkte, mit welcher er (1520) triumphirend nach Deutschland zurückkam.

Die päbstliche Bulle erklärte Luthern geradezu für einen Ketzer, verdammte 41

aus

aus seinen Schriften herausgehobene Sätze als ketzerisch, ärgerlich, fromme Ohren beleidigend, verführerisch; untersagte die Lesung seiner Schriften bey der Strafe des Bannes, und drohete, Luthern, in dem Falle, daß er in Zeit von 60 Tagen seine Irrthümer nicht feyerlich widerrufen würde, für einen Bösewicht, den jederman tödten könnte, zu erklären. Eck machte diese Bulle als päbstlicher Nuncius bekannt. Viele Fürsten wollten aber die öffentliche Anschlagung derselben gar nicht gestatten, und selbst katholische Schriftsteller äusserten über dieselbe ihre Mißbilligung.

Doch der Ton, den der mit Aerger und auch wohl mit Rachsucht erfüllte Luther jetzt gegen den Pabst anstimmte, war von der Ehrerbiethigkeit auch ziemlich weit entfernt. Als ihn Miltitz beredet hatte, sich noch einmahl vor dem Pabst zu demüthigen, erlaubte er sich in dem Schreiben an denselben zu sagen, der römische Hof wäre ärger und schändlicher als Sodom und Gomorra, oder Babylon; die römische Kirche stelle eine Mördergrube über alle Mördergruben, ein

 Buben-

Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünden, ingleichen des Todes und der Verdammniß, vor. „Indeß (so redete Luther den Pabst an) sitzest du, heiliger Vater, wie ein Schaaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, und wie Ezechiel unter den Scorpionen.“

Luther, der so dreist mit dem Pabst sprach, konnte auf die Bannbulle desselben keinen großen Werth setzen. War sie doch ohnedieß überall der Gegenstand des Spottes; besonders des Spottes der Studenten zu Erfurth und Leipzig! Indessen diente sie Luthern zu einem gewünschten Vorwande, von der päbstlichen Gerichtsbarkeit sich völlig loszusagen, und auf den Ausspruch einer unpartheyischen Kirchenversammlung sich zu berufen. Luther ergriff seit der Zeit jede Gelegenheit, die sich ihm darboth, seine Verachtung des Pabstthumes öffentlich zu beweisen. Seine Schriften wurden, auf Antrieb des Pabstes, zu Brüssel verbrannt. Luther baute nun vor dem Thore zu Wittenberg einen kleinen Scheiterhaufen, dem er, in

in Gegenwart der Studenten, die päbstliche Bulle, und die Decretalien, opferte. Das große Publicum bewunderte den Mann, der sich mit solcher Dreistigkeit über die Vorurtheile vieler Jahrhunderte hinwegsetzte. Es fiel ihm nun nicht mehr auf, wenn Luther in seiner Widerlegung den Pabst einen Tyrannen, einen Ketzer, einen Antichristen, einen Abtrünnigen, nannte.

Die päbstlichen Nuncien, die wegen der schnellen Ausbreitung dieser Neuerungen besorgt zu werden anfiengen, versprachen dem Erasmus, einem der größten Gelehrten dieser Zeit, ein Bisthum, wenn er es übernehmen wollte, Luthern zu widerlegen, oder lächerlich zu machen. Aber Erasmus war zu klug, als daß er in der Vertheidigung einer solchen Sache seinen guten Ruf hätte preisgeben sollen. Die Nuncien versuchten es hierauf, Luthern selbst durch große Anerbiethungen zu gewinnen. Sie versprachen ihm nicht nur hohe geistliche Würden, sondern sie wollten ihm auch, wenn er sich verbindlich machte, die Sache ruhen zu lassen, im Nahmen des Pabstes 2000 Du-

Ducaten auszahlen. Solche Anerbiethungen konnten aber auf Luthern, der von dem Gefühle desjenigen, was er für Wahrheit hielt, so ganz durchdrungen war, keinen Eindruck machen.

Der Zorn, den der Pabst über die Vereitelung seines Planes empfand, lösete sich nun in einer neuen Bannbulle auf, die Luthern nicht nur in den fürchterlichsten Ausdrücken verdammte, sondern auch alle seine Beschützer und Anhänger mit dem Banne bedrohete; die unter andern verordnete, daß Luther, unter Läutung der Glocken, für einen verfluchten Ketzer erklärt werden sollte. Aber diese Bulle konnte Luthern nur wenig Nachtheil bringen, da der größte Theil der deutschen Nation schon für ihn gewonnen war; da seine Ermahnung an den christlichen Adel deutscher Nation, sich seiner anzunehmen, und das päbstliche Joch abzuschütteln, einen so großen Eindruck gemacht hatte, daß schon viele von den angesehensten Familien sich zu seinem Schutze bereit erklärten.

Der neue Kaiser Karl V war, wegen seines Benehmens gegen Luthern, in ziemlicher Verlegenheit. Auf der einen Seite forderte ihn der römische Hof unausgesetzt und dringend auf, die lutherische Ketzerey mit den gewaltsamsten Mitteln zu unterdrücken; auf der andern fand er es, der deutschen Fürsten wegen, bedenklich, Luthern ungehört zu verdammen, und doch trug er anfangs Bedenken, ihn vor der Reichsversammlung erscheinen zu lassen. Endlich gab er (1521) dem Kurfürsten von Sachsen den Auftrag, Luthern mit nach Worms zu bringen. Luther war auch, aller Warnungen seiner Freunde ungeachtet, hierzu bereit. Man versah ihn mit Geleitsbriefen des Kaisers und anderer Fürsten. In seiner Gesellschaft reisete, unter andern Gelehrten, Hieronymus Schurf, sein rechtlicher Beystand. Als er von den Wittenbergern Abschied nahm, weinten Männer und Weiber, Kinder und Alte. Ueberall jauchzte ihm das Volk entgegen, strömte es, selbst von entfernten Gegenden, herbey, um den unerschrockenen, den bewundernswürdigen Mann zu sehen.

Unerschütterlich war auch Luthers Muth. Um diese Zeit dichtete er das erhabene Lied: „eine feste Burg ist unser Gott!“ Sein Ansehen war schon so groß, daß die katholischen Geistlichen zu Worms über seine Ankunft erschraken. Die damahlige Reichsversammlung war ausserordentlich zahlreich und glänzend. Luther erschien vor derselben gleich am Tage nach seiner Ankunft (17. April). Seine Worte und Blicke waren voll Muth. Man legte ihm zwey Fragen vor: 1) Ob er der Verfasser der unter seinem Nahmen herausgekommenen Schriften sey, und 2) ob er seine Irrlehren widerrufen wolle? Luther bath sich bis auf den folgenden Tag Bedenkzeit aus. An diesem hielt er mit der größten Unerschrockenheit eine zwey Stunden lang dauernde Rede, deren Inhalt er, auf Befehl des Kaisers, in lateinischer Sprache wiederholte. Alle Bemühungen der vornehmsten Theologen, ihn zum Widerrufe zu bewegen, waren vergeblich. Erst am späten Abend wurde Luther unter einer starken Begleitung nach Hause gebracht. Der unerschütterliche Muth, mit welchem Luther sprach, hatte ihm die Herzen man-

mancher von den versammelten Fürsten gewonnen. Seine Gegner waren beschämt. Ihr Aerger gieng in Rachsucht über, und an ihnen lag es wenigstens nicht, wenn Luther mit Huß nicht einerley Schicksal hätte. Aber Karl V widerstand allen Aufforderungen, ihn auf eine gewaltsame Art zu unterdrücken. Luther erhielt indessen (am 26sten) den Befehl, sich von Worms zu entfernen, und der Kaiser wurde, durch die dringenden Vorstellungen der höhern Geistlichkeit, und vornehmlich des Pabstes, bewogen, noch zu Worms (26. May) eine Verordnung ergehen zu lassen, nach welcher der unter Menschengestalt in einer Mönchskutte versteckte Teufel in die Reichsacht erklärt, und von jedem, der ihn in seiner Gewalt haben würde, in Verhaft genommen, und ausgeliefert werden sollte. Eben dieses Schicksal drohete man auch den Gönnern und Anhängern desselben.

Dieses wormser Edikt wurde von der ganzen deutschen Nation mit dem äussersten Unwillen aufgenommen, und mehrere Fürsten verweigerten die Vollziehung desselben. Der

für Lüthern zärtlich besorgte Kurfürst von Sachsen hielt es aber doch für nathwendig, ihn wenigstens auf einige Zeit den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. Luther, den er schon zu Worms darauf vorbereitet hatte, wurde, nicht weit von Eisenach, von einigen kurfürstlichen Beamten angehalten, und auf das Schloß Wartburg, den Wohnsitz der alten Landgrafen von Thüringen, gebracht. Während daß das Publicum in dem Wahne stand, Luther wäre von seinen Feinden aus der Welt geschafft worden, lebte der wittenbergische Professor auf seinem Pathmus (so nannte er die Wartburg); unter dem Nahmen eines Junkers Jürge, kam er, als Junker Jürge, im Panzer, in Stiefeln und Sporen, zuweilen nach Eisenach.

Dem muntern und thätigen Luther wurde der einsame Aufenthalt auf der Wartburg bald unerträglich. Die Jagd gewährte ihm keinen Zeitvertreib; es fehlte daher seinem Körper an Bewegung, und das viele Sitzen machte ihn kränklich und hypochondrisch. Sein feuriges Blut drängte sich zu sehr nach

nach dem Kopfe. Kein Wunder, wenn er den Teufel, mit dem er sich so viel beschäfftigte, nicht nur im Traume, sondern auch im Fieber, sah, wenn er im Unwillen das Dintefaß nach ihm warf. Luther arbeitete während dieser Muse manche Schrift aus; auch fieng er die Verdeutschung der Bibel an. Endlich aber brachten ihn die Unruhen, die während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ausgebrochen waren, zu dem Entschlusse, ohne Anfrage bey dem Kurfürsten, sein Pathmos zu verlassen, und (1522 im März) nach Wittenberg zurückzukehren.

Unter Luthers Collegen zu Wittenberg befand sich auch Karlstadt, ein gutmüthiger, aber schwärmerischer und unüberlegsamer Mann, dem Luthers Glaubensreinigung noch nicht Gnüge leistete. Unter andern läugnete er die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle. Dergleichen Reformationsschwärmer gab es aber um diese Zeit noch an andern Orten. Vornehmlich war die erzgebirgische Stadt Zwickau ein Schauplatz solcher Leute, unter welchen sich besonders Nicolaus Storch und Marcus Stüb-

Stübner, zwey Tuchmachergesellen, aber übrigens nicht ganz unwissende Leute, emporhoben. Storch gieng in seiner Schwärmerey so weit, daß er sich göttlicher Offenbahrungen rühmte; daß er sich für einen göttlichen Gesandten ausgab; daß er, nach dem Beyspiele Christi, sich 12 Apostel und 72 Jünger wählte. Als er durch die Obrigkeit von Zwickau fortgejagt wurde, gieng er, nebst Stübnern, nach Wittenberg, wo er vornehmlich Karlstadten für seine Schwärmerey sehr empfänglich fand. Man erklärte unter andern die Kindertaufe für ungültig; und nun sollten alle erwachsenen Personen die heilige Christenweihe von neuen empfangen. Die Bilder in den Kirchen nannte man Abgötterey. Daher stürmte ein Haufe dieser Schwärmer einst in die Schloßkirche, zerschlug alle Statüen, riß alle Bildnisse von den Wänden, und beraubte sogar die Altäre ihrer Zierrathen. Das Studiren erklärte man für eine zwecklose Sache. Nachbar Andreas (so nannte sich Karlstadt) ackerte, pflügte, fuhr Mist, und spaltete Holz.

Der vernünftigere Theil der Professoren munterte Luthern heimlich auf, nach Wittenberg zurückzukommen, um diesem Unwesen sein Ende zu bestimmen. Luther erschien ganz unvermuthet in ritterlicher Kleidung, und mit einem langen Barte. Schon die bloße Nachricht von seiner Ankunft entfernte viele von den Schwärmern; noch mehrere aber entfernten seine 8 Tage lang fortgesetzten nachdrucksvöllen Predigten.

Der Kurfürst verzieh Luthern seine eigenmächtige Entfernung von der Wartburg, da sie zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung in Wittenberg so viel beygetragen hatte, und Karlstadt wurde verbannt. Friedrich bewies sich jetzt, als ein Gönner und Beschützer Luthers, so thätig, daß ihm Adrian VI, Leos X Nachfolger, der von den zu Nürnberg versammelten Reichsständen die Vollziehung des wormser Edikts forderte, in einem mit harten Ausdrücken angefüllten Schreiben, vergebens mit der Strafe des ewigen Feuers drohete.

Luther vollendete indessen seine Glaubensverbesserung. Er arbeitete mit allem Eifer,

und der größten Sorgfalt, an seiner Verdeutschung der Bibel, die für die deutsche Nation ein klassisches Buch wurde; er änderte, seinen Grundsätzen gemäß, den Gottesdienst und die Liturgie; er vertauschte die lateinischen Kirchengesänge gegen deutsche Lieder, welche die ganze Gemeinde verstand und mitsang. Sein kleiner Katechismus trug die vornehmsten Lehren des Evangeliums so einfach und deutlich vor, daß zur Beurtheilung derselben schon der gesunde Menschenverstand hinreichte. Da mußte die Zahl von Luthers Verehrern unter dem gemeinen Volke immer größer werden! Dieses schien durch Luthers Lehren aus seiner bisherigen Sclaverey gleichsam herausgerissen. Es fühlte die Rechte der Menschen und der Christen jetzt weit inniger, als ehedem. Schade, daß dieses schöne Gefühl zur Veranlassung des unseligen Bauernkrieges gemißbraucht wurde!

Elftes Kapitel.

Bauernkrieg. Wiedertäufer=Unruhen in Münster. Befestigung der lutherischen Reformation. Augsburgisches Glaubensbekenntniß. Ulrich Zwingli. Johann Calvin.

Luthers heftiger Ton, seine Unerschrockenheit, sein Heldenglaube, seine oft so unehrerbiethig freymüthige Behandlung der Großen, machte vornehmlich auf das gemeine Volk einen starken Eindruck. Die christliche Freyheit, die Luther so laut und so nachdrücklich predigte, schien dasselbe zur Befreyung von so manchem, ihn sehr drückenden Verhältnisse, zu berechtigen. Die Leibeigenschaft, der Zehnte, den die Geistlichkeit bekam, die Frohndienste, die den weltlichen Herren entrichtet werden mußten, das Verboth,

nach Belieben zu jagen, zu fischen, und sich mit Holz zu versehen, schienen den Bauern unerträgliche Lasten. Schon hatten sie hier und da Versuche gemacht, denselben sich zu entziehen; aber diese Versuche giengen noch nie so ins Große, wie jetzt; noch nie hatten so wie jetzt die Bauern fast in ganz Deutschland gelärmt.

Der von Wittenberg verbannte Karlstadt befand sich um die Zeit des Ausbruches dieser Unruhen (1524) in Rothenburg an der Tauber, wo er schwärmerische Predigten hielt, und Bilderstürmereyen veranlaßte. Wie leicht konnte sein Beyspiel für die benachbarten Bauern ansteckend werden! Wenigstens befanden sich unter denen, die in Schwaben sich zuerst zusammenrotteten, manche Freunde und Schüler desselben.

Die Häupter dieser schwäbischen-Mißvergnügten waren Leute, die mit der Feder umzugehen verstanden. Dieß beweisen die zwölf Artikel, deren Abstellung sie durchsetzen wollten. Diese enthielten weiter nichts, als solche Dinge, die den Zustand der Bauern besonders drückend machten. Die reitzende Aussicht, von denselben befreyt zu werden, verschaffte dem Schwarme der Empörer einen so schnellen Zuwachs, daß er bis auf 16,000 stieg. Aber ein großer Theil derselben fiel unter den unbarmherzigen Streichen der schwäbischen Fürsten und Herren, denen die fränkischen treulich Beystand leisteten. Während der Zeit rotteten sich aber auch die Bauern in Franken zusammen. Ihr General war ein ausschweifender Gastwirth vom Odenwalde, Nahmens Metzler. Er hielt ziemlich gute Ordnung, und die fränkischen Grafen und Herren fühlten seine Uebermacht so nachdrücklich, daß sie ihren Unterthanen die 12 Artikel zugestehen mußten. Dennoch verschworen sich die Franken, aus Rache wegen der niedergehauenen schwäbischen Bauern, gegen das Leben aller Pfaffen und Edelleute, von welchen mancher nun durch die Spieße gejagt wurde. Die lärmenden Bauern wagten sich auch an die Städte. Heilbronn und Aschaffenburg öffneten ihnen die Thore. Nun schlossen sich die Odenwälder an die Franken an. Zuletzt (1525 im April) war ihr Haufe bis auf 20,000 Mann

Mann angewachsen. Zu ihren Anführern gehörte auch Götz von Berlichingen, einer der berühmtesten Ritter seiner Zeit, den sie, wie er selbst sagt, zwangen, „ihr Narr und Hauptmann zu werden.“ Er mußte das Schloß bey Wirzburg belagern helfen. Um diese Zeit mußten auch der Bischof von Speyer, und der Markgraf von Baden, ihren Bauern nachgeben. Am ganzen Rheinstrome breitete sich nun das Feuer der Unruhe aus. Im Wirtembergischen hatten sich die Bauern aller Städte und Schlösser, bis auf Tübingen und Hohenasperg, bemächtigt. Alle Klöster wurden geplündert und verwüstet. Endlich floß vor Elsaßzabern ein Schwarm von 30,000 Bauern zusammen. Aber der Herzog Anton von Lothringen brachte, durch eigene und fremde Mannschaft, ein so ansehnliches Heer zusammen, daß er jenen Haufen zerstreute. Viele tausend Bauern wurden nun von den erbitterten lothringischen Edelleuten niedergehauen.

In der Pfalz stellte Eisenhut, ein ehemahliger Pfarrer, den Bauerngeneral vor. Vergebens both ihm der damahlige Kur-

fürst, der das Blutvergießen zu verhindern wünschte, einen Vergleich an. Hierauf brachte er, mit Hülfe des Kurfürsten von Trier, ein Heer von 6000 Mann zusammen. Die Stadt Bruchsal, die sich mit den Bauern in eine Verbindung eingelassen hatte, verlor ihre Thore und Mauern. Nachdem der Kurfürst seine Bauern zerstreut hatte, vereinigte er sich in Schwaben mit dem Erzfeinde derselben, dem Truchseß von Waldburg, der, als Anführer der Truppen des schwäbischen Bundes, die Bauern mit der unbarmherzigsten Strenge behandelte. Viele tausend Bauern wurden niedergehauen; ja, man verbrannte sie sogar in den Dörfern, wo sie eine Zuflucht suchten. Ein Markgraf von Brandenburg ließ 60 Bauern die Augen ausstechen, und vielen noch überdieß die Finger abschneiden. Nicht alle Fürsten und Edelleute verfuhren aber gegen die Bauern so grausam. Der edle Frunsberg brachte durch seine Vorstellungen viele Bauern wieder zur Besinnung. Auch der Landgraf von Hessen, und der Markgraf von Baden, giengen mit ihren aufrührerischen Bauern menschlich um. Die meisten Edelleute konnten es aber

 den

den Bauern gar nicht verzeihen, daß sie ihre Schlösser geplündert und zerstört hatten; daß sie sich so viele Freyheiten anmaßen wollten, die mit den großen Vorrechten des Adels so sehr im Widerspruche standen.

Der letzte Akt dieses Bauernlärmes wurde in Thüringen gespielt. Auch hier gab ein verlaufener Prediger den Oberanführer ab. Thomas Münzer, einer von den wittenbergischen Schwärmern, Pfarrer zu Altstädt in Thüringen, rühmte sich, Offenbahrungen und Erscheinungen zu haben, glaubte sich zu auffallenden Neuerungen im Gottesdienste berechtigt, und machte die Obrigkeit sehr fleißig zum Gegenstande seiner Strafpredigten. Seine Schwärmerey gieng so weit, daß er eine Kirche nicht nur plünderte, sondern auch abbrannte. Als das Consistorium zu Weimar sein Benehmen ernstlicher zu betrachten anfieng, entfernte er sich durch eine freywillige Verbannung. Auch zu Nürnberg wurde die Obrigkeit auf den schädlichen Schwärmer bald aufmerksam. Er kehrte nun wieder nach Thüringen zurück. Zu Mühlhausen, wo er jetzt seinen Sitz aufschlug, verschafften ihm seine schwärmerischen Predigten einen so großen Anhang, daß er sich der Regierung bemächtigen konnte. Sein Plan umfaßte jedoch ganz Thüringen. Vorher aber wollte er den Ausgang der Bauernunruhen in Franken abwarten. Allein seine Gehülfen, vornehmlich sein Untergeneral Pfeifer, ein verlaufener Mönch, konnte seine Begierde, den Adel in Thüringen auszurotten, nicht länger unterdrücken.

Pfeifer kehrte von einem nach dem Eichsfelde vorgenommenen Streifzuge, auf welchem er Kirchen, Klöster und Edelhöfe geplündert hatte, mit vieler Beute nach Mühlhausen zurück. Sein Beyspiel war nicht allein für die mühlhäuser Bürger, sondern auch für die benachbarten Bauern, verführerisch. Diese rotteten sich nun (1525 im April) überall zusammen, zerstörten die Kirchen und Klöster in und ausser den Städten, selbst zu Erfurth, Nordhausen, und Eisenach, plünderten und verjagten die Edelleute, und zerrissen alle Bücher und Urkunden, die sie als die Ursachen ihrer Be-

Bedrückungen betrachteten, mit der wüthendsten Unbarmherzigkeit. Wie mancher Schatz für die vaterländische Geschichte gieng damahls verlohren!

Der größte Haufe von diesen Bauern versammelte sich bey Frankenhausen, in der untern Grafschaft Schwarzburg. Ihnen gesellte sich Münzer mit 300 von seinen Anhängern zu. Jetzt versammelten aber die benachbarten Fürsten, als die Herzoge Georg und Johann von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, und der Herzog Heinrich von Braunschweig, ihre Ritter, nebst einigem Fußvolke, und rückten gegen die bey Frankenhausen versammelten Bauern an. Ihr Anmarsch brachte dieselben so sehr zur Besinnung, daß sie sich gegen die Fürsten bereitwillig erklärten, in ihre Heimath zurückzukehren. Da diese aber auf der Auslieferung der Rädelsführer bestanden, so brachte Münzer durch eine hinreissende Rede, deren Eindruk ein eben erscheinender Regenbogen noch erhöhete, die Bauern so weit, daß sie ihm Standhaftigkeit angelobten. Vergebens forderte nun (15. May) ein adelicher Abgeordneter die Bauern zur Unterwürfigkeit auf. Er starb von den Spießen der Bauern durchbohrt. Jetzt brannten die Fürsten und Edelleute vor Begierde, die verblendeten Bauern recht nachdrücklich zu züchtigen. Das Lager der Bauern war mit einer starken Wagenburg eingeschlossen. Diese verließen sich aber, auf Münzers Versprechungen vertrauend, so fest auf einen besondern göttlichen Beystand, daß sie wenig Widerstand thaten. Die Kanonenkugeln der Fürsten benahmen ihnen aber auch bald allen Muth so gewaltig, daß sie sich, gleich dem Schlachtvieh, niedermetzeln ließen, und die Zahl derer, welche die Fürsten und Edelleute ihrer Rachsucht aufopferten, belief sich über 7400. Dreyhundert starben unter den Händen der Scharfrichter. Münzer und Pfeifer mußten, ehe man ihnen den Kopf abschlug, schreckliche Martern ausstehen. Mühlhausen und andere Städte, die an diesem Bauernaufruhre Antheil genommen hatten, mußten große Geldsummen erlegen. Auch starben noch viele unter den Händen des Scharfrichters. Man rechnet auf 50,000 Bauern, die in diesem Kriege ihr Leben ein-

einbüßten. Luther äusserte über diese Unruhen den lebhaftesten Aerger; indessen versäumte er diese Gelegenheit auch nicht, den Fürsten und Herren manche bittere Wahrheit zu sagen.

Einen ähnlichen Auftritt veranlaßte die Schwärmerey der Wiedertäufer. Diese wurden, weil der unduldsame Luther alle Obrigkeiten zur Ausrottung derselben aufgefordert hatte, mit großem Eifer verhaftet und hingerichtet. Eine kleine Colonie derselben fand jedoch ihre Zuflucht in den Niederlanden. Von hier wagten sich einige von ihnen nach Westphalen, und vornehmlich nach Münster, dessen Einwohner zur Schwärmerey und zum Aufruhre große Neigung zeigten. Schon hatten sie (1533) den Katholischen ihre meisten Kirchen weggenommen, und das Domkapitel verjagt. Ihren Geist der Unruhe feuerten nun zwey Wiedertäufer, die aus den Niederlanden herbeykamen, noch stärker an; Johann Mathiesen, ein Becker von Harlem, und Johann Bockolt, ein Schneider aus Leiden. Diese fanden bald einen so großen Anhang, daß

daß die Obrigkeit ihre Entfernung für nöthig hielt. Plötzlich rennte aber einer derselben durch die Gassen, unausgesetzt schreyend: „thut Buße, und laßt euch von neuen taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen!“ Der Schreyer wurden immer mehrere. Viele ließen sich gutwillig taufen; viele wurden dazu gezwungen. Mathiesen und Bockolt, die sich göttlicher Offenbahrungen und Eingebungen des heil. Geistes rühmten, verkündigten ein neues Reich Christi auf der Erde; verkündigten die Ausrottung aller Tyrannen, nebst völliger Freyheit und Gleichheit. Ihre Anhänger bemächtigten sich des Geschützes und des Zeughauses. Sie setzten nun eine Revolution durch, durch die Bernhard Knipperdolling, ein kühner Schwärmer, an das Ruder der Stadtregierung kam. Die reichen und vernünftigen Bürger wanderten aus. Ihre Stelle nahmen Schwärmer aus den benachbarten Oertern ein. Münster ward nunmehr ein Tummelplatz schwärmerisch-gewaltsamer Auftritte. Man plünderte und verbrannte die Kirchen; man schaffte allen Vorrath von edlen Metallen, und andern Kost-

Kostbarkeiten, in ein öffentliches Haus. Ausser der Bibel blieb kein einziges Buch vom Feuer verschont. Als Mathiesen bey einem Ausfalle erschlagen worden war, spielte Johann Bockolt von Leiden, der ihn an Schwärmerey noch übertraf, die Hauptrolle.

Johann schrie, nackend durch die Gassen laufend, immer fort: „das Königreich Zion ist vor der Thür — das Hohe auf Erden soll erniedrigt, und das Niedrige dagegen erhöhet werden!" — Zucht und Ordnung wurden jetzt ganz über den Haufen geworfen. Johann predigte die Nothwendigkeit der Vielweiberey. Er selbst las sich gleich unter den schönsten Madchen seines Reiches drey Gemahlinnen aus. Sein Beyspiel fand natürlich Nachahmer. Die noch übrigen rechtschaffenen Bürger ermannten sich zwar, um diesen Unfug zu endigen, und brachten den Knipperdolling, und andere, in Verhaft; sie wurden aber von dem Pöbel überwältigt, und 50 von ihnen starben als ein Opfer seiner Wuth. Da nun niemand einen Widerspruch wagte, so ließ sich Johann durch einen vermeynten Propheten für einen König

König erklären. Knipperdolling gab den Reichsstatthalter ab. Der neue König legte sich einen Hofstaat, eine Leibwache, einen Harem von 16 Weibern, zu; er ließ Goldstücke mit seinem Nahmen prägen. Seine oberrichterliche Strenge gieng so weit, daß er einer von seinen Gemahlinnen mit eignen Händen den Kopf abhieb. Das Ende seines Reiches war aber nunmehr gekommen. Der Bischof war, von andern Fürsten unterstützt, (1534) endlich im Stande, seine Residenzstadt wieder unter seine Gewalt zu bringen, und der König Johannes hatte nun das traurige Schicksal, daß man ihn erst in der ganzen Stadt zur Schau herumführte, hernach mit schrecklichen Martern hinrichtete, und endlich an dem höchsten Thurme der Stadt aufhieng.

Luthers Feinde versäumten es nicht, diese Unruhen und Empörungen auf seine Rechnung zu schreiben. Dafür aber hatte er die Freude, daß seine Lehre in Deutschland immer mehr Verehrer fand; daß der neue Kurfürst von Sachsen, Johann der Beständige, sie (1528) in seinem Lande öffentlich ein-

einführte; daß der Landgraf von Hessen, und andere Fürsten des nordlichen Deutschlands, dem Beyspiele desselben folgten.

Nach Luthers Grundsätzen waren die Klöster für die Christenheit eben so überflüßig, als schädlich. Luther hatte nicht nur die deutschen Ritter aufgefordert, dem Gelübde der Keuschheit zu entsagen; er hatte auch die Mönche und Nonnen zur Verlassung ihrer Klöster aufgemuntert. Diese Aufmunterung blieb nicht lange ohne Wirkung. Auf einmahl (1523) fanden sich 9 adeliche Nonnen aus dem Kloster Nimptschen bey Grimma in Luthers Wohnung zu Wittenberg ein, und bathen den, der ihren Entschluß erzeugt hatte, um seine Fürsorge. Einige unterstützte er selbst; andere brachte er bey seinen Collegen unter. Seinen Feinden gab dieses Ereigniß zu manchen bittern Anmerkungen Gelegenheit; dem großen Manne, der bey dieser Gelegenheit blos edel und rechtschaffen handelte, konnten aber solche Anmerkungen keinen Schaden bringen. Das Beyspiel der Nonnen fand indessen Nachahmer. Die Mönche des Augustinerklosters

zu

zu Wittenberg, zu deren Mitgliedern Luther gehörte, wanderten alle aus, und Luther selbst vertauschte nun die Mönchskutte gegen den Priesterrock. Viele Klosterversammlungen wurden (1525) durch die aufrührerischen Bauern aufgelöset. Die Fürsten benutzten diese gute Gelegenheit, die Klöster völlig aufzuheben. Den alten Mönchen wiesen sie einen Jahrgehalt an; die jungen, die ihre Kräfte noch beysammen hatten, erhielten die Weisung, ein Handwerk zu erlernen. Die schönen Klostergüter, welche die Fürsten bey dieser Veränderung vorzüglich im Auge hatten, verwandelten sich in Schulen, in Hospitäler, in Kammergüter.

Luther, der nun kein Mönch mehr war, hielt sich zu dem Gelübde der Keuschheit nicht länger verpflichtet. Unter den 9 Nonnen, die sich in seinen Schutz begeben hatten, befand sich Katharine von Bora aus Meißen, die den Reformator so liebenswürdig fand, daß sie den Gedanken, ihn zu heyrathen, durchaus nicht aufgeben wollte; daß sie daher zwey andere Heyrathsanträge, die ihr Luther machte, ausschlug. Ihre

Stand-

Standhaftigkeit bewog endlich Luthern (1525 im Jun.) zu dem Entschlusse, sie zu seiner Gattin zu wählen. Aber das Vergnügen, das er über diese Veränderung fühlte, störte der Umstand, daß Luthers Vater, der eine Priesterehe verabscheute, die Heyrath seines Sohnes sehr ungern sah. Luthers Beyspiel verschaffte nun allen den Pfarrern, die seine Grundsätze annahmen, das häusliche Glück, das sie ohne ihn vielleicht auf immer entbehren mußten. Wie manchen jungen, gefühlvollen Geistlichen mag nun nicht die Liebe dem lutherischen Glauben zugeführt haben!

Schon hatte ein großer Theil von Deutschland diesen Glauben angenommen. Die katholischen Bischöfe fühlten eine immer lebhaftere Besorgniß. Sie, und die weltlichen Fürsten, die für die Erhaltung der katholischen Religion eben so eifrig gesinnt waren, drangen, in Verbindung mit dem Pabst, in den Kaiser Karl V, daß er ernstlich darauf bedacht seyn möchte, die Anhänger Luthers in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzubringen. Auch be-

bewirkten sie, durch die Mehrheit der Stimmen, auf dem Reichstage zu Speyer (1529) einen Reichsabschied, dessen Vollziehung dem lutherischen Glauben sehr verderblich werden konnte. Die lutherischen Fürsten hielten sich daher berechtigt, gegen denselben feyerlich zu protestiren. Die Katholischen nannten sie seitdem Protestanten.

Die unaufhörlichen Vorstellungen der Katholischen bewogen Karln, der Untersuchung und Beylegung der Glaubensstreitigkeiten eine Reichsversammlung zu widmen, die zu Augsburg gehalten werden sollte. Da er diese Absicht vorher ankündigte, so glaubten die lutherischen Fürsten diese Gelegenheit ergreifen zu müssen, die deutsche Nation mit den vornehmsten Grundsätzen ihres Glaubens bekannt zu machen, um ihre Absonderung von den Katholischen gleichsam zu rechtfertigen. Von der Darstellung dieses Glaubensbekenntnisses mußte sehr sorgfältig alles dasjenige entfernt werden, was die Gegenparthey zur Erbitterung reitzen konnte. Einen dieser Absicht angemessenen, ruhigen, leidenschaftlosen Ton durfte man sich von dem

dem feurigen Luther nicht versprechen. Man übertrug daher die Ausarbeitung dieses Glaubensbekenntnisses seinem Amtsgenossen Philipp Melanchthon. Dieser vortreffliche Mann von Bretten in der Unterpfalz, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, der an Luthers Reformation einen sehr thätigen Antheil nahm, klein, hager, übelgestaltet, aber noch scharfsinniger als Luther, und weit behutsamer und vorsichtiger, brachte alle diejenigen Glaubenssätze, durch welche sich die neue Lehre von der alten unterschied, in 28 Artikel, bey welchen er diejenigen zum Grunde legte, die Luther einer Fürstenversammlung zu Torgau übergeben hatte. Luther durfte, des wormser Edikts wegen, nicht nach Augsburg kommen; er blieb daher zu Koburg zurück. Melanchthon reisete hingegen mit seinem Glaubensbekenntnisse zur Reichsversammlung.

In der sogenannten Capitelstube, in dem bischöflichen Pallaste zu Augsburg, in einer Versammlung von 200 geistlichen und weltlichen Fürsten, las der kursächsische Kanzler D. Bayer (1530 am 25. Jun.) das

Glaubensbekenntniß eines ansehnlichen Theiles der deutschen Nation mit dem ganzen Gefühle der Ehre, die ihm dadurch zu Theil wurde, und mit lauter Stimme, vor. Nach der Ablesung überreichte der Kurfürst dem Kaiser sowohl die deutsche Urschrift, als die lateinische Uebersetzung derselben; der Kaiser nahm aber nur die letztere an.

Auf den Kaiser und die katholischen Fürsten wirkte die augsburgische Confession gar nicht; desto mehr wirkte sie aber auf diejenigen, die sich zu dieser neuen Lehre schon hinneigten, wirkte sie auf solche, die in ihrer günstigen Meynung von derselben noch nicht recht befestigt waren. Um so mehr aber hielten es die katholischen Fürsten für nöthig, ihr eine Widerlegung entgegenzusetzen, die jedoch der Absicht, die sie erreichen sollte, so wenig entsprach, daß sie selbst dem Kaiser und seinen Ministern nicht gefiel. Daß man ihr nicht viel zutraute, könnte man auch aus dem Umstande schließen, daß man den Protestanten, die sie doch zunächst angieng, keine Abschrift derselben mittheilen wollte. Die Katholischen glaubten übrigens durch

durch dieselbe berechtigt zu seyn; auf gar keinen Vergleich sich einzulassen. Eben dieser Ursache wegen nahmen sie auch die Apologie, oder die Vertheidigungsschrift der Protestanten, nicht an. Man setzte denselben eine Frist bis zum 15ten April des folgenden Jahres. Bis dahin sollten weiter keine Neuerungen in Schriften vorgetragen werden. Die Bemühungen der katholischen Parthey, die Standhaftigkeit der Protestanten zu erschüttern, waren jedoch vergebens. Jene äusserte ihr dadurch gekränktes Gefühl in dem Reichsabschiede, der die protestantische Lehre auf der verabscheuungswürdigsten Seite darstellte; der sie den unvernünftigsten Sekten an die Seite setzte. Man bestand darauf, daß der vorige Zustand des deutschen Kirchenstaates völlig wieder hergestellt werden sollte; man drohete mit der schwersten kaiserlichen Ahndung.

Als die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß zu Augsburg überreichten, hatten sie das Mißvergnügen, daß vier Reichsstädte, die sie bisher zu ihren Mitgliedern rechneten, und zwar Straßburg, Costnitz, Memmingen und Lindau, dasselbe nicht unterzeichneten, sondern eine besondere Darstellung ihres Glaubens übergaben. Sie stimmten darin der Meynung des schweitzerischen Reformators Zwingli bey.

Ulrich Zwingli, gebohren zu Wildhausen in Toggenburg (am 1. Jan. 1484), der Sohn des dasigen Ammans (Beamten), bildete seine Fähigkeiten auf den Schulen zu Basel und zu Bern aus. Auf der letztern Schule flößte ihm der damahlige Rektor Lupulus (Wölflin) die Liebe für das Studium der Alten, und für die Dichtkunst, ein. Seine literärische Bildung vollendete er auf der Universität zu Wien. Nach seiner Rückkehr wurde er zu Basel Schullehrer. Hierauf begleitete er das Kriegsvolk seines Vaterlandes auf einem Feldzuge nach Mayland, der seine Welt- und Menschenkenntniß vermehrte. Nun wurde er (1518) Prediger zu Zürich, und, zu einerley Zeit mit Luthern, arbeitete er mit Eifer an einer den Vorschriften der heil. Schrift angemessenern Art der Kanzelvorträge, in welchen die Bibel nicht nur erläutert, sondern auch durch

Bemerkungen für das Leben, und die Bedürfnisse der Zuhörer, nützlich werden sollte. Er selbst gab, in Ansehung solcher Vorträge, ein vortreflicher Muster ab. Oft benutzte er dieselben, um mit erschütternder Heftigkeit, mit der wärmsten Theilnahme, die Mißbräuche und Irrthümer seiner Zeitgenossen zu rügen, und seine Freymüthigkeit wurde von einer Zeit zur andern immer größer. Daher konnte auch der Barfüßermönch Samson für seine Ablaßzettel keine Abnehmer finden. Zwingli setzte es auch durch, daß der Rath zu Zürich den übrigen Stadtgeistlichen nach seiner Art zu predigen befahl. Da nun, nach Zwinglis Grundsätzen, die Bibel der einzige Maßstab für alle Religionsuntersuchungen seyn sollte, so fieng man natürlich an, die Lehre von den Fasten, die körperliche Gegenwart Christi bey dem Abendmahle, und andere dergleichen Lehrsätze der päbstlichen Kirche, in Zweifel zu ziehen. Auf diese Zweifel bemühete sich Zwingli die aufgeklärtesten Männer seiner Zeit aufmerksam zu machen. Als daher die Schriften Karlstadts, der in Ansehung der Lehre vom Abendmahle mit

mit ihm übereinstimmend dachte, nicht nur zu Straßburg und Basel, sondern auch zu Zürich, verbothen wurden, so vertheidigte er dessen Meynung auf der Kanzel; so erboth er sich, die Unrichtigkeit der Brod- und Weinverwandlung öffentlich zu beweisen. Auch glückte ihm (1524) dieser Beweis so gut, daß der Stadtrath zu Zürich nicht weiter auf die Beybehaltung der Messe drang. Sein Freund Oekolampadius (Hausschein) setzte eben diese Grundsätze zu Basel durch. Viele von den Bewohnern der Rheinländer zogen dieselben den lutherischen vor. Aber Luther, der doch selbst so gern reformirte, haßte andere Reformatoren so gewaltig, daß er behauptete, die Abendmahlslehre, der Karlstadt, Zwingli und Oekolampadius, Beyfall gaben, müsse vom Teufel herkommen. Der Landgraf Philipp von Hessen gab sich viele Mühe, die lutherischen Theologen mit den schweitzerischen zu vereinigen; aber es gelang ihm nicht, und jene erklärten die schweitzerische Lehre vom Abendmahle geradezu für irrig. Luther nannte sie den giftigsten, schädlichsten und seelenverderblichsten aller Irrthümer, und wenn

wenn er die strengen Maßregeln gegen die Verehrer derselben auch nicht veranstaltete, so mißbilligte er sie doch auch nicht. Auf diese Art konnte die Einigkeit unter den Protestanten freylich nicht hergestellt werden. Zwingli starb nicht lange hernach als Held.

Die von ihm aufgestellten Grundsätze fanden nicht in allen Kantonen der Eidesgenossenschaft Beyfall; manche derselben blieben vielmehr dem katholischen Glauben standhaft ergeben. Wenn nun in den gemeinschaftlichen Vogteyen die eine Regierung ihre Religion aufrecht erhalten, die andere aber ihre neuen Lehrsätze einführen wollte, so war ein lebhafter Streit unvermeidlich, und es gewann beynahe das Ansehen, als wenn, der Religionshändel wegen, die ganze Eidesgenossenschaft in zwey Verbindungen sich auflösen würde. Auch standen beyde Partheyen schon gegeneinander zu Felde, als Aebli aus Glarus sich (1529 im Jun.) das Verdienst erwarb, seinem Vaterlande den ersten Religionsfrieden zu verschaffen. Jeder Kanton behielt das Recht, sich seine Religion zu wählen; in den

den gemeinschaftlichen Vogteyen sollte aber die damahlige Kirchenverfassung fortdauern. Nun waren zwar die Kantone verglichen; aber die Gemüther nicht miteinander ausgesöhnt. Täglich kamen neue Beleidigungen, neue Klagen, vor. Zürich und Glarus wollten keinen neuen Abt von St. Gallen wählen lassen. Darüber kam es zwischen ihnen, und den katholischen Kantonen, zum Kriege. Zwingli begleitete das Kriegsvolk seines Vaterlandes im grünen Rocke, und fiel (1531 am 11. Oct.) in der für Zürich unglücklichen Schlacht bey Kappel. Sein Leichnam wurde von den erbitterten Feinden schrecklich gemißhandelt. So starb Ulrich Zwingli, unstreitig einer der größten Männer seines Jahrhunderts, der mit seinem großen, vielumfassenden Geiste, der ihn vor allen fruchtlosen Grübeleyen bewahrte, eine überwiegende Liebe für die schönen Wissenschaften, und für die Tonkunst, eine stets heitere und frohe Laune; aber auch nicht wenig Neigung für den Genuß der Lebensfreuden, verband. Er war einer der gebildetesten Männer seiner Zeit, und dennoch ganz offen und aufrichtig; und dennoch ein

ein strenger Verehrer der Wahrheit. Seine Schriften empfehlen sich durch einen faßlichen und angenehmen Vortrag.

Zu den Reformatoren in der Schweitz gehört auch Calvin, dessen Grundsätze in einem großen Theile von Europa herrschend wurden. Jean Chauvin, gebohren (1509) zu Noyon, im ehemahligen Isle de France, der Sohn eines strengen Vaters, und einer frommen Mutter, studirte, als er schon Geistlicher war, zu Orleans die Rechtswissenschaft, und zu Bourges die Theologie, und die griechische Sprache, mit einem so ausserordentlichen Eifer, daß er bald Vorlesungen halten konnte. Jetzt lernte er auch die Bibel kennen, und er fand zwischen dem Inhalte derselben, und den Grundsätzen der römischkatholischen Kirche, einen so auffallenden Unterschied, daß er seiner Ansicht anfangs selbst nicht traute. Als er aber, 24 Jahre alt, (1532) nach Paris kam, war seine Neigung für die Reformation schon so entschieden und bekannt, daß alle Verehrer derselben seinen Umgang, und seinen Unterricht, suchten. Er hielt in ihren heim-

heimlichen Zusammenkünften öftere Reden, die sich durch Kraft und Würde auszeichneten, in welchen er den Grundsatz, die Wahrheit nie zu verschweigen, unausgesetzt geltend machte. Seine höhern Talente verschafften ihm unter seinen Glaubensgenossen bald ein so großes Ansehen, daß sie ihn als ihr Haupt betrachteten. Aber die unbarmherzige Behandlung, welche die Verehrer der Reformation zu Paris erfuhren, vertrieb den Chauvin von Paris nach Basel, in eben die Gegend, wo schon Zwingli und Hausschein Reformatoren abgegeben hatten. In Basel, wo Chauvin noch die hebräische Sprache lernte, machte er das Publicum zuerst mit seinen neuen Religionsgrundsätzen bekannt. Er ließ nehmlich seinen Unterricht in der christlichen Religion *), ein eben so gelehrtes, als gründlich geschriebenes Werk, drucken. In der Vorrede, die er an den König Franz I richtete, suchte er denselben auf den traurigen Zustand seiner der Reformation ergebenen Unterthanen aufmerksam zu machen; suchte

*) Institutiones religionis christianae.

suchte er die Richtigkeit ihrer Meynungen darzuthun. Dieses Werk fand auch so vielen Beyfall, daß es in das Französische, Italienische, Spanische, Englische und Deutsche, übersetzt wurde. Wie viel mag es in diesen Uebersetzungen nicht gewirkt haben! Doch in Italien, wohin Calvin (1536) seiner Gesundheit wegen reisete, fanden seine Religionsneuerungen so wenig Beyfall, daß er sich einem widrigen Schicksale nur durch die Flucht entziehen konnte. Als er hierauf, von Frankreich aus, durch Savoyen, nach Straßburg gehen wollte, trug man ihm zu Genf eine theologische Professur, nebst einer Predigerstelle, an. Da die hiesigen Geistlichen schon manchen Mißbrauch abgeschafft, und manchen neuen Grundsatz aufgestellt hatten, so durfte es Calvin (1537) um so eher wagen, ein neues Glaubensbekenntniß einzuführen, und manche Veränderung im Gottesdienste vorzunehmen. Freylich fiel es dabey vielen Verehrern des alten Glaubens auf, daß Calvin die Hostie bey dem Abendmahle gegen gewöhnliches Brod vertauschte; daß er keinen Taufstein, daß er kein anderes Fest, als den Sonntag, ge-

gestatten wollte. Der zwar rechtschaffene, aber nicht immer kluge, Calvin bestand, den Verordnungen des genfer Senats zum Trotze, so hartnäckig auf seinen Neuerungen, daß er (1538) deswegen aus dem Lande verwiesen wurde. Doch ein Mann von Calvins Ruf und Ansehen blieb nicht lange ohne ein Amt. Die Stadt Straßburg ernannte ihn zum Professor der Theologie, und zum Prediger an einer französischen Kirche. Aber schon nach einigen Jahren (1541) setzten es seine Freunde und Anhänger zu Genf durch, daß er wieder zurückberufen wurde. Sein Ansehen galt jetzt mehr als vorher. Aber er mißbrauchte es zum Unglücke des braven Michael Servetus. Dieser zu Tarragona gebohrene Spanier, der sich als Arzt in Frankreich sehr beliebt gemacht hatte, und hierauf nach Deutschland reisete, wo er bey dem Beichtvater Karls V die Stelle eines Secretärs übernahm, fand auf seinen Reisen Gelegenheit, mit den Grundsätzen der damahligen Reformatoren bekannt zu werden, und gieng in seinen durch dieselben veranlaßten Religionsuntersuchungen so weit, daß er an der Lehre von

von der Dreyeinigkeit, und an Jesus göttlicher Sohnschaft, zweifelte; daß er (1531) seine Zweifel in einem besondern Werke bekannt machte. Er begab sich hierauf nach Basel, wo die reformirte Religion schon eingeführt war. Aber sein Buch wurde daselbst verbothen, und seine Meynungen zogen ihm überhaupt so viele verdrießliche Händel zu, daß er (1537) nach Paris gieng. Hier schrieb er (1552) unter andern über die Wiederherstellung des Christenthums. Diese Schrift hielt nun Calvin für so gefährlich, daß er seitdem seinen ganzen Eifer aufboth, um den kühnen Servet, der die Dreyeinigkeit, und die Gottheit Christi, leugnete, unterdrücken zu helfen. Wahrscheinlich geschah es auf seine Veranstaltung, daß Servet, durch einen nach Frankreich geschickten Brief, als der verabscheuungswürdigste Ketzer dargestellt wurde; wenigstens lieferte er dem Ketzergerichte alle Briefe desselben aus, und so trug er mit dazu bey, daß Servet, der freylich alle Mühe desselben, ihn von seinen Grundsätzen abzubringen, vereitelte, (1553 im Oct.) zu Genf verbrannt wurde. Der unbarmherzige

herzige Reformator Calvin, eben so streng gegen sich, als gegen andere, bey dem, was er einmahl für wahr erkannt hatte, hartnäckig verharrend, nicht blos aus Temperament, sondern aus Ueberzeugung, aus Grundsätzen, reformirend, darf sich an Luthern und Zwingli, und wenn sie ihm auch vorgearbeitet haben, kühnlich anschließen. (Er starb 1564 am 27. May.)

Zwölftes Kapitel.

Luthers Tod und Schilderung. Schmalkaldischer Krieg. Passauischer Vertrag und augsburgischer Religionsfriede. Karls V neuer Krieg mit Frankreich. Tod und Charakter Franz I. Karls V Abdankung und Lebensende. Philipps II Krieg mit Heinrich II und Paul III.

Die zwischen den Protestanten aufkeimende Uneinigkeit machte den eifrigen Verehrern der katholischen Religion Hoffnung, die neue Lehre wieder auszurotten. In dieser Absicht hatten die Häupter derselben frühzeitig (1525) in der Stille eine Verbindung geschlossen, welche die protestantischen Fürsten auf die Nothwendigkeit leitete, die Verthei- digung ihres Glaubens gleichfalls gemein- schaftlich zu bedenken. Schon zu Torgau wur-

den sie über die Hauptpunkte eines solchen Bundes einig. Als aber Karl V, mit Hülfe der katholischen Parthey, seinen Bruder Ferdinand dem deutschen Reiche als römischen König aufdringen wollte, da hielten es die Häupter der protestantischen Parthey, der Kurfürst Johann der Be- ständige von Sachsen, und der Landgraf Philipp von Hessen, für nothwendig, ihrem Bunde, der schon funfzehn Mitglieder zählte, Sicherheit und Festigkeit zu geben. Dieß geschah (1531) zu Schmalkalden in der Grafschaft Henneberg. Schon damahls kündigte es sich deutlich an, daß eine Par- they der andern Gewalt entgegenzusetzen entschlossen war. Doch Karl V brauchte damahls den Beystand der Protestanten gegen die Türken. Dieß bewirkte einen Vergleich, der (1532) zu Nürnberg ge- schlossen wurde. Die Protestanten erhielten durch denselben den Vortheil, daß Mitglie- der ihres Glaubens unter die Beysitzer des Reichskammergerichts konnten aufgenommen werden, und daß die gegen sie anhängigen Processe desselben so lange ruhen sollten, bis

bis dieser Streit durch eine allgemeine Kirchenversammlung entschieden wäre.

Der damahlige Pabst Paul III ließ (1535) eine solche Kirchenversammlung wirklich ankündigen. Aber über die Grundsätze bey der Anordnung derselben konnten Luther und der Pabst unmöglich einig werden. Luther spöttete daher über das Vorhaben des Pabstes. Dieß bewog indessen (1536) die protestantischen Fürsten zu einer neuen Versammlung zu Schmalkalden, wo sie ihren vor fünf Jahren geschlossenen Bund, der durch viele neue Mitglieder verstärkt worden war, auf zehn andere Jahre erneuerten; wo sie zugleich ein Bundesheer von 2000 Reitern und 10,000 Mann Fußvolk verabredeten. Dieser Verbindung stellten die Katholischen (1538) einen sogenannten heiligen Bund entgegen. Die Hoffnung wegen eines friedlichen Vergleiches der beyden Partheyen entfernte sich also immer mehr. Am wenigsten ließ er sich in diesem Betrachte von einer allgemeinen Kirchenversammlung erwarten; denn Luther, der sich in den heftigen schmalkaldischen Artikeln, die er zur Er-

läuterung und Ergänzung der augsburgischen Confession für nöthig hielt, gegen ein vom Pabst veranstaltetes Concilium sehr nachdrücklich erklärte, bewog die schmalkaldischen Bundesgenossen zu dem Beschlusse: daß diese Kirchenversammlung in Deutschland gehalten, und der Leitung der Bischöfe überlassen werden müsse. Der Pabst verschob nun die Kirchenversammlung.

Der Pabst machte (1544) Karln wegen seiner nachsichtsvollen Behandlung der Lutheraner bittere Vorwürfe. Karl, den nicht sowohl Duldsamkeit, als der Krieg mit Franz I und mit den Türken, zur Nachgiebigkeit gegen die Protestanten gestimmt hatte, gab dem h. Vater die Versicherung, daß er sich künftig als einen thätigen Beschützer des römischen Stuhles zeigen würde. Luther ärgerte sich darüber so gewaltig, daß er behauptete, das Pabstthum zu Rom wäre vom Teufel gestiftet worden.

Durch so heftige Gemüthsbewegungen wurde der durch Arbeit und Mühseligkeit ent-

entkräftete Körper Luthers noch mehr geschwächt. Ein heftiges Kopfweh raubte ihm den Gebrauch eines Auges. Dieser Verlust machte ihn mürrisch, stimmte ihn zur Unzufriedenheit mit der Welt und den Menschen. Er fand jetzt zu Wittenberg so viele Gelegenheit zum Verdrusse, daß er in einem Anfalle des Unmuths gar wegziehen wollte. Der Wunsch, zwischen den im Streite begriffenen Grafen von Mansfeld einen Vergleich zu stiften, lockte den alten kranken Mann nach seinem Geburthsorte Eisleben. Sein Wunsch wurde erfüllt; aber die Anstrengung, die ihm dieses gekostet hatte, beschleunigte (1546 am 18. Febr.) die völlige Auflösung seines Körpers. Seine irrdischen Ueberbleibsel verwahrt die Universitätskirche zu Wittenberg.

Luthers Leibesgestalt von mittlerer Größe war in spätern Jahren vom vielen Studiren abgezehrt. Aus seinen regelmäßigen Gesichtszügen blitzten feurige Augen, welche die Lebhaftigkeit seines Geistes verkündigten, hervor. Mit einem tiefeindringenden Verstande verband er ein glückliches Gedächtniß,

eine lebhafte Einbildungskraft, eine bewundernswürdige Thätigkeit. Sein unerschöpflicher Witz war beissend, aber auch lehrreich. Niemand sprach so leicht mit mehr Feuer, und doch so einfach und kunstlos, als Luther! Sein ihm ganz eigenthümlicher deutscher Styl blieb lange ein Müster der guten Schreibart. Aber nichts schildert den Reformator deutlicher, als die unerschütterliche Festigkeit und Beharrlichkeit, die unbestechbare Wahrheitsliebe, der edle Stolz, das hohe Kraftgefühl seines Werthes, und das unaufhaltsame Feuer, das freylich nicht selten in heftiges Ungestüm ausartete, das fast durchaus keinen Widerspruch vertragen konnte. Seine Leichtigkeit im Arbeiten beweisen die vielen Bücher, die er herausgab, die tausende von Briefen, die er schrieb. Er gab alle seine Schriften den Buchhändlern ohne Honorar, und als ihm einer der dankbarsten unter seinen Verlegern jährlich 400 Thaler aussetzen wollte, so schlug er dieses Anerbiethen mit der Erklärung aus: daß er seine Gaben vom Schöpfer nicht erhalten habe, um damit Wucher zu treiben. Der große Mann hatte daher

jährlich noch nicht völlig zweyhundert Thaler Einkünfte.

Luther starb nicht lange vor dem Ausbruche des ersten bürgerlichen Krieges, den die Reformation in Deutschland veranlaßte. Die beyden Partheyen, in welche sich die Fürsten desselben theilten, waren zu sehr gegeneinander erbittert, und schon zu gut gerüstet, als daß die Feindseligkeiten noch lange hätten unterdrückt bleiben können. Die katholischen Fürsten, welche die protestantischen am unversöhnlichsten haßten, waren der Herzog Georg von Sachsen, und der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig. Jener, den Luthers unvorsichtiges Benehmen gegen seine Reformation mit den feindseligsten Gesinnungen erfüllt hatte, machte demselben die Freude, daß er ihn seine vier Söhne überleben, daß er dessen Länder an einen Verehrer seiner Grundsätze kommen sah. Heinrich der Jüngere hatte, wie man ihm Schuld gab, einen für die Häupter des schmalkaldischen Bundes, den Kurfürsten von Sachsen, und den Landgrafen von Hessen, verderblichen Plan

Plan gemacht, durch den diese bewogen wurden, ihm (1542) ganz unvermuthet sein Land wegzunehmen. Heinrich, der es (1545) wieder erobern wollte, hatte noch das Unglück, in ihre Gefangenschaft zu gerathen.

Dieses Verfahren der protestantischen Fürsten machte auf die katholische Parthey den lebhaftesten Eindruck, der in das Gefühl der Rachsucht übergieng. Karl V hatte mit Frankreich Frieden gemacht. Er wurde jetzt durch nichts verhindert, alle seine Kräfte zur Unterdrückung der deutschen Protestanten aufzubiethen, und sich des Versprechens zu entledigen, das er dem Pabste, und den eifrigen Verehrern des Pabstthumes, schon mehr als einmahl gegeben hatte. Der Pabst that aber auch alles, um Karln zum Kriege gegen die Protestanten aufzumuntern. Er versprach ihm nicht allein 200,000 Ducaten als einen Beytrag zu den Kriegskosten, sondern auch ein Hülfscorps von 12,000 Mann. Er erlaubte ihm ausserdem, für 500,000 Ducaten Klostergüther zu verkaufen. Um aber das Volk durch Religionsfeuer zu er-

erhitzen, erklärte der Pabst in einer besondern Bulle den Krieg gegen die Protestanten für einen Kreutzzug; versprach er allen denen, die an der Ausrottung der Ketzer Antheil nehmen würden, den reichlichsten Ablaß.

Karl V ließ hierauf aus Spanien, Italien und den Niederlanden, Truppen nach Deutschland marschiren. Die Häupter des schmalkaldischen Bundes erkundigten sich bey ihm nach den Ursachen dieser ausserordentlichen Zurüstung. Seine Antwort, daß sie die Züchtigung einiger widerspenstigen Fürsten zur Absicht habe, sagte ihnen zu viel, als daß sie die Vollendung ihrer Kriegsanstalten länger hätten aufschieben sollen. Die Macht, die sie versammelten, bildete eins der ansehnlichsten Heere, die auf dem deutschen Boden jemahls aufgestellt worden waren. Dieses wuchs gegen 72,000 Mann an, zu welchen der Kurfürst 24,000, der Landgraf 22,000, der Herzog von Wirtemberg 11,000, und die Reichsstädte über 14,000, Köpfe stellten. Die Artillerie dieser Armee bestand aus 112 Kanonen.

Karl

Karl V, dessen niederländische und italienische Truppen noch nicht angekommen waren, hatte bey Landshut in Bayern nicht mehr als 10,000 Mann beysammen. Wie leicht hätte ihn also das große Heer der schmalkaldischen Bundesgenossen in Verlegenheit bringen können! Da hätte es aber von Einem einsichtsvollen und erfahrnen Oberbefehlshaber geleitet werden müssen!

Johann Friedrich und Philipp stimmten schon in Ansehung ihres Charakters nicht miteinander überein. Jener besaß zwar einen ausgezeichneten Muth, aber eine desto geringere Ueberlegungskraft; Philipp wußte hingegen seine Unerschrockenheit in die Gränzen der Klugheit einzuschränken. Wo der eine rasch zufahren wollte, da bestand der andere auf der Behutsamkeit. Sodann waren auch beyde Oberbefehlshaber (ein sehr gewöhnlicher Fall) mit Empfindungen der Eifersucht und des Mißtrauens gegeneinander erfüllt. In ihrem Plane war zu wenig Zusammenhang, in der Ausführung desselben zu wenig Entschlossenheit. Die Kriegskasse war für die Bedürfnisse eines so großen

Hee-

Heeres viel zu gering ausgestattet. Endlich hatte auch die große Idee, welche die Vereinigten von der Macht des Kaisers hegten, auf den Gang ihrer Unternehmungen keinen geringen Einfluß. Hätte der kühne Schärtlin von Burtenbach, der General der reichsstädtischen Truppen, den Oberanführer abgegeben, wie ganz anders würde der Erfolg dieses Feldzuges vielleicht ausgefallen seyn! Die Befestigung des kaiserlichen Lagers bey Ingolstadt war noch nicht ganz vollendet, und dennoch hielten es die vereinigten Fürsten für zu fest, um, Schärtlins Rathe zufolge, einen Angriff auf dasselbe zu wagen. Man berathschlagte sich über das, was man thun wollte, so lange, daß zu den 10,000 Soldaten des Kaisers noch 18,000 Mann hinzukommen konnten, und daß er nun bis Landshut vorzurücken wagte. Dennoch thaten die vereinigten Fürsten, die einer stärkern Vermehrung der kaiserlichen Armee entgegensahen, weiter nichts, als daß sie dem Kaiser (am 11. Aug.) einen Fehdebrief zuschickten, in welchem sie ihn mit „Karl, der sich den fünften römischen Kaiser nennt," anredeten; aber der Kaiser nahm diesen Fehdebrief nicht

nicht an, und erklärte sie auf der Stelle in die Acht. Den braven Schärtlin hielt der Landgraf Philipp von einem Angriffe zurück. Hatte er vielleicht, als der Schwiegervater des Herzogs Moritz, des heimlichen Bundesgenossen des Kaisers, Ursache, den Ausbruch der Feindseligkeiten gegen denselben zu verhindern? oder handelte er hier blos aus Eifersucht? Als Philipp und Johann Friedrich dem braven Ritter vorstellten, sie könnten durch einen unglücklichen Angriff in Gefahr gerathen, Land und Leute zu verlieren, antwortete Schärtlin: „Und ich — Burtenbach!" Man beschoß endlich das kaiserliche Lager mit 3000 Kanonenkugeln; ein näherer Angriff wurde aber wieder durch den Landgrafen verhindert. Genug, Karl V gewann hierdurch Zeit, noch 20,000 Mann, die aus den Niederlanden herbeymarschirten, an sich zu ziehen, und sein Heer wuchs dadurch (im Sept.) bis auf 62,000 Köpfe an, die einen Artilleriepark von nicht mehr als 40 Kanonen bey sich hatten. Karl rückte nun bis Donauwerth vor. Schärtlin, der nun alle Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange des Feldzuges vereitelt sah, ent-

entfernte sich, vom Aerger überwältigt, und nun fehlte den vereinigten Fürsten der Feldherr, der ihren Unternehmungen die beste Richtung geben konnte. So nahe beyde Heere einander sechs Wochen lang standen; so sehr sich auch manche günstige Gelegenheit zu einem vortheilhaften Angriffe darboth, so wagten die Vereinigten doch weiter nichts, als unbedeutende Angriffe. Mangel und ununterbrochener Herbstregen erzeugten endlich im kaiserlichen Lager ansteckende Krankheiten; viele Italiener schlichen sich nach Hause, und Karl zog sich wieder in sein verschanztes Lager zurück. Die Vereinigten, die gleichfalls vom Mangel gedrückt wurden; die ihre Hoffnung, von Frankreich und England Unterstützung zu erhalten, getäuscht sahen; die auf die Hülfe ihrer niedersächsischen Bundesgenossen vergebens warteten; die wurden jetzt so muthlos, daß sie dem Kaiser einen Vergleich anbothen, der wenig Ehrgefühl verrieth. Aber mit kaltem Stolze machte Karl V die Uebergebung ihrer Personen, und ihrer Länder, zur ersten Bedingung.

Doch Karl befand sich auch jetzt in einer Lage, in welcher er der Macht der vereinigten Fürsten mit aller Zuversicht Trotz biethen konnte. Während daß er selbst eine beträchtliche Armee um sich her versammelt sah, erwartete er recht bald den Zeitpunkt, wo das Heer seiner Feinde durch den Abmarsch des Kurfürsten von Sachsen sich sehr vermindern würde. Dieses günstige Ereigniß erwartete er von seiner Verbindung mit dem Herzoge Moritz von Sachsen, den die Unterhandlungen seines Bruders, des Königes Ferdinand, ihm gewonnen hatten. Der kluge, alles wohl überlegende Moritz fühlte den widrigen Eindruck, den seine Verbindung mit den Feinden des Kurfürsten von Sachsen bey dem Publicum machen würde, zu lebhaft, als daß er sich dem Antrage des Königs Ferdinand sogleich hätte ergeben sollen. Wie man ihm aber vorstellte, daß, nur in dem Falle einer Verbindung, das Land seines Vetters, des Kurfürsten, welches dieser wegen seiner Empörung gegen den Kaiser verlieren würde, ihm zu Theil werden könnte, so entschloß er sich endlich (im Jun.), die Vollziehung

der Reichsacht gegen denselben zu übernehmen, um, wie er sagte, den Untergang des Kurfürsten, so wie den Ruin seines Landes, zu verhindern. Seine Landstände, die sich vor dem Einrücken der böhmischen Truppen des Königs Ferdinand fürchteten, mußten ihn noch bitten, demselben in der Besetzung des kurfürstlichen Landes zuvorzukommen; sie mußten von dieser Besetzung dem Kurfürsten und dem Landgrafen sogar Nachricht geben. Dennoch wartete Moritz mit der Vollziehung seines Auftrages so lange, bis er sich von der überlegenen Macht des Kaisers überzeugte, bis Ferdinands ungerische Truppen (im Nov.) herbeykamen. Die Eroberung des kurfürstlichen Landes, in welchem nur einige Städte besetzt waren, kostete so wenig Anstrengung, daß sie in sechs Wochen vollendet war. Moritz gab sich dabey fortwährend das Ansehen, als wenn er das Land des Kurfürsten blos aus freundschaftlichen Absichten besetzte.

Der Kurfürst traute jedoch seinem Vorgeben so wenig, daß er vielmehr, vom lebhaftesten Unwillen erfüllt, sogleich den Marsch

Marsch nach seinem Lande antrat. Das ganze, große Heer der schmalkaldischen Bundesgenossen lösete sich nun bis auf ein Observationscorps von 9000 Mann auf. Man wollte (wenigstens stellte man sich so) dem Kurfürsten sein Land wieder erobern helfen. Da ihm der kaiserliche General von Büren den Rückzug durch Franken versperrte, so mußte er den Weg über die Bergstraße, und über Frankfurth am Mayn, einschlagen. Seinen Unwillen empfanden nun Frankfurth, Maynz und Fulda, die ansehnliche Brandschatzungen erlegen mußten. Doch brandschatzte Johann Friedrich auch aus Noth. Der Landgraf, der sich vergebliche Mühe gab, zwischen seinem Schwiegersohne und dem Kurfürsten einen Vergleich zu stiften, zog mit seinem Kriegsvolke nun gleichfalls nach Hause.

Da der Herzog Moritz den größten Theil seines Kriegsvolkes wieder beurlaubt hatte, so kostete es dem Kurfürsten (im Dec.) wenig Mühe, nicht nur sein Land wieder zu erobern, sondern auch das ganze Gebieth des Herzogs, bis auf die Städte Dres-

Dresden und Leipzig, zu besetzen. Seine Truppen beschimpften sich durch schlechte Kriegszucht, und er selbst schämte sich nicht, das Kirchengeräthe zu plündern. Moritz half sich aus seiner großen Verlegenheit durch einen Waffenstillstand, den Johann Friedrich mit ihm schloß, glücklich heraus.

Der unüberlegsame Johann Friedrich schien wegen der Macht und der Entwürfe des Kaisers ganz unbesorgt. Er sonderte so viele Abtheilungen von seiner Armee ab, daß kaum 13,000 Mann beysammen blieben. Indessen zog Karl V immer mehr Truppen an sich, füllte er seine Kriegskasse immer reichlicher an. Frankfurth am Mayn zahlte 80,000 Goldgulden; der Herzog von Wirtemberg befreyte sich von den Folgen der kaiserlichen Ungnade durch die Uebergabe von 3 Festungen, und die Entrichtung von 300,000 Goldgulden. Andere Reichsstände, die an dem schmalkaldischen Bunde Theil genommen hatten, wurden auf ähnliche Art gezüchtigt. Durch diese Strafgelder flossen 560,000 Ducaten in die kaiserliche Kasse. Karls Artilleriepark wurde durch 500 Kanonen

nonen vergrößert. Hierbey war das, was die schmalkaldischen Bundesgenossen in Westphalen geben mußten, noch nicht einmahl in Anschlag gebracht.

Karl sah sich jetzt in der günstigsten Verfassung, die Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes seine Ungnade fühlen zu lassen. Da sich Moritz ohne Zweifel für seinen Schwiegervater schon zu verwenden anfieng, so beschloß Karl, zuerst gegen den Kurfürsten anzurücken. Er zog durch die Oberpfalz, und durch Böhmen, heran. Sein Anmarsch war dem Kurfürsten so unerwartet, daß er sich ganz ausser Stand sahe, ihm einige nur einigermaßen hinreichende Kriegsmacht entgegenzustellen. Die Armee des Kaisers mußte aber erst über die Elbe setzen. Ihren Uebergang sollte Johann Friedrich so lange zu verhindern suchen, bis er sein Kriegsvolk hätte zusammenziehen können. Aber er entfernte sich vielmehr von der Elbe; er zog sich nach Mühlberg zurück. Anstatt Anstalten zur Vertheidigung des Flusses zu machen, hörte er (1547 am 24. April) eine lange Predigt bis

bis zu Ende an. Einige spanische Fußsoldaten, die schnell herbeyschwammen, retteten die Schiffbrücke. Der kaiserlichen Reiterey zeigte ein verrätherischer Bauer eine Stelle, wo sie durchreiten konnte. Die Hakenschützen und die Reiter, welchen der Kurfürst die Bewachung des Ufers anvertraut hatte, bewiesen zu wenig Muth und Entschlossenheit. Die ganze übergesetzte Armee des Kaisers und des Herzogs Moritz drang nun gegen den Kurfürsten heran; der mit seinen 5 bis 6000 Soldaten, die sich noch um ihn befanden, bey einem Holze so umringt wurde, daß er, seiner persönlichen Tapferkeit ungeachtet, dem Schicksale der Gefangenschaft nicht entgehen konnte. Karl ließ hierauf die vornehmsten Städte des Kurfürsten von seinen Soldaten besetzen; aber Wittenberg, die Hauptstadt des Kurlandes, wo Johann Friedrichs Familie sich aufhielt, wurde von 3000 Mann so standhaft vertheidigt, daß Karl darüber unwillig ward. Auf den Rath eines seiner Minister machte er jedoch einen Versuch, die Uebergabe der Festung durch ein über den gefangenen Kurfürsten gesprochenes Todesurtheil zu erzwingen. So standhaft es Johann Friedrich anhörte, so sehr wurde seine Gemahlin durch dasselbe erschüttert. Sie übergab die Stadt, und Karl milderte des Kurfürsten Strafe wegen des gegen ihn begangenen Hochverraths dadurch, daß er ihm den Verlust seiner Kurwürde, und seines Landes, zuerkannte. Einen Theil des letztern retteten die Söhne als ein Unterpfand der jährlichen Summe, die man ihnen zu ihrem Unterhalte anwies. In der Stadt, wo Luther die Reformation gepredigt, wo er seine Grabstätte gefunden hatte, konnte einer von denen, die um den Kaiser waren, leicht auf die Idee kommen, ihn zur Mißhandlung der Leiche des großen Mannes aufzufordern. Aber Karl ertheilte ihm die edle Antwort: „er hat seinen Richter, und ich führe keinen Krieg mit den Todten!“

Das Schicksal des Kurfürsten brachte in dem Landgrafen unangenehme Empfindungen der Besorgniß hervor. Zwar hatte er alles, was den Zorn des Kaisers gegen ihn vermehren konnte, zu vermeiden gesucht; zwar hatte er aus eben dieser Ursache seinem Bun-

Bundesgenossen allen Beystand entzogen. Auch rechnete er ohne Zweifel auf die nachdrückliche Verwendung seines Schwiegersohnes, des neuen Kurfürsten Moritz. Dieser vermittelte auch wirklich einen Vergleich zwischen dem Landgrafen und dem Kaiser, und jener mußte sich verbindlich machen, nicht nur 150,000 Gulden Kriegskosten zu bezahlen, sondern auch alle seine Festungen, bis auf Ziegenhayn und Cassel, niederzureissen, und alles Geschütz, nebst allem Kriegsvorrathe, auszuliefern. Mit diesen harten Bedingungen glaubte Philipp seine Freyheit gerettet zu haben; aber er sah sich getäuscht. Karl ließ ihn (im Jun.), mit seiner demüthigen Abbitte nicht zufrieden, zu Halle in Verhaft nehmen, und aller Vorstellungen ungeachtet, im Verhafte bleiben. Ein so trauriges Ende hatte der schmalkaldische Bund!

Als Karl V den schmalkaldischen Krieg geendigt hatte; als ihm keine furchtbare Fürstenverbindung mehr Besorgniß erregte, da that er manchen Schritt, der den Protestanten ein eigenmächtiges Verfahren zu beweisen schien. So ließ er z. B. die Domkirche und einige andere Kirchen zu Augsburg wieder zum katholischen Gottesdienste einweihen; so verlieh er (im Jul.) aus eigener Machtvollkommenheit dem Herzog Moritz, seinem treuen Bundesgenossen, das Land und die Kurwürde des unglücklichen Johann Friedrichs; so änderte er die Regierungsverfassung von Augsburg und Ulm eigenmächtig ab; so nöthigte er die Stadt Costnitz, die protestantische Religion zu entfernen, und während daß er zu Augsburg einen glänzenden Reichstag hielt, war sowohl die Stadt, als die umliegende Gegend, mit einer großen Menge seiner Soldaten besetzt. Indessen suchte Karl den Schein eines gewaltthätigen Verfahrens gegen die Protestanten sorgfältig zu vermeiden, um das Vertrauen des Kurfürsten Moritz, und anderer Fürsten, sich zu erhalten.

Karl durfte ja, um seinem Benehmen gegen die Protestanten ein gesetzmäßiges Ansehen zu geben, nur die Kirchenversammlung zu Trient wirken lassen. Diese hatte vor beynahe drey Jahren (1545 im Dec.)

 ihren

ihren Anfang genommen. Doch der Pabst Paul III setzte es durch, daß die Ketzersache wenigstens eben so bald, als die Untersuchung wegen der Gebrechen der Kirche, auf welche Karl so unerschütterlich drang, vorgenommen wurde. Aber der mächtige Einfluß, den Karl durch seine Minister, und die spanischen Bischöfe, auf den Gang der Kirchenversammlung zeigte, gefiel dem Pabste und den versammelten Prälaten so wenig, daß sie, um diesen Einfluß zu schwächen, während der Zeit, daß der Kaiser im nordlichen Deutschland beschäfftigt war, (1548 im März) die Kirchenversammlung nach Bologna verlegten. Als Ursache dieser Verlegung gaben sie eine ansteckende Krankheit an; der Kaiser fand diese jedoch so wenig rechtfertigend, daß er darauf bestand, die Versammlung sollte wieder nach Trient kommen; daß er gegen die Synode zu Bologna feyerlich protestirte.

Da man bey dieser Lage der Umstände der Entscheidung der Religionshändel durch eine Kirchenversammlung nicht so bald entgegensehen durfte, so fielen Karl und seine Minister auf den Gedanken, eine Richtschnur des Glaubens ausarbeiten zu lassen, welche die Protestanten einstweilen (interim), das heißt, bis zum Ausspruche eines Conciliums, befolgen sollten. Bey der Ausarbeitung dieser Glaubensrichtschnur, die man ein Interim nannte, schien man ziemlich unpartheyisch zu verfahren, weil man zu Verfassern derselben eben so viel protestantische als katholische Theologen wählte. Aber sowohl jene als diese wurden von dem Kaiser, und seinen Ministern, ausgesucht, und die eifrigen Protestanten behaupteten, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die protestantischen Verfasser des Interims zu den heimlichen Katholiken gehört hätten. Auch schien der Inhalt der einstweiligen Glaubensrichtschnur (die 1548 im Jan. bekannt gemacht wurde) jene Vermuthung zu bestätigen, indem sie den Protestanten, ausser einigen Feyertagen, der Priesterehe, und dem Genusse des Kelches, nur sehr wenig einräumte. Daher wollten sie auch die ächten Lutheraner, als der Kurfürst Moritz, durchaus nicht annehmen. Den gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich konnte selbst die

die Hoffnung, die Freyheit zu erhalten, nicht wankend machen; der Landgraf bewies sich hingegen nachgiebiger, und der Kurfürst von Brandenburg, nebst den meisten Reichsständen, bedachten sich nicht lange, die Befolgung des Interims anzugeloben. Einen desto standhaftern Widerspruch äusserten die Reichsstädte; aber der Kaiser hielt sich berechtigt, ihnen das Interim durch gewaltsame Mittel aufzudringen. Dieses Verfahren erregte eine laute Unzufriedenheit, die sich nicht nur in Schriften, sondern auch in Volksliedern, Schandgemählden, satyrischen Kupferstichen, Holzschnitten und Münzen, äusserte. Ueberall stemmten sich die Unterthanen der Befolgung des Interims entgegen. Aber auch die Katholiken waren mit demselben unzufrieden, weil man, nach ihrer Meynung, den Protestanten zu viel eingeräumt, weil man ihnen die Kirchengüther gelassen hatte.

Unter den deutschen Städten, die sich dem Interim mit unerschütterlicher Standhaftigkeit widersetzten, zeichnete sich Magdeburg vorzüglich aus. Seinen Gehorsam zu erzwingen, übertrug der Kaiser dem Kurfürsten Moritz, und also gerade demjenigen, in welchem sein Verfahren gegen die Protestanten die unwilligsten Empfindungen hervorbrachte. Schon hatte er den Entschluß gefaßt, die Religionsfreyheit seiner Glaubensgenossen zu retten; schon hatte er in dieser Absicht mit dem Könige Heinrich II von Frankreich, mit welchem Karl V ohnedieß in Krieg verwickelt war, ingleichen mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, seinem Schwager, dem Herzog Albrecht von Meklenburg, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, und einigen andern Fürsten, eine Verbindung geschlossen. Eben deswegen war ihm auch der Auftrag des Kaisers, der ihm zur Aufstellung eines ansehnlichen Heeres einen sehr schicklichen Vorwand gab, sehr willkommen. Eben deswegen hielt er aber auch die Mittel, die Uebergabe der Stadt Magdeburg zu erzwingen, so lange zurück, bis seine Anstalten und Zurüstungen vollendet waren. Magdeburg erhielt (1551 im Sept.), nachdem es zehn Monathe hindurch eingeschlossen und be-

belagert worden war, eine sehr leidliche Capitulation.

Der Zeitpunkt, Karls V Uebermacht einzuschränken, naherte sich um so mehr, je eifriger derselbe daran arbeitete, seinem Sohne Philipp die deutsche Thronfolge zu versichern, die er, da sein Oheim Ferdinand schon römischer König war, freylich nicht eher, als nach dem Tode desselben, geltend machen sollte. Indessen war doch der Gedanke, daß der Besitzer der spanischen Monarchie Oberhaupt des deutschen Reiches werden sollte, für den Kurfürsten Moritz, und dessen Bundesgenossen, so unerträglich, daß sie den Entschluß faßten, die Ausführung ihres Planes nicht länger aufzuschieben. Sie befestigten daher (1551 im Oct.) die Verbindung mit dem Könige von Frankreich, dem sie das Recht zugestanden, die von uralten Zeiten her zum deutschen Reiche gehörenden Bezirke von Cambray, Metz, Toul, Verdun u. a. m., in Besitz zu nehmen; gegen den sie sich sogar verbindlich machten, daß sie seiner Bewerbung um die Kaiserwürde nicht entgegenarbeiten wollten. Hein-

Heinrich versprach ihnen, für 7000 Reiter, und eben so viel tausend Mann Fußvolk, die sie, nebst dem nöthigen Geschütze, stellen wollten, für die ersten drey Monathe 240,000, und für jeden der folgenden 60,000 Thaler, Subsidiengelder zu zahlen. Karl V war wegen der Plane des Kurfürsten Moritz, und seiner Bundesgenossen, gewarnt worden; der kluge Moritz wußte aber dessen Verdacht so glücklich zu heben, daß er gar keine Vertheidigungsanstalten machte.

Da Moritz, nach der im Herbst des vorigen Jahres erfolgten Uebergabe der Stadt Magdeburg, sein Kriegsvolk in Thüringen in die Winterquartiere verlegt hatte, so war er im Frühjahre (1552) im Stande, sogleich in das Feld zu rücken. Moritz, und sein Schwager Wilhelm, befanden sich bald bey Augsburg. In dem Manifeste, durch welches sie ihren unerwarteten Kriegszug gegen den Kaiser zu rechtfertigen suchten, gaben sie dessen tyrannisches Verfahren gegen die evangelische Religion, und den Landgrafen Philipp, ingleichen die gewaltsame Unterdrückung der Reichsfreyheit, als

als die Ursachen desselben, an. Die Stadt Nürnberg zahlte ihnen 100,000 Gulden. Sie rückten so schnell vorwärts, daß der Kaiser, der sich zu Inspruck befand, von der Nachricht ihres Anmarsches gewaltig überrascht wurde. Vergebens rechnete er darauf, daß die mit 5000 Mann besetzte Ehrenbergerclause den Eingang in Tyrol vertheidigen würde. Die Truppen der Bundesgenossen erkletterten den steilen Berg mit dem bewundernswürdigsten Muthe. In Zeit von zwey Tagen hatten sie, bey einem sehr geringen Verlust, zwischen 3 — 4000 Gefangene gemacht. Karl, der kein Kriegsvolk in der Nähe hatte, floh nun (22. May) des Nachts, in einer von Maulthieren getragenen Sänfte, über gebirgige Gegenden, nach Villach in Kärnthen, und Moritz zog als Sieger in Inspruck ein.

Da Karl die Mittel, dem Fürstenbunde einen nachdrücklichen Widerstand entgegenzusetzen, so bald nicht aufzutreiben wußte, so sah er sich, seinem Gefühle entgegen, genöthigt, mit dem Kurfürsten Moritz, und dessen Bundesgenossen, in Vergleichsunterhand-

handlungen sich einzulassen. Die Beförderung derselben betrieb am meisten sein Bruder Ferdinand, der den Beystand der deutschen Fürsten gegen die andringenden Türken nicht entbehren konnte. So kam denn (im Jul.) der Vertrag zu Passau, der den Protestanten, bis zum Ausspruche einer Kirchenversammlung, freye Religionsübung zusicherte, zur Richtigkeit. Die beyden gefangenen Oberhäupter des schmalkaldischen Bundes erhielten zugleich ihre Freyheit. Philipps Freylassung war im passauischen Vertrage ausgemacht; den Johann Friedrich entließ der Kaiser aus eigenem Antriebe seines Verhaftes. Er that dieses, noch ehe er Inspruck verließ. Vielleicht rechnete er darauf, daß Johann Friedrich, in sein Land zurückgekehrt, seinem Vetter Moritz das vergelten würde, was er an ihm gethan hatte; aber Johann Friedrich trat seine Rückreise nicht eher, als nach dem Abschlusse des passauischen Vertrages, an.

Der kühne, aber auch unruhige Markgraf Albrecht war mit dem von dem Kurfürsten Moritz zu Passau geschlossenen Vertrage gar

gar nicht zufrieden, weil er seinen Plünderungen der katholischen Stifter ihr Ende bestimmte. Er ließ sich daher durch dieselben nicht abhalten, sein gewaltsames Verfahren gegen Nürnberg, Bamberg, Wirzburg, Ulm, den Deutschmeister, und andere Reichsstände in Franken und Schwaben, fortzusetzen. Da nun weder Vorstellungen noch Ermahnungen bey ihm Eindruck machten, so sah sich der Kurfürst Moritz endlich genöthigt, zur Vertheidigung seiner Mitstände, gegen seinen ehemahligen Bundesgenossen die Waffen zu ergreifen, und es erfolgte (1553 im Jul.) bey Sievertshausen im Braunschweigischen eine blutige Schlacht, die dem Kurfürsten Moritz, dem Sieger, das Leben kostete. Zwey Jahre nach seinem Tode erndtete die protestantische Parthey in Deutschland die Früchte seines entschlossenen und tapfern Benehmens ein. In einer Reichsversammlung zu Augsburg wurde (1555 im Sept.) ein feyerlicher Religionsfriede zur Richtigkeit gebracht. Vermöge desselben sollten die sogenannten augsburgischen Religionsverwandten bey der Ausübung ihres Glaubens durch nichts gestört werden; soll-

sollten sie die eingezogenen geistlichen Güther behalten, und von der Gerichtsbarkeit der Bischöfe befreyt seyn. So bahnte in Deutschland der lutherische Glaube sich den Weg, eine herrschende Religion zu werden!

Der Vertrag zu Passau, der zu dem augsburgischen Religionsfrieden den Grund legte, kostete dem Kaiser doch weiter nichts, als Nachgiebigkeit; aber der Krieg, dem derselbe sein Ende bestimmte, hatte ihn mit Frankreich in neue Händel verwickelt. Franz I, sein Gegner, war indessen (am 31. März 1547) gestorben. Die Geschichte seiner Kriege stellt uns denselben als einen edeldenkenden, gutmüthigen Fürsten dar. Aber eben dieser Franz I, dem seine Mutter Luise von Savoyen eine gelehrte Erziehung geben ließ, bewies sich, wenn er auch selbst nicht gar viel Kenntnisse besaß, als einen der wärmsten Beförderer der Wissenschaften und Künste, der Männer, die sich in denselben auszeichneten, mit königlicher Freygebigkeit herbeyzog; der die königliche Bibliothek mit ausserordentlichem Aufwande vermehrte. Aber der freygebige Gönner der Wissen-

Wissenschaften und Künste setzte auf den Genuß der sinnlichen Vergnügungen, und besonders auf den Umgang mit dem schönen Geschlechte, einen zu hohen Werth. Er war der Meynung, daß alle edeln, schönen Weiber und Mädchen seines Reiches dazu bestimmt wären, eine Zierde seines Hofes abzugeben, und sein Vergnügen zu befördern. Die Gesinnungen, welche die Weiber und Mädchen für seine Absichten geneigt machen mußten, flößten ihnen die Hofleute und Officiere ein, die sich mit den Eroberungskünsten der italienischen und spanischen Frauen bekannt gemacht hatten. Bald studirten sich auch die Männer und Väter in diese Denkart so gut hinein, daß es ihnen große Freude machte, den Monarchen von ihrer Gattin, oder von ihrer Tochter, erobert zu sehen. Aeusserte ja einer derselben einige Ungeduld, so brachten ihn Drohungen bald zum Stillschweigen. So wie aber Franz I an seinen eigenen Liebeshändeln ein Vergnügen fand, so war es ihm auch ein angenehmes Geschäffte, die verliebten Abentheuer seiner Hofleute befördern zu helfen. Selbst die vornehmsten Geistlichen seines

seines Hofes mußten sich von dem Strome der Galanterie mit fortreissen lassen, und der Kardinal von Lothringen machte sich eine Ehre daraus, über recht viele Weiber den Sieg davon zu tragen. Franz I schätzte keinen, dem eine Maitresse fehlte. Unter diesen Umständen wurde sein Hof einer der galantesten, aber auch einer der ausschweifendsten, in ganz Europa. So wenig Franz seinen Maitressen treu blieb, so wenig standhaft waren auch diese in der Liebe, die sie für ihn hegten. Diana von Poitiers gieng aus seinen Armen in die Arme des Dauphins, des nachmahligen Königes Heinrichs II, über. Doch hatte Franz noch so viele Herrschaft über sich, daß er seinen Maitressen weniger Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten, als seiner Mutter und seiner Gemahlin, gestattete. Allein jene wußte dem Einflusse derselben auch sehr gut entgegenzuarbeiten. Die Maitresse ihres Sohnes, die Gräfin von Chateaubriant, hatte ihrem Bruder Lautrec die Gouverneursstelle in Mayland verschafft. Um dessen Unternehmungen zu vereiteln, ließ sich Luise von dem Schatzmeister Semblançay die

400,

400,000 Thaler, die er demselben schicken sollte, auf Abschlag einer großen Summe geben, die sie an dem königlichen Schatze zu fordern hatte *). Zwar zog dieß den Verlust von Mayland nach sich; dagegen bewies aber Luise, während der Gefangenschaft ihres Sohnes, eine männliche Standhaftigkeit; dagegen beförderte sie auch den Frieden zu Cambray; und die Regierung Franz I, dem sie so manchen guten Rath ertheilte, bleibt immer eine der rühmlichsten in der französischen Geschichte.

Franz I hatte seinen Sohn, Heinrich II, zum Nachfolger. Dieser, der Bundesgenosse der deutschen Fürsten, hatte, unter dem Vorwande, die deutsche Freyheit, und die gefangenen Fürsten zu retten, an der Spitze von 35,000 Mann, die Städte Toul, Verdun und Nancy, besetzt; der Connetable von Montmorency hatte (im April) die Stadt Metz, durch ein Einverständniß mit dem Bischofe, erobert, und zwar

*) Th. IX, S. 364.

zwar nicht Straßburg, wo ihm ein Versuch mißglückte, aber doch einige andere elsassische Städte, in die französische Gewalt gebracht. So groß nun Karls V Unwille über Heinrichs II Verbindung mit den deutschen Fürsten war; so sehr er das, was dieser erobert hatte, ihm wieder wegzunehmen wünschte, so machte doch sein kränklicher Zustand, seine Gicht, daß er die Anstalten zu einem Feldzuge nicht eifrig genug betrieb, daß er die beste Jahrszeit verstreichen ließ. Seine Feldherren, der Herzog von Alba und Marignan, welche Metz mit einer Armee von 44,000 Mann Fußvolk, und 10,000 Reitern, belagerten, stimmten in Ansehung des Angriffsplanes so wenig miteinander überein, daß der Herzog von Guise, der Oberbefehlshaber der 10,000 Mann starken Garnison, unter welcher sich allein 400 Edelleute befanden, bey einem Ueberflusse von allen Bedürfnissen, alle Arbeiten der Belagerer ohne große Anstrengung vereiteln konnte. Der darüber unwillige Kaiser fand sich, seiner Gicht ungeachtet, endlich selbst bey der Belagerung ein. Er betrieb sie mit dem unermüdlichsten Eifer, und das

schreckliche Kanonenfeuer der kaiserlichen Artillerie stürzte ein Festungswerk nach dem andern nieder; aber hinter dem eingestürzten stieg immer wieder ein neues empor, und da die Winterkälte (im Dec.) so heftig zunahm, daß viele Schildwachen erfroren, daß die Belagerungsarbeiten unmöglich wurden, so mußte Karl (1553 im Jan.) diese Belagerung, die 9 Wochen Zeit, und 30,000 Mann, gekostet hatte, aufheben. Dieß verursachte ihm viele Ueberwindung. „Ich sehe wohl," sagte er, „daß ich keine Männer um mich habe!" Karl V versuchte sein Glück gegen Frankreich in einem zweyten Feldzuge, zu welchem ihn die niederländischen Provinzen mit sehr ansehnlichen Geldsummen unterstützen mußten; Brabant zahlte 600,000, und Holland 500,000 Gulden. Sein Angriff hatte besonders die Grafschaft Artois zum Gegenstande, und der Feldzug endigte sich mit der Eroberung und Zerstörung der Städte Terouanne und Artois.

Karl V sah, gegen das Ende seines Lebens, alle seine Plane vereitelt, sah besonders seinen Krieg gegen Frankreich, und

und seinen Versuch, Metz wieder zu erobern, keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Zu dem Verdrusse, den er darüber empfand, gesellte sich auch noch das unangenehme Gefühl seiner Kränklichkeit, die ihn nöthigte, die Regierungsgeschäffte seinen Ministern zu überlassen, die ihn endlich zu dem Entschlusse bestimmte, die Regierung seinem Sohne zu übergeben, und die übrigen Tage seines Lebens im ruhigen Zustande eines Privatmannes hinzubringen. Zuerst (1556) legte er die Regierung über die Niederlande, und über Spanien, nieder; die kaiserliche übergab er nicht eher, als kurz vor seinem Tode (1558 im Febr.). Ein Jahr früher (1557 im Febr.) bezog er das in einem sehr anmuthigen Thale in der spanischen Provinz Estremadura liegende Kloster St. Just. Hier lebte er so einfach, daß mechanische Kunststücke seinen liebsten Zeitvertreib ausmachten. Aber die marternde Gicht, welche das schöne Klima seines Wohnortes, verbunden mit seiner ruhigen Lebensart, länger als gewöhnlich zurückgehalten hatte, stellte sich nach einem halben Jahre mit so erneuerter Heftigkeit ein, daß sie seinem

Geiste die traurigste Simmung gab. Ein knechtischer Aberglaube beherrschte nun den ehedem über so viele Vorurtheile erhabenen Fürsten so mächtig, daß er, bey der harten und strengen Lebensart eines Mönches, blos in der Gesellschaft von Mönchen lebte, blos Andachtsübungen und Casteyungen zu seinem Zeitvertreibe machte; daß er sogar sein Leichenbegängniß selbst feyerte. In dieser Gemüthsstimmung näherte sich Karl V dem Ende seines Lebens. Er starb (1558 am 21. Sept.) im 59sten Jahre seines Alters.

Karl V war sehr ansehnlich gebaut. In seinem blonden Gesichte stach ein blauliches Auge, und eine etwas herunterhängende Unterlippe, am meisten hervor. Sein Haar fiel ins Gelbliche. Völlig Herr über seine Mienen, lachte er sehr selten, sprach er nur wenig. Mit seiner kalten Gleichmüthigkeit vereinigte sich überlegsame Langsamkeit in den Entschließungen. Um so standhafter beharrte er aber auch auf dem, was er sich einmahl vorgenommen hatte. Seine Unerschrockenheit, selbst in den größten Gefahren, sein

sein fester Muth, seine hervorstechende Klugheit, sein vielumfassender Verstand, geben ihm ein unstreitiges Recht, den größten Männern seiner Zeit zugezählt zu werden, machen ihn zu den geachtesten Monarchen seines Jahrhunderts. Man hat aus einigen von seinen Handlungen auf besondere List und Falschheit in seinem Charakter schließen wollen; da aber diejenigen, die am meisten um ihn waren, einstimmig behaupten, daß er die Wahrheit vorzüglich geschätzt habe, so mögen jene Handlungen wohl mehr auf die Rechnung der Politik, oder des Rathes seiner Minister, als seines Charakters, kommen.

Karl V hatte in der spanischen Monarchie seinen Sohn, Philipp II, zum Nachfolger. Dieser erbte von ihm einen Krieg mit Frankreich, an welches sich der Pabst anschloß. Paul IV, vorher Johann Peter Caraffa, von einer der edelsten und angesehensten Familien in Neapel, der, während er ein strenges Mönchsleben führte, den Wissenschaften sich so eifrig widmete, als wenn sie sein Glück machen sollten, bis ihn Paul

Paul III nach Rom berief, und zum Kardinal machte; der zeigte, als Besitzer des päbstlichen Stuhles (seit 1555), sich als einen warmen Vertheidiger der Vorrechte der Kirche, und der entwarf den Plan, in Verbindung mit Frankreich, dem östreichischen Hause das Königreich Neapel zu entreissen. Der Urheber des letztern war sein Neffe, der Graf von Montores, ehedem ein lustiger Officier, und jetzt Kardinallegat von Bologna, der, theils aus Habsucht, theils aus Begierde, an Oestreich, von welchem er, als kaiserlicher Officier, beleidigt worden war, sich zu rächen, seinen Oheim anfeuerte, sich (1555 im Dec.) mit Frankreich gegen den Kaiser Karl zu verbinden. Noch mehr als die Aufmunterung des Neffen wirkte aber bey dem achtzigjährigen Pabste der augsburgische Religionsfriede, den Karl V, seinen Wünschen und seiner Erwartung so ganz zuwider, den evangelischen Glaubensgenossen zugestanden hatte. Er konnte es der Reichsversammlung gar nicht verzeihen, daß sie sich das Recht angemaßt hatte, über Religionsangelegenheiten zu entscheiden, und er bestand darauf, daß der in Beziehung auf

auf dieselben abgefaßte Reichsabschied für ungültig erklärt werden sollte. Zum großen Verdrusse des Pabstes, der Frankreichs Beystand zur Behauptung seines Ansehens so nöthig hatte, schlossen Karl und Heinrich II (1556 im Febr.) einen Waffenstillstand auf 5 Jahre. Heinrich II blieb in dem Besitze des größten Theiles von Savoyen, ingleichen der lothringischen Bisthümer. Der Connetable von Montmorency, der Beförderer dieses Waffenstillstandes, benutzte die Abwesenheit des Herzoges von Guise, der Heinrichs Verbindung mit dem Pabste am meisten betrieb. Der Pabst wurde zwar in diesen Waffenstillstand mit eingeschlossen; aber sein Aerger über denselben war eben so groß, als sein Erstaunen. Seinen Aerger sogleich merken zu lassen, widerriethen ihm aber die Umstände, weil der über seine Verbindung mit Frankreich erbitterte Philipp II den Herzog von Alba an die Gränze des Kirchenstaates vorrücken ließ. Er machte indessen einen neuen Versuch, den König von Frankreich für seinen Plan zu gewinnen. Der Kardinal Caraffa, den er deswegen nach Paris schickte, brachte es, unterstützt von

von dem Herzoge von Guise, und dessen Bruder, dem Kardinale, ingleichen von der Königin Katharine, und den noch mächtigern Künsten der Diana von Poitiers, die mit der Königin jetzt einmahl übereinstimmte, dahin, daß der schon wankende Heinrich, aller Vorstellungen des Connetable von Montmorency ungeachtet, sich (1556) bereden ließ, dem mit dem Kaiser geschlossenen Waffenstillstande zuwider, mit dem Pabste einen gegen denselben gerichteten Bund zu schließen. Der päbstliche Legat sprach ihn (im Jul.) von dem deswegen geschwornen Eide los.

Im Vertrauen auf die französische Hülfe, bedachte sich nun Paul III nicht länger, den König Philipp II seinen Unwillen fühlen zu lassen. Zuerst wurde der spanische Gesandte in Rom verhaftet, sodann im Consistorium ein förmlicher Proceß gegen Philipp eingeleitet. Die vornehmsten Punkte der gegen ihn gerichteten Anklage bestanden darin, daß er den in Bann gethanen Kardinal Colonna, seinen Anhänger, nicht nur in Schutz genommen, sondern auch bewaffnet, und

und daher, als ein treuloser Vasall (weil Neapel ein päbstliches Lehn war), wenigstens das Leben verwirkt hätte. Philipp II, in dessen Charakter melancholischer Ernst und religiöser Aberglaube die Hauptzüge ausmachten, der, von spanischen Mönchen erzogen, für den h. Vater eine tiefe Ehrfurcht hegte, fühlte gegen einen Krieg mit demselben eine merkliche Abneigung, als sein General, der Herzog von Alba, nachdem er den Pabst, mit dem er lange unterhandelt hatte, unerbittlich fand, den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht länger zurückhielt. Seine Truppenabtheilung von 12,000 Mann, unter welcher sich viele vom Pabste verjagte Officiere befanden, hatte die Eroberung der Campagna di Roma bald vollendet. Ihre leichten Truppen streiften schon bis vor die Thore von Rom, und der Pabst war froh, daß ihn ein Waffenstillstand von 6 Wochen so lange rettete, bis der Herzog von Guise mit seiner Armee von 20,000 Mann herbeykam. Die Truppen, woraus sie bestand, gehörten zu dem ausgesuchtesten Kriegsvolke. Es hatten sich an den ruhmvollen

vollen General viele freywillige Krieger angeschlossen. Guise hielt zu Rom gleichsam einen triumphirenden Einzug. Doch die wenigen und schlechten Soldaten des Pabstes, und die leeren Kriegsmagazine desselben, überzeugten ihn bald, daß er sich blos auf sein Heer würde verlassen dürfen; aber auch mit diesem konnte er den Plan des Pabstes nicht ausführen.

Nachdem Guise (1557) drey Wochen lang die neapolitanische Gränzstadt Civitella vergeblich belagert, und eben so vergeblich alles aufgebothen hatte, um den Herzog von Alba aus seinen Verschanzungen herauszulocken, so schlichen sich unter der Armee Krankheiten ein, die einen großen Theil derselben dem Tode überlieferten; so entspann sich zwischen dem Herzog von Guise und dem päbstlichen General eine Uneinigkeit, welche den Fortgang der Unternehmungen vollends hinderte. Der Kirchenstaat wurde nun von den Spaniern geplündert, und der Pabst unterhandelte, während daß Guise auf

auf die Erfüllung der herrlichen Versprechungen drang, wegen eines Friedens.

Philipp griff indessen Frankreich von der Seite der Niederlande an. Heinrich II konnte, aus Geldmangel, keine großen Kriegsrüstungen machen; Philipp wurde hingegen von den Niederländern so nachdrücklich unterstützt, daß er eine Armee von 50,000 Mann aufstellen konnte. Zum Obergeneral über dieselbe bestellte er den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, den Generalstatthalter der Niederlande. Dieser lockte die französischen Feldherren nach Champagne, während daß er in die Picardie eindrang, und St. Quintin berennte. Diese Festung war von der französischen Gränze bis nach Paris damahls die einzige, die einer Belagerung widerstehen konnte. Aber auch ihre Festungswerke waren sehr vernachlässigt, und ihre Garnison sollte fünfmahl stärker seyn. Der Gouverneur der Picardie, der Admiral von Coligni, warf in dieselbe alles Kriegsvolk, welches er in der Eile zusammenbringen konnte. Montmo-

morency, der Obergeneral des französischen Heeres, wollte (10. Aug.) seinen Neffen, den Admiral, retten. Während daß er selbst die spanische Armee beschäfftigen würde, sollte sich Dandelot, Colignis Bruder, mit einem Haufen ausgesuchter Leute, auf einem vom Admirale vorgezeichneten Wege, in die Stadt werfen; aber seine Hitze war Schuld, daß der größte Theil dieses Haufens niedergehauen wurde, und daß nicht mehr als 500 Mann in die Stadt kamen. Montmorency, der indessen zu weit vorgerückt war, wurde von der überlegenen Armee Philipps II mit solchem Nachdruck angegriffen, daß sein ganzes Heer in Verwirrung gerieth, daß 4000 Franzosen, und unter denselben 2 Prinzen, und 600 Edelleute, getödtet wurden. Montmorency, der in der Verzweiflung den Heldentod aufsuchte, fiel schwer verwundet in die Gefangenschaft, in welche, ausser ihm, noch 2 Herzoge, verschiedene andere hohe Officiere, 300 Edelleute, und gegen 4000 andere Krieger, geriethen. Von allen Kanonen der Franzosen blieben nur 2 übrig. Einen glänzendern

Sieg

Sieg hatten die Spanier noch nie erfochten!

In Paris zitterte man vor der Ankunft der Spanier, die gar nichts mehr aufzuhalten schien, so gewaltig, daß viele schon die Flucht ergriffen. Aber die Spanier kamen nicht nach Paris. Zwar gab der raschere Emanuel Philipp seinem Könige, der bis nach Cambray gekommen war, den Rath, sogleich gegen Frankreichs Hauptstadt anzurücken; aber der káltere, der überlegsamere Philipp II, der den kriegerischen Geist des französischen Adels, und Frankreichs große Hülfsquellen fürchtete, beschloß, die Belagerung von St. Quintin, das man zu erobern hoffte, fortzusetzen. Allein Coligni, einer der scharfsinnigsten, der größten Feldherren seiner Zeit, den keine Gefahr erschütterte, vertheidigte die Stadt noch 17 Tage, und ließ sich (am 27. Aug.) nicht eher, als nach einer großen Wallöffnung, überwáltigen. Indessen hatte Heinrich II, den sein Muth und seine Standhaftigkeit nicht verließ, alles aufgebothen, um ein

neues

neues Heer aufzustellen; auch waren seine Bemühungen von dem Eifer seiner Unterthanen lebhaft unterstützt worden. Ein allgemeiner Enthusiasmus belebte die französische Nation. Die großen Städte halfen ihrem Könige mit Geld aus, und Paris machte ihm allein ein freywilliges Geschenk von 300,000 Livres. Die Kriegsmacht der Franzosen zeigte sich jetzt wieder so furchtbar, daß Philipp II seinen Plan, in Frankreich weiter vorzudringen, aufgab. Die Schlacht bey St. Quintin brachte also weiter keine Wirkung hervor, als daß der fromme Philipp dem heil. Laurentius, an dessen Nahmenstage sie vorgefallen war, das prächtige Escorial widmete.

Während daß Philipp, des Winters und des ausserordentlich grossen Aufwandes wegen, einen Theil seiner Armee hatte abdanken müssen, hatte Heinrich ein zahlreiches Heer, und eine reichlich angefüllte Kriegskasse, zu seinem Gebothe. Der Herzog von Guise dachte daher nun auf Eroberungen. Seine Aufmerksamkeit fiel zuerst

zuerst auf die wichtige Stadt Calais, welche die Engländer noch immer in ihrer Gewalt hatten. Da sie den Besitz derselben aber so nachlässig behandelten, daß sie einen großen Theil der Garnison im Herbst gewöhnlich nach Hause gehen ließen, und da sie Philipps Anerbiethen, die Festung mit Kriegsvolke zu versehen, nicht annahmen, so benutzte Guise (1558 im Jan.) diesen günstigen Umstand, der Stadt Calais in Zeit von acht Tagen sich zu bemächtigen. Den Spaniern nahm er Guines, und (im Jun.) die wichtige Festung Thionville, weg. Der Gouverneur von Calais, der Marschall von Termes, drang mit 14,000 Mann in Flandern ein, eroberte Dünkirchen, und wurde von der Einnahme der Stadt Nieuport blos von der ungleich stärkern Armee des Generals Egmont abgehalten. Die mit Beute beladenen Franzosen bewegten sich jedoch so langsam, daß Egmont, sein grobes Geschütz und schweres Gepäck zurücklassend, sie bey Grevelingen einholte. Das Treffen wurde durch eine englische Escadre entschieden, die, durch den

den Donner der Kanonen, gelockt, die Aa hinaufschiffte, und den rechten Flügel der Franzosen so heftig beschoß, daß er in Verwirrung gerieth. Auf 2000 Franzosen wurden in dem Treffen, noch mehrere aber von den erbitterten niederländischen Bauern, getödtet; die übrigen hatten, nebst dem Marschall Termes, das Schicksal, gefangen zu werden. Dieses war aber auch das letzte wichtige Ereigniß dieses Krieges. Denn obgleich die französische Hauptarmee unter Guise bis auf 70,000 Mann angewachsen war; obgleich das spanisch-niederländische Heer unter Savoyen und Egmont nicht viel weniger Krieger zählte, so wollte doch weder Philipp noch Heinrich, die sich beyde bey ihren Armeen befanden, eine Schlacht wagen, so wünschten beyde vielmehr den Frieden. Heinrichs Neigung für das Ende des Krieges stimmte hauptsächlich der auf den Ruhm, den sich Guise erwarb, neidische Montmorency. Für Philipp II war der Tod seines Vaters einer der vornehmsten Beweggründe, die Friedensunterhandlungen zu beschleunigen, weil er

er nach Spanien zu gehen wünschte. So gedieh (1559 am 4ten April) der Friede zu Chateau Cambresis (im Bezirke von Cambray). Frankreich gab, gegen die in der Picardie verlohrnen Gränzörter, 195 feste Städte, die es theils in den Niederlanden, theils in Italien, besetzt hatte, wieder heraus. Dadurch kam der Herzog von Savoyen wieder zu dem Theile seines Landes, den ihm die Franzosen weggenommen hatten. Die Stadt Calais sollte Frankreich noch 8 Jahre behalten.

Mit dem Pabste hatte sich Philipp V schon früher ausgesöhnt. Paul IV, den der Abzug des Herzoges von Guise in große Verlegenheit setzte, ließ durch Venedig und Cosmus von Medici dem Philipp einen Vergleich antragen, zu welchem sich dieser religiöse König, der einen Krieg mit dem Oberhaupte der Kirche noch immer für unrechtmäßig hielt, sehr bereitwillig fand. Der Herzog von Alba sollte nun den Pabst, wegen des Einfalles in den Kirchenstaat, um Verzeihung bitten, sollte un-

um Absolution flehen. Schüchtern und stammelnd erschien der sonst so stolze Alba, als er, auf den Knieen liegend, dem heiligen Vater den Fuß küßte.

Dreyzehntes Kapitel.

England unter Heinrich VIII, Eduard VI, Johanne, Marie und Elisabeth. Marie Stuart.

An Philipps Kriege gegen Frankreich hatte die Königin Marie von England, seine Gemahlin, Antheil genommen. Ihr Vater, Heinrich VIII, der dem Vater Philipps II, Karl V, gleichfalls Beystand geleistet hatte *), bekam, während der übrigen Zeit seiner Regierung, so viel in seinem eigenen Hause zu thun, daß er sich um auswärtige Angelegenheiten wenig mehr bekümmern konnte. Der junge, sehr reitzbare und veränderliche Monarch fand seine Gemahlin, die spanische Prin-

*) Th. IX, S. 375.

Princessin Katharine, bald nicht mehr lie-
benswürdig *). Die vornehmsten englischen
Herren hatten sich gegen diese Heyrath laut
erklärt; Heinrich VII hatte seinem Sohne
befohlen, der Vollziehung derselben im
männlichen Alter zu widersprechen; ja, er
hatte ihm auf seinem Todbette diese Voll-
ziehung ausdrücklich untersagt, und dennoch
vermählte sich Heinrich VIII mit der Katha-
rine. Einige Zeit hindurch war diese Ehe
auch ziemlich glücklich. Aber die vielen
Kinder der Katharine starben alle, bis auf
eine Tochter. Heinrich fieng an, diese Kin-
derlosigkeit als eine Wirkung des Fluches zu
betrachten, der, nach den canonischen Ge-
setzen, auf demjenigen ruhet, der seines
Bruders Wittwe heyrathet. Er fieng an,
wegen der Thronfolge, und der schottischen
Ansprüche auf die englische Krone, besorgt
zu werden. Die Zweifel wegen ihrer recht-
mäßigen Geburth regten sich bey ihm jetzt
immer stärker. Aber das, was auf den
Heinrich am meisten wirkte, war unstreitig
der Umstand, daß die Reitze der sechs
Jahre ältern Katharine merklich abnahmen,
daß

*) Th. IX, S. 355.

daß sich unangenehme Krankheiten an ihr
äusserten; daß — eine ihrer Hofdamen ihm
weit liebenswürdiger vorkam.

Anna Boleyn, die Tochter des Thomas
Boleyn, eines Verwandten der vornehmsten
englischen Familien, durchlebte ihre Jugend
am französischen Hofe, wo sich ihr Geist
eben so glücklich, als ihr Körper ent-
wickelte. Den zärtlichen Anträgen Hein-
richs VIII, der sie bey seiner Gemahlin
kennen lernte, setzte sie die standhafteste
Tugend entgegen, die dem feurigen Lieb-
haber den Wunsch abpreßte, von der Ka-
tharine geschieden zu seyn, um die Boleyn
heyrathen zu können. Er bath hierauf den
Pabst Clemens VIII um die Vernichtung
der Bulle, durch die ihm die Ehe mit der
Wittwe seines Bruders erlaubt worden war.
Clemens täuschte ihn einige Zeit lang durch
schöne Versprechungen und Hoffnungen. Er
eröffnete sogar (1529) in London eine beson-
dere Commission, um diese Ehescheidungssache
untersuchen zu lassen. Die Mitglieder der-
selben waren der Cardinal Wolsey, und der
Nuntius Campeggio. Vor dieser Commis-
sion

sion erschienen Heinrich VIII und Katharine. Jener antwortete, als man ihn aufrief; aber Katharine warf sich zu seinen Füßen, indem sie ihr Benehmen als Ehegattin mit Würde und Anstand vertheidigte. Heinrich mußte ihrer Tugend Gerechtigkeit widerfahren lassen; um so nachdrücklicher aber trug er seine Gewissenszweifel, wegen der Verbindung mit derselben, vor. Katharine wurde nochmahls vorgeladen, und, als sie nicht erschien, für überzeugt erklärt. Man stellte hierauf eine Untersuchung an; ob Arthur, der erste Gemahl der Katharine, die Rechte eines Ehemannes wirklich geltend gemacht habe, und man glaubte wegen der langen Bekanntschaft, welche der mannbare, gesunde Prinz mit derselben gepflogen hatte, gar nicht daran zweifeln zu dürfen. Man hatte sogar Beweise der vollzogenen Ehe nach Spanien geschickt; man hatte die Prinzessin für schwanger gehalten. Da der Hauptpunkt, die wirkliche Vermählung mit dem Arthur, also berichtigt war, so erwartete Heinrich, daß die für ihm günstige Entscheidung dieses Processes nächstens erfolgen würde, als Campeggio die Commission erst

weiter

weiter hinaus schob, und hernach gar verreisete.

Wahrscheinlich war der Einfluß des spanischen Hofes Ursache, daß der Pabst diese Ehescheidungssache abbrach. Heinrich warf jedoch alle Schuld auf den Cardinal Wolsey, welchen er nun seinen Unwillen empfinden ließ. Er nahm ihm nicht nur das große Siegel; er nahm ihm auch den Pallast York-Place, den er selbst gebaut hatte, das nachmahlige Whitehall, das mit dem kostbarsten Hausrathe angefüllt war. Unter diesem befand sich ein Tafelaufsatz von Massivgold. Die Garderobe des Erzbischofs enthielt unter andern tausend Hemden von der feinsten holländischen Leinewand. Wolsey mußte London verlassen. Zwar behielt er seine Bisthümer; aber die von ihm beleidigte Gegenparthey, auf welche Anna Boleyn mächtig wirkte, trieb die Sache zum Processe des Hochverraths, den man durch erdichtete oder unbedeutende Beschuldigungen zu erweisen suchte. Doch das Parlament verwarf die deswegen vorgebrachte Anklage, und Heinrich kam wieder so weit zur Besin-

nung,

nung, daß er seinem ehemahligen Vertrauten verzieh, daß er ihm einen Theil seines Silbergeräthes zurückgab. Der veränderliche Heinrich besann sich aber bald wieder anders. Er hatte, seines Ehescheidungs-Processes wegen, den Entschluß gefaßt, alle Verbindung mit dem Pabst aufzuheben. Da er nun von Seiten Wolsey's Widerspruch befürchtete, so verbannte er ihn erst nach seinem erzbischöflichen Sitze York; nach einiger Zeit ließ er ihn aber, als einen Hochverräther in Verhaft nehmen, und nach London bringen. Aber Mühseligkeiten der Reise, verbunden mit peinigendem Gram, und vielleicht auch einer Portion Gift, die der des Lebens überdrüßige Cardinal genommen hatte, führten (1529 Nov.) seinen Tod unvermuthet herbey. Sein Charakter war so bunt, als seine Schicksale; aber Englands Regierung ist seit seinem Tode offenbar weniger gut verwaltet worden. Es fehlte Heinrichen seitdem an einem Manne, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte.

Heinrich schwankte noch. Bald wollte er dem Pabste alle Freundschaft aufsagen, bald aus

aus Haß gegen Luthern, der seine Vertheidigung der sieben Sacramente so unehrerbiethig abgefertigt hatte, mit dem heil. Vater sich wieder aussöhnen. In jener Entschließung befestigte ihn endlich Thomas Cranmer, ehemaliger Jesuit zu Cambridge, der auf seinen Reisen durch Deutschland Luthers Grundsätze angenommen, und seiner Heyrath wegen die Professorstelle angenommen hatte. Dieser eben so kenntnißvolle, als rechtschaffene und uneigennützige Mann gab dem Heinrich den Rath, seinen Ehescheidungsproceß dem Gutachten der vornehmsten Akademien zu unterwerfen. Der über diesen Rath sehr erfreuliche Heinrich traf sogleich Anstalten zur Ausführung desselben, und sowohl die französischen und italienischen, als auch die englischen Akademien, fanden in der von ihm gewünschten Ehescheidung kein Bedenken. Um so mehr überraschte ihn des Pabstes Vorladung, sich dieser Sache wegen vor seinem Richterstuhl zu stellen. Er betrachtete diese Vorladung als eine kränkende Beschimpfung seiner königlichen Würde. Sein Gesandter, der Vater der Anna Boleyn, durfte nun den Pantoffel des Pabstes nicht

nicht küssen. Die englische Geistlichkeit mußte, weil sie dem päbstlichen Legaten ihren Gehorsam nicht versagt hatte, eine Geldstrafe von 119,000 Pfund erlegen; sie mußte den König als Beschützer, als Oberhaupt der englischen Kirche, anerkennen. Heinrich, und das Parlament, das mit ihm einstimmig dachte, entzog dem Pabst immer mehr Rechte und Einkünfte. Heinrichs Kanzler, Thomas More, Wolsey's Nachfolger, ein gelehrter, staatskundiger, rechtschaffener, streng tugendhafter Mann, fand dieses Verfahren gegen den päbstlichen Stuhl so gewaltsam, daß er (1532) aus eignem Antriebe seine hohe Stelle niederlegte. Um so höher stieg jetzt Cranmer, der (1533) als Erzbischof von Canterbury eine Ehescheidungsgericht niedersetzte, von welchem Katharine, als sie nicht erschien, für rechtmäßig geschieden erklärt wurde. Drey Jahre hernach (1536) starb die unglückliche Katharine, nachdem sie an ihren treulosen Gemahl einen sehr zärtlichen Brief geschrieben hatte. Heinrich feyerte, gleich nach der Scheidung von derselben, das Vermählungsfest mit der Anne Boleyn, nachdem er sich mit

mit derselben schon ein Jahr früher, in Gegenwart von sechs Zeugen, in der Stille hatte trauen lassen. Er legte ihr den Titel einer Marquise von Pembrock bey.

Der Pabst both indessen alle Mittel auf, um sein von Heinrich VIII gekränktes Ansehn zu behaupten. Er drohete mit Bann und Interdict, indem er Heinrichs erste Ehe feyerlich bestätigte. Er sprach (1534), als seine Drohungen keinen Eindruck machten, den Bann wirklich aus. Clemens hatte sich übereilt, und Heinrichs etwas verspäteten Courier, der Nachgiebigkeit meldete, nicht abgewartet. Doch Heinrich möchte sich auch wohl schwerlich mit dem Pabst wieder ausgesöhnt haben. Er, der den Pabst ehedem gegen Luthern vertheidigt hatte, erlaubte jetzt jedem Geistlichen gegen den Pabst zu predigen und zu schreiben. Das Parlament erkannte nun den König als Bischof, als einziges irdisches Oberhaupt der Kirche, an. Es machte sich eidlich verbindlich, die Marie, die Tochter der Katharine, von der Thronfolge auszuschließen. More und Fisher, Bischof von Rochester, erklärten diese eidliche

liche Verpflichtung für ungültig. Dieses zog (1536) dem Fisher das Schicksal zu, in den Tower eingesperrt, und nach einer besonders harten Behandlung, die er ein Jahr hindurch mit Standhaftigkeit ertrug, (1537 Jun.) hingerichtet zu werden. Eben dieses Loos traf den Thomas More, ob er gleich allen listigen Versuchen, etwas Verfängliches aus ihm herauszulocken, ununterbrochenes Stillschweigen entgegensetzte. Bis zum letzten Augenblicke (im Jul.) immer heiter und scherzhaft, verdient er weiter keinen Tadel, als daß er sich in der Verfolgung der Ketzer unbarmherzig zeigte.

So uneinig Heinrich VIII mit dem Pabst war, so sehr verabscheute er doch, Luthers wegen, die Reformation, so fest war er entschlossen, die katholische Lehre mit Feuer und Schwerd aufrecht zu erhalten. Er hatte die Freude, daß der Pabst Clemens VII (1534) starb. Aber der Nachfolger desselben, Paul III, behielt dessen System natürlich bey, und da derselbe seine Hoffnung, mit Heinrich VIII sich wieder auszusöhnen, durch die Hinrichtung des Bischofs Fisher

Fisher vereitelt sah, so lud er den Heinrich und seinen Anhang vor seinen Richterstuhl, so drohete er mit Bann und Interdict. Dadurch bewirkte er aber bey dem hitzigen und steifsinnigen Heinrich weiter nichts, als daß dieser den Pabst immer mehr verabscheute, daß er (1536) die Verbindung mit demselben nun völlig aufhob. Jetzt lösete Heinrich noch das letzte Band dieser Verbindung auf. Die Mönche, und vornehmlich die Bettelmönche, reitzten das Volk zur Unzufriedenheit über das Verfahren, das sich Heinrich gegen den Pabst erlaubte. Heinrich, der sich deswegen an ihnen rächen wollte, gab hierauf seinem Staatssecretär Cromwel, einem Erzfeinde der Katholiken, den Auftrag, den Zustand der Klöster zu untersuchen. Dieser stattete nun dem Könige von den Mißbräuchen, dem Sittenverderbniß, und der Unwissenheit, die in den Klöstern herrschte, einen so nachtheiligen Bericht ab, daß Heinrichs Neigung, die religiösen Orden aufzuheben, dadurch gleichsam gerechtfertigt wurde. Zur Befriedigung derselben bahnte er sich dadurch den Weg, daß er alle Mönche und Nonnen unter 24 Jahren, daß er jeden, der

der des Klosterlebens überdrüßig war, zu entlassen befahl. Das Volk schwieg. Heinrich und seine Rathgeber beschlossen jetzt die völlige Aufhebung der Klöster. Erst zog man die kleinsten, als die verderblichsten, ein; die Zahl derselben, deren jährliche Einnahme nicht über 100 Pfund stieg, belief sich auf 376. Sie brachten zusammen jährlich 32000 englische Pfund ein, und ihr Capitalwerth wurde zu 1000,000 Pfund angeschlagen. Auf 10000 Mönche bekamen nun den Befehl, in die Welt zu gehen. Anna Boleyn, eine große Gönnerin der Protestanten, würde den Heinrich, der alle Verbindung mit dem Pabst aufgehoben hatte, vielleicht noch einige Neigung für die protestantische Religion eingeflößt haben, wenn sie so glücklich gewesen wäre, in der Gunst des veränderlichen Heinrichs sich länger zu behaupten. Heinrich hatte, während der Dauer des Processes, als seine Ehe mit der Katherine noch nicht getrennt war, für die Anna die feurigste Liebe empfunden, die auch hernach noch einige Jahre fortdauerte. Aber der ruhige Besitz seiner Geliebten machte ihn allmählig kälter. Sie gebahr einen

einen todten Sohn, und Heinrich ließ aus Aberglauben die Mutter dieses Unglück entgelten. Als die Feinde der Anne Heinrichs Liebe zu derselben sich abkühlen sahen, entwarfen sie den Plan, ihr diese Liebe allmählig ganz zu entziehen. Die muntere, fast leichtsinnige Anna freute sich, wenn sie ihre ehemahligen Standesgenossen über ihre Reitze entzückt sah. Die Aufmerksamkeit, die ihnen einige artige Kammerjunker widmeten, war ihr daher gar nicht gleichgültig. Ihre Feinde stellten alles dieses dem Heinrich von der bedenklichsten Seite dar; sie entflammten seinen eifersüchtigen Stolz. Am geschäftigsten dabey bewies sich die Vicomtesse von Rocheford, die Gemahlin des Bruders der Anne, ein Weib von dem schändlichsten Charakter. Das Unglück der Anna vollendete eine neue Liebschaft Heinrichs VIII, der den Reitzen der eben so geistreichen als schönen Johanne Seymour so wenig widerstehen konnte, daß er sie zu seiner Gemahlin zu machen beschloß. Anne Boleyn mußte also entfernt werden. Als ein Beweis ihrer Untreue galt (1536 May) ein Schnupftuch, das Anna durch ein Ungefähr fallen ließ; Hein-

Heinrich erklärte es für ein ihren Liebhabern gegebenes Zeichen. Er ließ sie, nebst ihrem Bruder, und ihren vermeynten Anbethern, in den Tower sperren. Auf dem Wege dahin machte man sie mit der Ursache ihres Verhaftes bekannt. Der Ernst, mit dem sie ihre Unschuld betheuerte, der Wunsch, den sie bey ihrem Eintritte in das Gefängniß knieend äusserte, daß ihre künftige Seeligkeit ihrer Unschuld angemessen seyn möchte, befreyt sie, da man nichts weniger als einen hohen Grad von Bosheit bey ihr voraussetzen darf, von allem Verdacht. Aber das von den Schmerzen hysterischer Anfälle gepinigte Weib gestand endlich alles ein, was sie wußte, und was höchstens aus unbesonnenen Reden bestand. Niemand nahm sich ihrer Unschuld an. Ihr eigener Oheim, der Herzog von Norfolk, war ihr ärgster Feind. Die Vorstellungen, die Cranmer wagte, wurden nicht geachtet. So rührend der Brief war, den Anna an ihren Gemahl schrieb, so machte er doch bey demselben keinen Eindruck. Indessen gestand von allen ihren Mitschuldigen keiner etwas ein, als der Kammerdiener Smeton, den die Hoff-

nung, sein Leben zu retten, dazu verleitete. Dennoch wagte man es nicht, sie mit ihm zusammen zu stellen; auch wurde er sogleich hingerichtet. Anne und ihr Bruder Rocheford wurden nun vor einem Gerichte geschworner Pairs verhört, wo der unbarmherzige Oheim den Präsidenten machte. So unbedeutend die gegen die Anna vorgebrachten Beschuldigungen waren, so klug und entschlossen Anna sich auch vertheidigte, so wurde sie dennoch verurtheilt, hingerichtet zu werden, so wurde ihre Ehe mit dem Heinrich für ungültig erklärt, und die Hinrichtung (19. May) wirklich vollzogen. Gleich am folgenden Tage ließ sich Heinrich die Johanne Seymour antrauen.

Ungeachtet der Staatssecretär Cromwell an der Boleyn seine Gönnerin verlohren hatte, so behauptete er sich dennoch im Vertrauen des Königes. Dieser machte ihn zu seinem Generalvicarius der Convocation, das heißt, der Commission, welche den englischen Kirchenstaat nach Heinrichs Launen und Einfällen einrichten sollte. Das durch dieselbe festgesetzte Glaubenssystem war ein Gewebe katho-

katholischer und protestantischer Lehrsätze. Die heilige Schrift, und die bekannten drey Glaubenbekenntnisse, sollten der Grund des Glaubens seyn; die Ohrenbeichte und die Buße sollten auch ferner als Sacramente gelten; von der Bibel, von der man in Paris eine neue Uebersetzung hatte drucken lassen, sollte in jedem Kirchspiele 1 Exemplar an einer Kette liegen. In Ansehung der Klöster dachte Heinrich ganz protestantisch. Die Unruhen, die sich unter dem Volke ereigneten, dienten ihm zum Vorwande, den Zustand der Klöster von neuen untersuchen zu lassen. Hierauf wurde ihre gänzliche Aufhebung beschlossen. Das Volk besänftigte man durch die Aufdeckung der Mönchsbetrügereyen. Selbst Becket, der bisher so verehrte Märtyrer der Kirche, wurde für einen Betrüger erklärt; man strich seinen Nahmen aus der Zahl der Heiligen aus, und verbrannte seine Gebeine. Heinrich verfuhr nun so unbarmherzig gegen die Klöster und Stifter, daß in allen 645 Klöster aufgehoben, 90 Collegiengebäude, 2374 Kapellen, und 110 Hospitäler zerstört wurden. Ihre sämmtlichen Einkünfte betrugen

gen 161000 Pfund, welche den 20ten Theil des ganzen Nationaleinkommens ausmachten, und die Güther, welche diese für jene Zeiten so beträchtlichen Einkünfte abwarfen, wurden von Heinrich VIII theils verschenkt, theils wohlfeil verkauft, theils vertauscht. Jeder Mönch erhielt einen Jahrgehalt von 8 Mark. Heinrich VIII, der, jetzt gleichsam dem Pabste zum Trotze, dessen Bannbulle erst bekannt machte, verfuhr in der Behauptung seiner Grundsätze, die, außer ihm, sonst niemand glaubte, immer grausamer. Das schüchterne Parlament ließ sich von ihm zur Genehmigung der offenbarsten Tyranneyen bewegen. Er hätte, wenn er wollte, (1539 April) es gar aufheben können. Seine Verordnungen hatten mit den Parlamentsschlüssen gleiche Kraft. Zu denselben gehörte vornehmlich die blutdürstige Bill, welche den Glauben an die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle in Einer Gestalt, an das Gelübde der Keuschheit, an die Messe, an den ehelosen Stand der Priester, an die Ohrenbeichte, zum Theil mit der Strafe des Feuers, oder mit der Einziehung der Güther, festsetzte.

Hier fand noch mehr als Inquisitions-strenge statt.

Heinrich beschäfftigte sich um diese Zeit fast blos mit theologischen Grillen, oder mit Weibern. Johanne Seymour war (1537) gestorben. Cromwell empfahl ihm zur vierten Gemahlin die Prinzessin Anna von Cleve, die Schwester der Kurfürstin Sybille von Sachsen, die ein schönes Gemählde von Holbein ihm sehr liebenswürdig darstellte. Voll Sehnsucht reiste ihr Heinrich (1540) heimlich bis Rochester entgegen. Aber wie sehr sah er sich in seiner Erwartung getäuscht! Anna war groß und stark, aber nichts weniger als reitzend gebaut. Sie verstand blos ihre Muttersprache. Eine große flandrische Stute, sagte Heinrich, die ich unmöglich lieben kann! Aus Besorgniß wegen der deutschen Fürsten, und vornehmlich wegen der schmalkaldischen Bundesgenossen, entschloß er sich dennoch (1540) diese Prinzessin zu heyrathen; doch konnte er sich nicht überwinden, alle Rechte eines Ehemannes bey ihr geltend zu machen, und wenn er sie auch mit Höflichkeit behandelte, so

wurde

wurde sie ihm von einer Zeit zur andern doch immer verhaßter, und Cromwell, den ohnedies schon alle Partheyen verabscheuten, beschleunigte, als der Urheber dieser Heyrath, seinen Untergang. Heinrich verliebte sich in die Katharine Howard, deren Oheim, der Herzog von Norfolk, alles that, um, von ihr unterstützt, Cromwellen zu entfernen. Norfolk bekam von Heinrichen den Auftrag, Cromwelln des Hochverraths anzuklagen, und in den Tower einzusperren. Das Oberhaus erkannte ihm ohne Verhör, und ohne Untersuchung die Todesstrafe zu. Die Ursachen, durch die man dieses Urtheil zu rechtfertigen suchte, waren theils unwahrscheinlich, theils lächerlich. Alle Bemühungen Cromwells, das Herz seines Monarchen, der ihm ehedem so großes Vertrauen schenkte, zu rühren, waren fruchtlos; er konnte dem Schicksale, enthauptet zu werden, nicht entgehen. Der kluge, thätige, von Stolz und Eigennutz gleich weit entfernte Mann machte sich keines andern Verbrechens schuldig, als daß er sich zu sehr als Werkzeug der gewaltthätigen Maaßregeln seines Königes brauchen ließ.

Hein-

Heinrich VIII bedachte sich nun (1540) nicht lange mehr, die eheliche Verbindung, zu deren Befestigung er so wenig beygetragen hatte, wieder zu trennen. Anna von Cleve begnügte sich mit einem Jahrgehalte von 3000 Pfund, und mit dem Range und dem Titel einer Königin. Sie starb in England. Ihre Nachfolgerin, Katharine Howard, jung, schön und voll Anmuth, machte den Heinrich über ihren Besitz so entzückt, daß er deswegen dem Höchsten auf der Kanzel danken ließ. Aber bald ward Heinrich VIII in den seeligen Empfindungen dieses Besitzes durch die überzeugendsten Beweise von den schändlichen Ausschweifungen und Liebesverständnissen seiner jungen Gemahlin, gestört. Ihre Kammermädchen, ja ihre Liebhaber, gestanden sie selbst ein, und ihr eigenes Geständniß suchte sie blos durch den Zusatz: daß sie nicht als Gattin gesündigt habe, weniger strafbar zu machen. Dennoch konnte sie nicht leugnen, ihre ehemahligen Liebhaber im Dienste zu haben. Heinrich wurde über diese schreckliche Entdeckung bis zu Thränen gerührt. Das Oberhaus erkannte (1541) ihr, ihren Liebhabern

habern und Gehülfen die Todesstrafe zu; aber nur Anna, und die Marquise von Rosford, welche jetzt für ihre Theilnahme an dem Unglück der Anna Boleyn gestraft wurde, starben unter den Händen des Scharfrichters. Heinrich wollte sich, und seine Nachfolger, vor einem ähnlichen Unfalle bewahren. Er ließ daher vom Parlament einige darauf sich beziehende Verordnungen machen. Nach der ersten sollte jeder, der einen unerlaubten Umgang der Königin wisse, oder ihn auch nur muthmaße, denselben bey Strafe des Hochverraths, blos dem Könige, oder seinem geheimen Rathe, anzeigen; nach der zweyten sollte das Frauenzimmer, welches der König heyrathen wollte, bey Strafe des Hochverraths, es selbst anzeigen, wenn sie das Unglück hätte, das nicht mehr zu seyn, was der König von ihr erwartete. Das Publikum in London war nun der Meynung, Heinrich würde am klügsten handeln, seine Wahl blos auf Wittwen einzuschränken.

Ueber den Tod der Anna Howard, welche zu diesen albernen Verordnungen die Veranlassung gab, freuten sich vornehmlich die

die Protestanten, welche, auf ihren Antrieb, von Heinrich VIII schrecklich verfolgt worden waren. Doch Heinrich verfolgte jeden, der gegen seine sonderbaren Religionsgrundsätze einen Widerspruch wagte, oder der Ausübung derselben im Wege stand. Daher mußte auch das Parlament die Aufhebung der Collegien, Hospitäler, und andrer milden Stiftungen, ingleichen des Johanniterordens, genehmigen. Mancher Bischof wurde zur Abtretung seiner Güther genöthigt. Eine Commission sollte nun das System einer Volksreligion ausarbeiten. Das Resultat ihrer Bemühungen war ein kleines Buch, dessen eigentlicher Verfasser Heinrich selbst seyn mochte. Die Zahl der Sacramente war von 3 wieder auf 7 erhöhet. Aber auch dieser Katechismus mußte bald einem andern, von ihm wieder sehr verschiedenen, Platz machen. Heinrich war also in Ansehung der Religion eben so veränderlich, als in Ansehung der Weiber. Er heyrathete nun (1543) zum sechstenmahl. Katharine Par, auf die seine Wahl fiel, die Wittwe Latimers, war klug und tugendhaft, und wenn ihre Reitze auch schon zu verblühen

hen anfiengen, so war sie für den unförmlich dicken Heinrich noch immer liebenswürdig genug. So wie seine Dicke zunahm, so minderte sich seine Kraft, so wurde seine Laune immer mürrischer. Er flößte jetzt keine andern Empfindungen, als Furcht, ein. Am meisten fühlten dieß diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle unbegreiflich fanden. Unter diese gehörte besonders Anna Asken. Dieses junge, schöne, liebenswürdige Frauenzimmer, das mit den ersten Damen des Hofes, und selbst mit der Königin, in genauer Verbindung stand, wurde, weil sie in Ansehung der Lehre vom Abendmahle anders als Heinrich dachte, eingesperrt, und als sie keine Drohungen erschütterten, als sie ihre Grundsätze noch immer in Schriften äusserte, schrecklich gemartert, und endlich verbrennt. Selbst Heinrichs Gemahlin befand sich in so großer Gefahr, daß blos ihre Klugheit sie rettete. Der Herzog von Norfolk, ein verdienstvoller Mann von großem Vermögen, das Haupt der katholischen Parthey, Heinrichs Oheim von zwey Gemahlinnen, und dessen Sohn, der Graf von Surrey, als Dichter, Kriegs-

und

und Hofmann ausgezeichnet, sollten, weil seit der Untreue des Howard das ganze Geschlecht derselben ihm verhaßt war, hingerichtet werden; aber zu ihrem Glücke starb Heinrich VIII in der Nacht vor dem dazu bestimmten Tage (1547 am 28ten Februar.) Bey seinem Tode sollen die Gefängnisse Englands mit 60000 Menschen angefüllt gewesen seyn. Dennoch liebte ihn der größte Theil des gemeinen Volkes, weil ihm sein schönes Aeusserliche und sein kraftvoller Muth gefiel *). Er hinterließ drey Kinder, welche alle auf den Thron gekommen sind. Die aragonische Katharine war die Mutter der Marie; von der Anna Boleyn wurde Elisabeth gebohren, und Johanne Seymour starb vier Tage nach der Geburth ihres Sohnes Eduard.

Eduard VI, Heinrichs VIII einziger Sohn und Nachfolger, war (geb. 1537) bey dem Tode desselben erst zehn Jahre alt. Sein Oheim, der Graf von Hertford, übernahm, ohne auf die von dem Vater festgesetzte vormund-

*) Th. IX, S. 355.

mundschaftliche Regierung zu achten, die Aufsicht über denselben. Er nennte sich einen Protector, wozu in der Folge noch der Titel eines Herzogs von Sommerset kam. Da die Regierung eines Einzigen, bey der damahligen Religionsverwirrung in England, unumgänglich nöthig war, so darf man es nicht tadeln, wenn sich der Protector, durch ein Patent seines königlichen Mündlings, die Rechte eines despotischen Regenten übertragen ließ. Der Protector und Cranmer beförderten nun die Einführung des reformirten Gottesdienstes und Glaubens, aber nicht mit der unbarmherzigen Strenge, mit welcher Heinrich VIII auf seinem sonderbaren Religionssysteme bestand. Wenn auch einige, als Märtyrer des katholischen Glaubens, eine etwas harte Behandlung erfuhren, so hatten sie es ihrem übertriebenen Eifer für den Katholicismus zuzuschreiben. Das Haupt derselben war Gardiner, Bischof von Winchester, dem sein Alter, seine Erfahrung und die wichtige Rolle, die er ehemahls gespielt hatte, Ehrfurcht verschafften. Dieser widersetzte sich der Einführung der reformirten Religionsgebräuche

gebräuche mit solcher Standhaftigkeit, daß er in das Gefängniß kam.

Die Aufmerksamkeit des Protectors beschäfftigte sich aber besonders auch mit einem Versuche, Schottland mit England zu vereinigen. Schon Heinrich VIII hatte an dieser Vereinigung gearbeitet. Der damahlige König von Schottland, Jacob V, hatte seine Anerbiethungen von Freundschaft vorsichtig abgelehnt. Dieß hatte Heinrich VIII so beleidigend gefunden, daß er alle Ursachen zu einem Kriege mit demselben hervorsuchte. Heinrich verlangte unter andern, daß ihm Jacob huldigen sollte. Der Herzog von Norfolk rückte hierauf (1542) mit einem ansehnlichen Heere gegen Schottland heran. Jacobs stolze Vasallen weigerten sich, ihren König zu unterstützen, und seine Soldaten liefen, als es zu einem Treffen kommen sollte, davon. Jacob wurde darüber so niedergeschlagen, daß er seine Gesundheit ganz zerrüttet fühlte. Seine Gemahlin kam um diese Zeit in die Wochen. Sie gebahr die berühmte Marie, deren Geburth ihr Vater nur wenige Tage überlebte. Der talentvolle

volle Fürst, der den Unordnungen in seinem Reiche muthig entgegen arbeitete, und die Gerechtigkeit mit unerschütterlicher Unpartheylichkeit verwaltete, hätte ein besseres Schicksal verdient. Aber der hohe Adel seines Reiches konnte es ihm nicht verzeihen, daß er, von dem großen Widerstande der Geistlichkeit, und von dem Einflusse seiner jungen Gemahlin verhindert, dessen Wunsch, die Klöster und die Herrschaft der Bischöfe aufzuheben, nicht hatte erfüllen können. Seine Tochter Marie sollte nun (1547) den jungen König Eduard heyrathen. Sommerset gieng deswegen mit einem Heere und einer Flotte nach Schottland. Er kam bis in die Nähe von Edinburg. Aber das schottische Heer war doppelt so stark, als das englische, und dieses fühlte bald einen drükkenden Mangel an Lebensbedürfnissen. Vergebens both nun Sommerset einen Vergleich an. Er zog sich hierauf nach seiner Flotte zurück. Uebermüthig verließen nun die Schotten ihre vortheilhafte Stellung, um ihm nachzurücken, und sie wurden von den Engländern völlig geschlagen.

Aber

Aber der Sieger Sommerset mußte, wegen der Gefahr, von der Regierung verdrängt zu werden, nach England zurückkehren. Sein eigner Bruder, Lord Seymour, ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften, aber auch von unersättlichem Ehrgeitz, der sich schnell zum Gemahle der verwittweten Königin erhoben hatte, wollte dem Protector das Staatsruder aus den Händen winden. Dieser mußte daher, ohne seinen Sieg über die Schotten benutzen zu können, nach London zurückeilen. Doch Seymour betrieb die Ausführung seines Planes mit so unvorsichtigem Eifer, daß ihn Sommerset (1549 März) hinrichten ließ. Sommerset zog sich aber dadurch so viel Haß zu, daß er seinen Feinden, deren Oberhaupt Warwick, ein talentvoller Mann und glücklicher General war, ohne große Anstrengung gelang, seinen Untergang zu befördern. Eduard ließ sich für ihre Sache gewinnen. Sommerset, der, auf den Knieen liegend, die gegen ihn angebrachten Beschuldigungen eingestand, und um Verzeihung bath, wurde (im Dec.) aller seiner Aemter beraubt, und zu einer jährlichen Geldstrafe von 2000 Pfund verurtheilt.

Doch man erließ ihm nicht nur diese Strafe, sondern Warwick erlaubte ihm auch (1550) der Schwiegervater seines Sohnes zu werden. Warwick selbst bemächtigte sich der großen Güther und des Titels des erbenlosen Herzogs von Northumberland. Sommerset konnte es aber nicht vergessen, daß ihm Warwick die Regierung entrissen hatte. Da er nun seine Drohungen, seine Plane zu unvorsichtig äusserte, so ließ ihm der mächtige Herzog von Northumberland (1552 Jan.) einen tumultuarischen Proceß machen, und den Kopf abschlagen. Auch seine vornehmsten Freunde wurden hingerichtet. Sommerset war ein schwacher aber liebenswürdiger Privatmann, dem zum glücklichen Spiele einer Hofrolle nur List und Falschheit fehlte.

Eduard hatte zwar die Jahre des reifen Alters noch nicht erreicht; aber er war so kränklich, daß man von ihm keine Fortpflanzung seines Geschlechtes erwarten durfte. Northumberland bekam dadurch eine günstige Gelegenheit, einen für sein Haus vortheilhaften Plan wegen der Thronfolge durchzusetzen. Eduard hatte freylich zwey Schwestern;

stern; die Marie und die Elisabeth. Aber Marie hatte, als ihr Vater nach dem Tode der Mutter, sich mit ihr aussöhnte, die eheliche Verbindung derselben für unrechtmäßig und blutschänderisch erklären müssen; sowohl Marie als Elisabeth waren auch durch eine Parlamentsacte für unächte Töchter erklärt worden, und wenn auch Heinrich VIII ihre Rechte auf die Thronfolge wieder für gültig anerkannt hatte, so schienen sie doch wenigstens nach Northumberlands Meynung, so beschimpft, daß sie der Krone unwürdig waren. Heinrichs VIII Schwestertochter, Marie von Schottland, eine Ausländerin, die noch überdieß den französischen Dauphin Franz geheyrathet hatte, konnte gleichfalls nicht Königin von England werden. Die nächste Thronerbin war also nun die Marquise von Dorset, älteste Tochter der jüngern Schwester Heinrichs VIII, die erst an den König Ludwig XII von Frankreich, und hernach an den Herzog von Suffolk, vermählt gewesen war. Die Tochter derselben, Lady Johanne Gray, hatte den Guilford Dudley, den Sohn des Herzogs von Northumberland, zum Gemahl. Lady Johanne

Johanne vereinigte die liebenswürdigsten Eigenschaften des Körpers und Herzens mit einem sehr gebildeten Geiste, und einer tiefen Ehrfurcht für die reformirte Religion. Der letzte Punkt war es hauptsächlich, der Eduarden bestimmte sie zu seiner Nachfolgerin zu erklären, und er ließ sie auf den Zeitpunkt, dieses Recht geltend zu machen, nicht lange warten. Eduard, der die Kinderblattern und Masern glücklich überstanden hatte, der sich, zur Freude seiner Unterthanen, ziemlich wohl befand, der zog sich durch Verkältung einen hartnäckigen Husten zu, und der schöne Prinz welkte dahin. Nun mußten alle Richter und Beamten seinen letzten Willen, wegen der Thronfolge, unterschreiben. Northumberland dankte hierauf die ordentlichen Aerzte ab, und übergab den kranken König einer Quacksalberin, deren Arzeneyen ihn immer kränker machten, und ihn endlich (1553 am 6ten Julius) im 16ten Jahre seines Alters dem Tode überlieferten. Dieses Schicksal hatte der sanfte, billigdenkende, verständige, in Sprachen und Wissenschaften gut unterrichtete König, dem man keinen andern Fehler, als ein

 schwär-

schwärmerisches Religionsgefühl vorwerfen kann.

Auf den englischen Thron machten jetzt zwey in Ansehung ihrer Eigenschaften sehr verschiedene Damen Anspruch. Die weder am Körper noch am Geist liebenswürdige Marie (geb. 1516) hatte einen unbiegsamen Charakter, eine leidenschaftliche Vorliebe für die katholische Religion. Johanne, in der Blüthe ihres Alters, im Besitze der schönsten Vorzüge des Geistes und Körpers, gegen Spiel und weiblichen Tand von Jugend auf gleichgültig, in den alten und neuern Sprachen gleich bewandert, in der Lesung des Plato ein großes Vergnügen findend, weigerte sich, den Thron zu besteigen, so ernstlich, daß sie die Ansprüche der Marie vertheidigte. Allein die Vorstellungen ihres Schwiegervaters, und die Liebkosungen ihres Gemahls, überwältigten endlich ihre Standhaftigkeit.

So sehr Johanne die Ehre, Englands Königin zu seyn, verdiente, so ungünstig war ihr doch die Meynung der Nation. Gegen Eduards

Eduards VI Thronfolge-Verordnung entschied Heinrichs VIII letzter Wille, und die meisten fühlten sich völlig überzeugt, daß Johanne die Königin vorstellen sollte, damit die Familie des Dudley regieren könnte. Johanne wurde daher auch nur zu London, und zwar auch hier mit Widerspruch, als Königin anerkannt. Marie, die Northumberlands Aufsicht entwischt war, sammelte indessen so viel Anhänger, daß sie den 6000 Mann, mit welchen Northumberland gegen sie anrückte, wenigstens doppelt so viele Leute entgegen stellen konnte. Bald erklärte sich auch zu London alles für die Marie. So war Johanne nicht länger als zehn Tage Königin. Northumberland machte einen fruchtlosen Versuch, dem Sturme auszuweichen. Er wollte entfliehen; aber die Soldaten der Leibwache hielten ihn zurück. Nun nahm er zur List seine Zuflucht. Er war der erste, der, auf dem Markte zu Cambridge, die Marie als Königin ausrief. Dadurch rettete er sich aber doch nicht. Arundel, sein Todfeind, das Haupt der Revolution, ließ ihn in Verhaft nehmen, und der noch kurz vorher so trotzige Northumberland dachte jetzt niedrig

 genug.

genug, seinen ärgsten Fein Arundel um seinen Schutz zu bitten. Die ganze Familie mußte demungeachtet ins Gefängniß wandern. Zu ihr gehörte auch Johanne. Marie wollte, doch wenigstens bey dem Antritte ihrer Regierung, die Großmüthige spielen, um das Volk, das sie nicht liebte, für sich einzunehmen. Sie schien daher seinen Liebling, die Johanne, die erst 17 Jahr alt war, schonen zu wollen. Aber ihr Schwiegervater, Northumberland, war zu gefährlich, als daß er hätte beym Leben bleiben dürfen. Als er (22. Aug.) hingerichtet werden sollte, erklärte er sich laut für einen warmen Verehrer des Pabstes, ermahnte er die Umstehenden, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Entweder hatte er sich also bisher verstellt, oder er spielte nunmehr den Heuchler, um vielleicht das Mitleiden der Marie rege zu machen.

Marie befreyte manchen aus dem Gefängnisse, sie ließ eine allgemeine Amnestie bekannt machen, und schenkte der Nation einige Steuern. Indem sie sich dadurch Liebe erwerben wollte, zog sie sich durch die Wiedereinsetzung der abgedankten katholischen Bischöfe, durch die Verhaftung der protestantischen, und durch die Wiedereinführung der Messe, eben so vielen Haß zu. Den gutmüthigen, rechtschaffnen Cranmer, der sie bey dem Leben ihres Vaters mehr als einmahl rettete, haßte sie, weil er zur Ehescheidung ihrer Mutter beygetragen hatte, so sehr, daß sie eine Gelegenheit, ihn unglücklich zu machen, sehr gern ergriff. Man gab ihm Schuld, er hätte aus Gefälligkeit für die Marie wieder Messe zu lesen versprochen. Dieser Vorwurf kränkte ihn so sehr, daß er eine eigne Schrift gegen die Messe herausgab, in welcher er sie eine Erfindung des Satans nennte. Marie ließ ihn hierauf in Verhaft nehmen, und, als einen Anhänger der Johanne, des Hochverraths anklagen.

Die Einrichtung des Gottesdienstes in England war nun wieder gerade eben so, wie bey dem Tode Heinrichs VIII beschaffen. Selbst vor der Eröffnung des Parlaments wurde eine Messe an den h. Geist gelesen. Die Unzufriedenheit der protestantischen Engländer

länder über diese allmählige Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes äusserte sich immer lauter. Vornehmlich geschah dieß seit der Zeit, als Marie mit Philipp II von Spanien einen Heyrathsvertrag zu schließen im Begriffe war. Karl V, der sich damahls wegen eines Krieges mit Frankreich im Gedränge befand, ließ der Marie seinen Sohn Philipp II, der eben Wittwer war, zum Gemahle antragen. Marie, die für ihr mütterliches Haus noch viele Vorliebe hegte, fand den Vorschlag, einen mächtigen König, der eilf Jahre jünger als sie war, zu heyrathen, so annehmlich, daß sie sich in Unterhandlungen einließ. Philipps bekannter Eifer für die katholische Religion zeigte aber den englischen Protestanten sehr trübe Aussichten. Das Unterhaus wagte es daher, nachdrückliche Vorstellungen gegen diese Heyrath hervorzubringen. Marie hob hierauf das Parlament auf. Die Bedingungen, die sie dem Könige Philipp machte, waren indessen so eingerichtet, daß Englands Sicherheit und Macht völlig gesichert schien. Philipp sollte von aller Theilnahme an der Regierung Englands ausgeschlossen seyn; Fremde sollten

sollten keine Staatsbedienung erhalten; es sollte keine Neuerung vorgenommen, und niemand entfernt werden; Marie sollte Philippen in seinem Kriege gegen Frankreich keinen Beystand leisten. Je vortheilhafter diese Bedingungen waren, um so weniger rechnete man auf ihre Erfüllung. Marie hatte ihre Gesinnungen schon zu deutlich geäussert, als daß man wegen derselben hätte in Zweifel seyn können. Man fürchtete sich schon vor der Inquisition, und die Besorgnisse der Protestanten stiegen so hoch, daß sie Plane machten, wie sie der Marie die Regierungsgewalt entreissen könnten.

Einen solchen Plan machten Wiat und Carew. Doch der letztre vereitelte die Ausführung desselben durch seine Unvorsichtigkeit, und Wiat drang zwar, an der Spitze eines Haufens von Empörern, bis nach London durch; aber auch Er begieng so manchen Fehler, daß er, von allen seinen Anhängern verlassen, in die Gewalt der Marie gerieth, die ihn (1554 Febr.) hinrichten ließ. Weil der Herzog von Suffolk an dieser Verschwörung Antheil genommen hatte, so erklärte man

man auch die Johanne Gray, und ihren Gemahl Guilford, für Mitschuldige. Marie, die sich über diese Gelegenheit, ihren Untergang zu befördern, innig freute, ließ ihnen (1554 April) die Vollziehung ihres Todesurtheiles in Zeit von drey Tagen ankündigen, ließ die Johanne noch durch geistliches Schulgeschwätze quälen, welches diese aber mit heiterer Standhaftigkeit widerlegte. Wegen des Eindruckes, den ihre Hinrichtung auf das Volk machen konnte, wurde sie nicht öffentlich vorgenommen. Von ihrem Gemahle nahm Johanne, um ihre Standhaftigkeit nicht zu erschüttern, keinen Abschied; sie warf ihm, als er zum Richtplatze geführt wurde, nur einen Kuß zu. Auf dem Wege dahin begegnete ihr dessen Leiche. Sie betrachtete sie, ohne sich ihren Empfindungen zu überlassen. Vor ihrer Hinrichtung redete sie noch zu den Umstehenden. Sie schrieb sich die Ursache ihres Todes selbst zu, weil sie, wie sie sagte, die Krone nicht standhaft genug zurückgewiesen hätte. Mit heiterer Miene legte sie ihren Kopf unter das Richtbeil. Liebenswürdiger und unschuldiger starb nicht leicht ein Weib unter den Händen des Scharfrichters. Einige Tage hernach wurden auch ihr Vater und Suffolk hingerichtet. Eben dieses Loos traf einige ihrer Freunde. Alle Gefängnisse waren angefüllt, und Londons Bürgern wurden ihre Waffen abgenommen.

Nachdem Marie ihre Rachsucht befriedigt hatte, öffnete sie ihr Herz den sanftern Gefühlen der Liebe. Wie groß war ihre Besorgniß wegen der Ueberfahrt ihres Bräutigams! Der Kummer machte sie noch häßlicher, als sie schon ohnedieß war. Endlich kam er, der mit ängstlicher Sehnsucht erwartete Philipp, und zog (1554 am 19. Jul.) feyerlich in London ein, und vollzog wenige Tage hernach (am 26ten) die Vermählung mit derselben. Jemehr ihn Marie liebte, um so mehr wurde er von dem Volke verabscheut. Die 400000 Pfund, die er nach England gebracht hatte, konnten diesen Abscheu nicht mildern. Das Parlament wollte ihn nicht krönen lassen. Das Mißtrauen, und die Abneigung des Parlaments wurde durch die traurigen Folgen, die Philipps Einfluß auf Englands Schicksal hervorbrachte, mehr

mehr als zu sehr gerechtfertigt. Er und seine Rathgeber hatten den Plan gemacht, die protestantische Religion in England wieder völlig auszurotten, und den katholischen Glauben um so despotischer herrschen zu lassen. Marie that dabey im Grunde weiter nichts, als daß sie alles geschehen ließ. Die beyden Männer, die dabey die Hauptrolle spielten, waren Pole und Gardiner. Jener ein gelehrter, frommer, tugendhafter Mann, der Legat des Pabstes, stimmte mehr für gelindere Maßregeln, während daß Gardiner behutsam und klug, aber auch ehrgeitzig und hartnäckig, und wegen der unter Eduard VI erlittenen Kränkungen mit Rache erfüllt, den Philipp und Marie, die ihm ihr ganzes Vertrauen schenkten, zu dem unbarmherzigsten Verfahren anfeuerte. Der schlaue Pole brachte es dahin, daß beyde Häuser des Parlaments sich schriftlich eines abscheulichen Abfalles von der Kirche für schuldig erklärten; daß sie um die Lossprechung vom Banne fleheten; daß sie die Absolution knieend empfiengen. Selbst der Pabst Julius III hielt diese Bekehrung des Parlaments für ein ausserordentliches Glück. Aber die geistlichen Güther

Güther wollte man nicht wieder herausgeben. Philipp wünschte den Haß, den die englische Nation gegen ihn empfand, doch etwas zu mildern. Er bewirkte deswegen die Befreyung von acht vornehmen Engländern; er verlieh der Prinzessin Elisabeth, welche die Engländer sehr hochschätzten, gegen die boshaften Entwürfe der neidischen Marie seinen Schutz. In Ansehung des letztern Punktes leitete ihn aber auch Politik. Wenn Elisabeth nicht mehr lebte, war ihre Cousine, die Königin Marie von Schottland die nächste Erbin des englischen Thrones, und England kam vielleicht auf lange Zeit mit Frankreich in Verbindung. Von der Marie waren keine Kinder zu erwarten. Zwar hegte sie eine so große Sehnsucht nach Erben, daß sie sich in ihrer Einbildung endlich schwanger glaubte. Sie machte ihre vermeynte Schwangerschaft schon allen Höfen bekannt; sie stellte Freuden- und Dankfeste an. Aber während dieser Freudenfeste empfanden die Verehrer der protestantischen Religion die innigste Traurigkeit. Marie und Philipp verstatteten dem boshaften Gardiner, den schrecklichsten Ketzermeister zu spielen, und England wurde in kurzer

kurzer Zeit der Schauplatz des unbarmherzigsten Verfolgungseifers. Die bravsten Männer starben jetzt den Märtyrertod. Ein Pfarrer, Nahmens Roger, der eben so viel Tugend als Gelehrsamkeit besaß, ein eben so zärtlicher Vater als Gatte, bath sich, als man ihn zum Scheiterhaufen führen wollte, blos die Gnade aus, von seiner Gattin Abschied nehmen zu dürfen; „du bist," antwortete ihm der grausame Gardiner spöttisch, „ein Priester, und darfst also keine Frau haben!" Vor einem Bischof, der schon an den Pfahl gebunden war, legte man die Begnadigung der Königin, die er sich durch einen Widerruf erwerben sollte, auf einen Stuhl hin; aber er zog den Feuertod vor. Die meisten, die wegen ihrer standhaften Anhänglichkeit für den protestantischen Glauben verbrennt wurden, umarmten den Pfahl mit dem Entzücken eines Bräutigams.

Ihr unerschütterlicher Muth brachte in Gardiner Empfindungen des Aergers und der Beschämung hervor. Er suchte daher dieselben mit einem Gehülfen, dem verabscheuungswürdigen Bonner, zu theilen. Dieser fand

fand an den Martern seiner Nebenmenschen so großes Vergnügen, daß er sie oft mit eignen Händen so lange geiselte, als seine Kräfte es ihm erlaubten. Seine Verfolgungssucht artete in Raserey aus. Einem Handwerker, welcher den protestantischen Glauben nicht ableugnen wollte, riß er den Bart aus, auch hielt er, um ihm einen Vorgeschmack des Verbrennens zu geben, dessen Hand so lange an das Licht, bis sie gewaltig beschädigt wurde. Das Schicksal, von diesem Wüthrich gemartert zu werden, hatten die ehrwürdigsten Prälaten; hatten selbst Weiber. Eine Frau gebahr, von den Flammen umringt, in der Angst des Todes ein Kind; der Richter aber ließ es wieder in das Feuer werfen. Bloßer Verdacht, daß man dem protestantischen Glauben ergeben war, blos der Besitz und das Lesen protestantischer Bücher, konnte dem Märtyrertode entgegen führen. Drey Jahre dauerte diese Schreckenszeit fort, und es wurden während derselben 5 Bischöfe, 21 Prediger, und über 500 andere Personen verbrennt. Dennoch wurden der Protestanten immer mehr. Philipp, der sich indessen immer verhaßter machte,

machte, schämte sich, während daß er ganze Schaaren von standhaften Protestanten zum Richtplatze führen ließ, nicht, seinen Beichtvater über die Duldsamkeit predigen zu lassen. Der Pabst Paul IV begnügte sich noch nicht mit der gewaltsamen Wiederherstellung des katholischen Gottendienstes; er drang auch auf die Auslieferung des Kircheneigenthums, und den Peterspfennig. Seine Drohungen bestimmten auch die Marie zu der Entschliessung, diejenigen geistlichen Güther, welche die Krone sich zugeeignet hatte, wieder zurückzugeben, und diese kehrten nun wieder in ihren Besitz zurück. Aber Gardiner, der sich vielleicht zurückgehalten hätte, lebte nicht mehr, und Pole lenkte jetzt die Handlungen der schwachen Marie um so kraftvoller. Jetzt starb auch Cranmer. Dieser hatte sich bereden lassen, die päbstliche Oberherrschaft, so wie die katholische Lehre vom Abendmahle, durch seine Unterschrift zu betheuren. Als ihm aber Marie den Befehl zuschickte, seine Erklärung öffentlich zu wiederholen, ehe er zum Richtplatze abgeführt würde, erklärte er ganz unerwartet seine Schwachheit und seine Sünde, den protestantischen Glauben verleugnet

leugnet zu haben, erklärte er sich bereit, sie mit dem Tode zu büßen. Auch erdultete er (1556 März) den Feuertod mit Standhaftigkeit. Er verbrennte zuerst seine rechte Hand, mit welcher er seinen Widerruf unterzeichnet hatte. Pole wurde hierauf Erzbischof von Canterbury.

Die Freude, die Marie über den Tod des ihr so verhaßten Cranmers empfand, wurde durch ihre Entfernung von Philipp, der wieder nach Flandern gereiset war, gar sehr getrübt. Jemehr der Kaltsinn Philipps gegen sie zunahm, um so feuriger wurde die Neigung, die sie für ihn fühlte. Aber die zärtlichen Briefe, die sie an ihn schrieb, wurden meistens nur durch Geldforderungen beantwortet, die sie durch Erpressungen zu befriedigen suchte. Sie ließ sich auch von Philipp verleiten, an seinem Kriege gegen Frankreich Antheil zu nehmen. Geld und Mannschaft, die hierzu nöthig waren, wurden auf eine gewaltsame Weise zusammengebracht; viele vornehme Engländer, die sich widersetzten, kamen in den Tower, und der Erfolg dieses Krieges war der Verlust von Calais.

Calais *). Zu dem Verdruſſe über denſelben geſellte ſich der Gram über Philipps fortdauernde Entfernung, geſellte ſich die üble Laune über den allgemeinen Haß, mit welchem ſie ſich von der Nation verabſcheut ſah, und die Liebe, welche ebendieſelbe der Eliſabeth widmete. Da ſich nun ihre eingebildete Schwangerſchaft in Waſſerſucht auflöſete, welche ihre ſchlechte Diät noch vermehrte, ſo erwies der Tod den proteſtantiſchen Engländern (1558 am 17. Nov.) den Dienſt, ſie von der drückenden Regierung der Marie zu befreyen. Pole überlebte ſie nur 16 Stunden. Der Marie fehlten alle Tugenden, bis auf die Aufrichtigkeit, und die eheliche Liebe. Um ſo auffallender ſtach ihre Schweſter und Nachfolgerin Eliſabeth gegen ſie ab.

Obgleich Eliſabeth, entfernt von den Staatsgeſchäfften und von dem Hofe, in ländlicher Einſamkeit, den Wiſſenſchaften gewidmet, ein behutſames Leben geführt hatte, ſo war ſie doch mehr als einmahl ihrem Untergange nahe, bis ihr ihre neidiſche und boshafte Schweſter auf dem

Throne

*) S. oben S. 111.

Throne Platz machte. In einem Alter von 25 Jahren, und in der ſchönſten Blüthe, vereinigte ſie mit einem ſanften Charakter ſo viele reife Ueberlegſamkeit, behandelte ſie diejenigen, die ſie ehedem gedrückt und verfolgt hatte, mit ſo vieler Großmuth, daß ſie die Liebe und das Vertrauen der Nation ſich gleich in großem Maße erwarb. Die Heyrathsanträge Philipps II, ihres Schwagers, der die Verbindung mit England beyzubehalten wünſchte, wußte ſie mit Klugheit abzuweiſen. Paul IV, dem ſie ihre Thronbeſteigung meldete, erklärte England für ein Lehn des päbſtlichen Stuhles, und gab ihr dabey deutlich zu erkennen, daß ſie die ihr gebührende Strafe der Kirche blos durch eine gänzliche Unterwerfung abwenden könne. Eine ſolche Drohung befeſtigte die Eliſabeth in ihrem Plane, Englands Verbindung mit dem Pabſt wieder aufzuheben, und deſſen Religionsſyſtem gegen das proteſtantiſche zu vertauſchen. Sie geſellte hierauf den 11 katholiſchen Miniſtern der Marie noch 8 proteſtantiſche zu, unter welchen der Staatsſecretär Wilhelm Cecil derjenige war, der ihr Vertrauen

trauen am meisten besaß. Alle Schritte, die sie in der Einführung des reformirten Glaubens und Gottesdienstes that, waren mit Vorsichtigkeit eingeleitet, und sie fielen um so weniger auf, jemehr der größte Theil der Engländer sich schon zur Reformation hinneigte. Nachdem die traurigen Wirkungen des Religionsdruckes der Marie gehoben, nachdem die Gefangenen befreyt, die Verbannten zurückgerufen waren, hob Elisabeth die neuerrichteten Klöster wieder auf, ließ sie Eduards VI Religionsverordnung durch das Parlament erneuern, hielt sie die Prälaten an, ihr den von Heinrich VIII eingeführten Supremat- oder geistlichen Huldigungseid, zu schwören, den von 14 Bischöfen aber 13 verweigerten, und lieber abdankten; unter 9400 Pfarrern wollten ihn hingegen nur 169 nicht schwören. So glückte es der Elisabeth und ihrem Minister Cecil, den katholischen Glauben durch sanfte Mittel zu unterdrücken. Indessen fand sie doch an den gottesdienstlichen Gebräuchen der Katholiken, welche für die Einbildungskraft so großen Reitz haben, so vielen Geschmack, daß sie die Beybehaltung einiger derselben, so

so wie das bischöfliche System, bereitwillig fortdauern ließ. So entstand die englische Episcopalkirche. Ihre Einrichtung aber mißfiel den strengen Reformirten, den sogenannten Puritanern, die unter der Regierung der Marie verbannt, zu Genf, in des Reformators Calvins Umgange, dessen Haß gegen alles, was Katholisch war, oder wenigstens so aussah, begierig eingesogen hatten. An diese schlossen sich auch diejenigen an, die sich indessen in Deutschland, und vornehmlich zu Frankfurth am Mayn, befunden hatten, und jetzt mit einem gegen ihre ehemahligen Verfolger mit Rache- erfülltem Herzen zurückkehrten. Da eben diese Leute sehr republikanische Regierungsgrundsätze äusserten, so glaubte Elisabeth, sie noch mehr als die Katholiken, im Auge behalten zu müssen. Da nun die von Cranmern entworfene Kirchenverfassung und Kirchenordnung ihren Religionsgrundsätzen am angemessensten war, so ließ sie dieselbe durch die Uniformitätsacte vom Parlamente, und durch eine zu London (1563) gehaltene Versammlung der vornehmsten Geistlichen, bestätigen. Man stellte endlich (1571) neun und dreyßig Artikel als

 das

das Symbol der englischen Kirche auf. Die Puritaner, die man auch Nonconformisten, Presbyterianer *) nennte, widersetzten sich vergebens, weil Elisabeth der Gegenparthey ihren Schutz verlieh. Ihre Vorliebe für den katholischen Gottesdienst war Ursache, daß sie die Katholiken mit nachsichtsvoller Duldung behandelte, daß sie ihre Ausbreitung nicht verhinderte. Aber endlich fand sie sich (1580) doch bewogen, dem Katholicismus Schranken zu setzen. Sie ließ durch das Parlament das Messelesen bey Gefängnißstrafe verbiethen. Einige Jahre hernach (1584) wurden alle Jesuiten und andre katholische Geistliche, aus England verbannt. Dieses Schicksal zog ihnen ihr Einverständniß mit Philipp II und der schottischen Marie zu.

Die schottische Marie spielt in der Geschichte der Elisabeth eine sehr ausgezeichnete Rolle. Diese eben so schöne als geistreiche Prinzessin, die Tochter Jacobs V und einer fran-

*) Diese wollten keine Bischöfe, sondern nur Presbyteri (Aelteste) als geistliche Vorsteher dulden.

französischen Prinzessin aus dem Hause Guise, hatte den sorgfältigen Unterricht, den ihr die Mutter ertheilen ließ, so vortrefflich benutzt, daß sie, 14 Jahre alt, vor dem ganzen väterlichen Hofe eine lateinische Rede hielt, in welcher sie die Anlagen der Weiber für Künste und Wissenschaften zu beweisen suchte. Auch blieb sie den Wissenschaften in jeder Lage ihres Lebens treu. Diese so gebildete Prinzessin war nun (1558 April) an den Dauphin Franz II vermahlt worden. Sie glaubte zur Thronfolge von England ein größeres Recht, als die Elisabeth, zu haben, weil Elisabeth keine rechtmäßige Tochter ihres Vaters sey. Ein solcher Vorwurf ließ in dem Herzen dieser Königin einen unvertilgbaren Eindruck zurück. Aus Rache unterstützte sie (1560) die schottischen Herren, die sich gegen die französische Herrschaft empörten, so nachdrücklich, daß die Franzosen Schottland räumen mußten, und als Marie, nach dem Tode ihres Gemahles, in ihr Vaterland zurückkehrte, schlug sie ihr die Durchreise durch England ab. Marie entgieng der ihr aufpassenden englischen Flotte blos durch Hülfe eines Nebels.

Marie

Marie war als Katholikin ihren Unterthanen verhaßt. Ihr entschiedenster Feind aber war Johann Knox, das Haupt der reformirten Geistlichkeit, ein äusserst kühner, aufrührerischer, herrschsüchtiger Mann, der die Marie öffentlich eine Jesabel nennte, der, ihres liebenswürdigen sanften Betragens ungeachtet, sie mit dem unleidlichsten Trotze behandelte, der ihre unschuldigsten Handlungen, Bälle, Schauspiele, Concerte, der selbst ihren Putz, für Gottlosigkeit erklärte. Durch diesen strengen Ton wurde das französische Gefolge der Marie allmählig verscheucht. Die junge, Freyheit und Vergnügen liebende, in Paris an die große Welt gewöhnte Königin fühlte sich in Schottland bald zu eingeschlossen. Eine glückliche Heyrath konnte ihr vielleicht den Aufenthalt in ihrem Vaterlande erträglicher machen. Elisabeth, die sich gegen die Marie sehr schlau benahm, versprach ihr, als sie sich mit ihr zum Scheine aussöhnte, sogar die Thronfolge, wenn sie sich mit einem englischen Herrn verheyrathen würde, und sie schlug ihr den Dudley, Grafen von Leicester, vor; da dieser aber ihr eigner Günstling war, so konnte es mit diesem Vorschlage unmöglich ihr Ernst seyn, und sie nahm daher ihr Wort wieder zurück. Marie heyrathete hierauf ihren Vetter, den englischen Lord Darnley, einen Sohn des Grafen Lenox, einen schön gebildeten jungen Herrn von 20 Jahren. Elisabeth bewies sich nun so wenig freundschaftlich, daß sie alle Güther des Hauses Lenox in England einzog, daß sie die Unruhen in Schottland heimlich beförderte. Die Priesterschaft, und das von derselben geleitete gemeine Volk, war über die Vermählung der Marie unwillig, weil sie den Darnley, ungeachtet er die reformirte Kirche besuchte, und ungeachtet er sich um das Vertrauen der Geistlichkeit bewarb, für einen heimlichen Verehrer der katholischen Kirche hielt.

Die Ehe der Marie und Darnleys, der sich König Heinrich nennte, entsprach den schönen Erwartungen nicht, die man sich von ihr gemacht hatte. Die über ihren Darnley anfangs entzückte Marie fand ihn späterhin veränderlich, heftig, trotzig, leichtgläubig, durch niedrige Wollust entkräftet Um so liebenswürdiger schien ihr ihr Secretär Rizzio.

Rizzio. Dieser italienische Tonkünstler, der, im Gefolge des savoyischen Gesandten, nach Schottland gekommen war, hatte sich durch seine musikalischen Talente, und andre angenehme Eigenschaften, ihre Gunst, ihr Vertrauen so sehr erworben, daß er ihr Liebling, ihr erster Vertrauter wurde, daß er alle ihre Angelegenheiten besorgte, alle Bezahlungen für sie machte. Den Neid, den er sich durch dieses Glück zuzog, vermehrte er noch durch den Stolz und die Habsucht, die er gar zu deutlich merken ließ. Seine Feinde fanden bald Gelegenheit, den Gemahl der Marie auf das zwischen ihr und dem Rizzio stattfindende Verhältniß aufmerksam zu machen. Darnley, der die Marie jetzt immer zurückhaltender sieht, wird von den Empfindungen der Eifersucht, und der Rachbegierde endlich so lebhaft beseelt, daß er sich mit mehrern Herren heimlich zur Ermordung des ihm so verhaßten Menschen verschwört. Marie befand sich (1566 März) im 6ten Monathe ihrer Schwangerschaft, in Gesellschaft des Grafen von Argyle und Rizzio, bey der Abendtafel, als Verschworne in das Zimmer dringen, den Rizzio, den Marie mit

mit ihren Kleidern deckt, fast in ihren Armen durchbohren, ihn in das Nebenzimmer fortreissen, und seine Ermordung mit 50 Wunden vollenden. Als Marie von der Betäubung der Schmerzes und Schreckens sich erholt hatte, schwor sie feyerlich Rache. Darnley suchte sie zwar in seiner Verwahrung zu behalten; sie entwischte ihm aber, sammelte Truppen, und nöthigte ihn, sich von der Theilnahme an der Ermordung des Rizzio öffentlich loszusagen. Er lebte aber nicht lange mehr. Der Graf von Bothwell, einer der angesehensten und reichsten schottischen Herren, der aber sein Vermögen durch eine ausschweifende Lebensart erschöpft hatte, und eben daher zu den verzweiflungsvollsten Entwürfen Kühnheit genug besaß, ein Günstling der Marie, verfolgte den jungen, muthlosen Darnley so mächtig, daß dieser nach Glasgow flüchten mußte. Hier bekam er nicht lange hernach eine sonderbare Krankheit, die man für die Wirkung einer Vergiftung hielt. Marie stellte sich hierauf bereitwillig, mit ihrem Gemahle sich wieder auszusöhnen. Sie kam zu ihm nach Glasgow, und sie behandelte ihn so freundschaftlich, daß Darnley

Darnley ihr voll Vertrauen nach Edinburg folgte. Aber sein Glück war nur von kurzer Dauer. Unter dem Vorwande seiner Krankheit wies man ihm ein abgelegenes Haus zu seiner Wohnung an. Marie besuchte ihn hier verschiedenemahl; sie brachte sogar mehr als eine Nacht bey ihm zu. Einst, als sie wegen der Hochzeit eines ihrer Diener abwesend war, flog (9. Febr.) ganz unvermuthet das Haus des Königs in die Luft. Man fand seinen Leichnam weit im Felde, doch ohne ein Merkmahl von Feuerverletzung. Wahrscheinlich war er also schon vor dem Auffliegen des Hauses ermordet worden. Das Publicum warf den Verdacht wegen dieser That auf die Marie und auf Bothwelln. Den letztern klagte Lenox, Darnleys Vater, öffentlich als den Mörder seines Sohnes an. Dennoch blieb er der Liebling der Marie; einige Großen mußten ihr denselben zum Gemahl empfehlen; Marie gab ihm öffentliche Beweise der ausgezeichnetsten Gnade; ja sie ließ sich von ihm nach Dunbar einführen. Bothwell trennte sich nun, indem er Ehebruch eingestand, von seiner Gemahlin, einer edlen Dame. Marie erhob ihn zum Herzog

Herzog von Orkney, und feyerte, wider die Vorstellungen der Elisabeth und des französischen Hofes, zum Erstaunen von ganz Europa, mit ihm ihre Vermählung.

Marie zog sich durch dieses eben so strafbare als unüberlegte Benehmen, den Haß der ganzen Nation zu. Da nun Bothwell so merklich daran arbeitete, die Thronfolge seiner Familie zu versichern, daß er den Kronprinzen Jacob in seine Gewalt zu bringen suchte, so wurde der hohe Adel, und die protestantische Geistlichkeit, auf seinen Plan aufmerksam, so schloß sie, um demselben zu rechter Zeit entgegen zu arbeiten, eine furchtbare Verbindung. Bothwell kam in ein so lebhaftes Gedränge, daß er seine Zuflucht auf der See suchte, und den Seeräuber machte. Hierauf kam er in Dänemark in das Gefängniß. Kummer und Gram machten ihn wahnsinnig, und er starb 10 Jahre hernach in den traurigsten Umständen. Doch jetzt fieng sich auch der Zeitpunkt an, wo Marie sich allmählig ihrem Untergange näherte. Man zwang sie (1568) die Krone ihrem Sohne Jacob VI abzutreten, drohete ihr mit Proceß und Hinrichtung,

richtung, und behandelte sie überhaupt mit weniger Schonung. Ein junger Douglas, dem sie Liebe versprach, beförderte ihre Flucht. Sie bekam wieder so viele Anhänger, daß sie ein kleines Heer aufstellen konnte. Dieses wurde jedoch geschlagen und zerstreut. Marie, die sich nun ohne alle Hülfe sah, gieng auf einem Fischerboot nach Wirkington in England, wo sie die Elisabeth um ihren Schutz anflehete. Diese wollte sie aber nicht eher sprechen, als bis sie sich von dem Verdachte, an der Ermordung ihres Gemahles Antheil zu haben, gereinigt haben würde. Sie wies ihr Bolton in Yorkshire zu ihren Aufenthalt an, und eine Wache, die sie ihr gab, hatte mehr die Absicht, sie in der Verwahrung zu behalten, als ihr Schutz zu verleihen. Marie unterwarf ihre Sache der Entscheidung der Elisabeth. Diese verordnete zu York eine besondere Untersuchungscommission. Der Präsident derselben, der Herzog von Norfolk, war ihr heimlicher Freund, weil er ihre Hand zu erhalten wünschte. Aber die Häupter ihrer Feinde in Schottland, Lenox und der Graf von Murray, der indessen die vormundschaftliche Regierung

gierung führte, bothen alle Mittel auf, um dem Processe der Marie eine für sie ungünstige Richtung zu geben. Sie klagten sie öffentlich als die Mörderin ihres Gemahles an. Sie suchten diese Anklage durch eine große Anzahl eigenhändiger Briefe und Gedichte der Marie, die sie an Bothwelln gerichtet hatte, zu rechtfertigen. Marie bath sich nun von der Elisabeth eine persönliche Unterredung aus. Diese verknüpfte mit derselben die Bedingungen, daß sie willig der Krone entsagen, ihren Sohn als König, und den Grafen von Murray als Reichsverwalter, anerkennen sollte. Marie weigerte sich, diese Bedingungen einzugehen; sie verlangte dagegen Beystand, um ihr Königreich wieder in Besitz zu nehmen, oder die Erlaubniß, nach Frankreich zu gehen. Elisabeth ließ sie hierauf zu Tutburg in der Grafschaft Stafford in eine engere Verwahrung bringen.

Aus der bedrängten Lage, in welcher Marie sich jetzt befand, hätte niemand sie glücklicher retten können, als der Herzog von Norfolk, in Ansehung seiner Herkunft, seines Vermögens und Ansehens, der erste Herr

Herr in England, der, obgleich ein Protestant, eben so wie sein Vater und Großvater von der katholischen Parthey sehr geschätzt wurde. Auch nahm Marie seinen Heyrathsantrag günstig auf. Die vornehmsten Herren Englands, selbst der Graf von Leicester, der Liebling der Elisabeth, gaben demselben ihren Beyfall. Auch die Könige von Frankreich und Spanien mißbilligten ihn nicht. Aber Norfolk hatte, ungeachtet man ihm Unterstützung versprach, zu wenig Entschlossenheit, die Marie zu entführen. Elisabeth und ihr Minister Cecil erfuhren den Anschlag; Norfolk und seine Anhänger kamen in den Tower. Ein Aufstand ihrer Parthey war unbedeutend; doch erhielt Norfolk seine Freyheit wieder. In Schottland wurde (1570 Jan.) der Regent Murray ermordet, und die Parthey der Marie hob sich wieder empor; Elisabeth half sie jedoch von neuen niederdrücken, und Lenox wurde Reichsverwalter. Norfolk, der immer in einer gewissen Aufsicht gehalten wurde, machte indessen, in Verbindung mit dem Herzog von Alba, dem berühmten spanischen Feldherrn, einen neuen Plan, die Marie zu

zu befreyen, und ihre Heyrath zu ertrotzen. Aber auch dieser wurde verrathen. Ein Pairsgericht sprach dem Herzog das Todesurtheil, welches Elisabeth (1572 May) nicht eher unterschrieb, als bis man sie recht sehr darum gebeten hatte.

Marie wurde hierauf noch sorgfältiger bewacht. Ihre Parthey in Schottland bewies sich sehr thätig. Sie versicherte sich des Besitzes von Edinburg, überfiel den Lenox, und ließ ihn hinrichten. Der Graf von Marre, dessen Nachfolger, starb bald aus Schwermuth. Nun kam die Regentenstelle an den Grafen Morton, einen der ärgsten Feinde der Marie, der, von der Elisabeth nachdrücklich unterstützt, ihre Parthey völlig unterdrückte. Als der habsüchtige Mann die Regierung niederlegen zu wollen schien, übernahm sie Jacob VI selbst; doch blieb Morton noch immer der eigentlich Regent. Späterhin galten die Grafen von Lenox und Arran bey dem Könige Jacob so viel, daß der hohe Adel, wahrscheinlich im Einverständnisse mit der Elisabeth, sich (1582) gegen sie verschwor, und der Person des

des Königes sich bemächtigte. Arran kam in Verhaft; Lenox begab sich nach Frankreich, wo er bald hernach starb. Jacob wurde indessen wieder in Freyheit gesetzt; sein Anhang gelangte zu neuer Macht, und Arran besaß (1584) wieder eine große Gewalt. Zu dem Verdrusse der Elisabeth; ihren Einfluß in Schottland geschwächt zu sehen, gesellte sich die Besorgniß wegen immer erneuerter Verschwörungen der katholischen Parthey, die mit der Marie, oder wenigstens mit den Freunden und Anhängern derselben, in Verbindung stehen sollte. Parry, ein katholischer Edelmann, der zu Mayland auf das Verdienst, die Elisabeth, eine Erzfeindin der katholischen Religion zu ermorden, aufmerksam gemacht worden war, und der vom päbstlichen Nuncius zu Paris, der ihn zur Ausführung seines Vorhabens aufmunterte, das Versprechen der Lossprechung und des Seegens des Pabstes erhalten hatte, wollte die Elisabeth auf der Jagd erschießen; sein Anschlag wurde aber verrathen. Da nun von dergleichen Anschlägen auf das Leben der Elisabeth, die zum Vortheile der Marie gemacht wurden, immer mehrere entdeckt wurden;

wurden; da besonders der Plan eines gewissen Babingtons, die Marie zu befreyen, und die Elisabeth zu ermorden, an den Tag kam, so zog Elisabeth die Lage der Marie, und die aus derselben entstehende Gefahr, in ernstlichere Ueberlegung. Leicester stimmte dafür, daß man das Lebensende der gefährlichen Prinzessin durch Gift beschleunigen sollte; Walsingham und die meisten andern erklärten sich aber für einen Criminalproceß. Die Unterdrückung der Marie hatte für dieselben ein um so größeres Interesse, da, wenn Marie die Elisabeth überlebte, ihr eignes Glück sich in einer sehr bedenklichen Lage befand.

Hierauf wurde Marie, als sie eben auf die Jagd reiten wollte, in Verhaft genommen, aller ihrer Papiere beraubt, und nach Fotheringgay-Castle in Northampton in Verwahrung gebracht. Eine Commission von 40 Personen von hohem Adel und Ministern sollten über sie richten. Marie empfieng die Nachricht vor dem Processe, den man über sie verhängte, mit unerschütterlicher Gleichmüthigkeit; sie weigerte sich jedoch eben so

 stand-

standhaft, die Gerichtsbarkeit dieser Commission anzuerkennen. Sie wäre, sagte sie, eben so gut souveraine Königin, als die Elisabeth; sie könne sich daher vor niemand, als vor dem Parlamente, stellen. Endlich gab sie, unter schriftlicher Verwahrung ihrer königlichen Rechte, dennoch nach. Die Punkte der Anklage, die man gegen sie hervorbrachte, waren 1) Anschläge gegen den Thron und das Leben der Elisabeth; 2) Einverständniß mit auswärtigen Mächten, die in England einfallen wollten; 3) Unterdrückung der Protestanten. Sie gestand ihren Wunsch ein, das Ende ihrer Gefangenschaft mit Hülfe fremder Mächte zu beschleunigen; dagegen leugnete sie aber alle Theilnahme an Verschwörungen gegen die Elisabeth, und sie schob die Briefe, durch welche man dieselben zu beweisen suchte, auf die Schuld ihrer Secretäre, mit denen man sie aber nicht zusammenstellte. Die Commissarien begaben sich hierauf wieder nach London, wo sie (1586 Oct.) das Todesurtheil über die Marie aussprachen. Elisabeth schien mit dem Schicksale derselben Mitleid zu haben, schien ihre Hinrichtung bedenklich zu finden. Sie berief, um derselben noch ein rechtlicheres Ansehen zu geben, ein Parlament, welches das Urtheil nicht nur bestätigte, sondern auch auf die Vollziehung desselben antrug. Elisabeth stellte sich noch einmahl, als wenn sie die Marie zu retten wünschte. Aber das Parlament verstand sie zu gut, als es bey seinem Beschlusse nicht hätte verharren sollen. Hierauf wurde der Marie das Todesurtheil bekannt gemacht. Sie empfieng die Nachricht von demselben mit aller Fassung, gleichsam als eine Märtyrin sich betrachtend. Alle Vorstellungen, alle Bitten Jacobs VI, seine Mutter zu retten, waren fruchtlos. Elisabeth wollte die Hinrichtung derselben keine Woche, keinen Tag, keine Stunde, aufschieben. Man gestand der Marie keine Bedienten zu; ja man wollte ihr nicht einmahl einen katholischen Beichtvater erlauben, sondern ihr vielmehr einen protestantischen aufdringen. Ihre Vorbereitung zum Tode war sehr ruhig. Kaum gestattete man, daß sie einige von ihren Bedienten zum Richtplatze begleiten durften.

 Dieser

Dieser befand sich in einer Halle des Schlosses Fotheringgay. Die Richtbühne war schwarz überzogen. Der Dechant von Peterborough verbitterte der Marie die letzten Augenblicke ihres Lebens durch seine zudringlichen Bemühungen, sie als eine Protestantin sterben zu lassen. Sie kleidete sich, von ihren Kammermädchen unterstützt, selbst aus, und legte ihren Kopf ganz ruhig auf den Block, auf welchem er von ihrem Körper getrennt werden sollte. So starb Marie Stuart (1587 am 8. Febr.) 44 Jahre alt, nachdem sie sich 19 Jahre in der Gefangenschaft befunden hatte. So schwach, so reitzbar Marie sich oft in ihrem Leben gezeigt hatte, so wenig sie den Anfällen der Sinnlichkeit Widerstand zu thun vermochte, so edel waren doch immer ihre Gesinnungen. Es starb nicht leicht ein schöneres Weib als Marie unter dem Beile. Ihr Gesicht vereinigte die schönsten Züge, die glücklichste Bildung. Ihre Haut war ausserordentlich fein; ihre Hände und übrigen Glieder hatten den zartesten und edelsten Bau. Sie war mehr von mittlerer als großer Gestalt, und

und in allen ihren Bewegungen herrschte Grazie. Bey dem Ende ihres Lebens war sie etwas dick; das lange, feuchte Gefängniß hatte in ihrem Körper gichtische Materie erzeugt, und ihre Haare waren grau geworden.

Ihre Schönheit war, wie einige behaupten, in den Augen der Elisabeth, die in Ansehung dieser Eigenschaft durchaus niemanden den Vorzug zugestehen wollte, vielleicht das größte Verbrechen der Marie. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß sich an der Zuverlässigkeit der vornehmsten Papiere, welche die gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen beweisen sollten, mit Recht zweifeln läßt. Jacob VI, und die schottischen Herren, waren über die Nachricht von der wirklichen Hinrichtung der Marie ganz wüthend. Man ließ die Gesandten der Elisabeth nicht nach Schottland kommen. Doch Jacob wurde vornehmlich von Philipp II, dem Erzfeinde der Elisabeth, zur Rache gereitzt. Den Haß, den Philipp gegen die Elisabeth hegte, half sie freylich selbst auf mehr als eine Art vermehren.

Sie

Sie hatte seinen Heyrathsantrag ausgeschlagen; sie hatte die katholische Religion in England unterdrückt; sie unterstützte, was den Philipp am meisten kränkte, die Niederländer, die sich gegen ihn empört hatten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Niederlande empören sich gegen Philipp II. Die nordlichen legen zu ihrem Freystaate den Grund.

Die Empörung der Niederländer, welche endlich den Ursprung einer neuen Republik veranlaßte, war eine Wirkung des strengen Religionseifers Philipps II. Ungeachtet es ihm glückte, die zehn schönsten und reichsten Provinzen der Niederlande seiner Herrschaft wieder zu unterwerfen, so setzten die nordlichen Landschaften derselben den Kampf gegen das mächtige Spanien mit so unerschütterlichem Muthe, mit so glücklichem Erfolge fort, daß Philipp II die Hoffnung,

sie wieder zu unterjochen, am Ende seines Lebens weit entfernt sah. Das Gemählde dieses Kampfes ist eine der anziehendsten Parthien der europäischen Weltgeschichte.

Als die Niederlande, durch Maximilians I Heyrath mit der burgundischen Marie, dem Hause Oestreich zufielen *), bestanden sie aus den Herzogthümern Brabant, Limburg, Luxemburg, aus den Grafschaften Artois, Hennegau, Flandern, Namur, Holland und Seeland, und aus der Markgrafschaft Antwerpen. Es waren also elf Provinzen. In dem nordlichen Theile der Niederlande gehörten dem östreichischen Hause nur erst die westlichen Provinzen Holland und Seeland; aber Karl V brachte auch noch die übrigen hinzu. Friesland kaufte er (1515) dem Herzog Georg von Sachsen ab, dessen Vater Albrecht, durch den tapfern Beystand, den er Maximilian I leistete, auf dieses Land sich Ansprüche erworben hatte, die er als erblicher Statthalter von Friesland ausübte. Georg überließ diese Rechte Karln V für

*) Th. VIII, S. 246.

für 200000 rheinische Gulden. Eben demselben unterwarfen sich (1528) die Stände von Oberyssel, dem obern Theile des Stiftes Utrecht, freywillig, und die weltliche Herrschaft über das untere Stift trat ihm der Bischof ab. Gröningen trennte sich von dem Herzogthume Geldern, um sich an Karls V Provinzen anzuschließen, und als endlich (1538) der Herzog Karl Egmond von Geldern ohne leibliche Erben starb, so huldigten Karln V auch Geldern und Zütphen, die ihm der nächste Verwande, der Herzog von Cleve, nicht entreissen konnte. So wurden unter Karln V die siebzehn Provinzen der Niederlande vereinigt, die zu den angebautesten, volkreichsten und wohlhabendsten Ländern der Welt gehörten. Hier war damahls der Mittelpunkt des Handels von Europa; aber unter allen den niederländischen Städten, die sich in diesen Handel theilten, ragte Antwerpen ganz besonders hervor. Ein lebhafteres Gewerbe fand man damahls in keiner andern Stadt der christlichen Welt. Die ansehnliche Schelde, die für alle Schiffe, welche diese Gegend besuchten, einen sehr natürlichen Sammelplatz abgab;

abgab; die beyden jährlichen Freymessen, die auf 6 Wochen dauerten; die Geldsummen und Waaren, die, für Producte des flandernschen und brabantischen Fleißes, aus Arabien, Persien und Indien kamen; die Spezereyen von Calecut, die zu Antwerpen gleichsam ihren Markt hatten; und die westindischen Naturschätze, mit welchen die Spanier den niederländischen Kunstfleis bezahlten, bewirkten, daß die vornehmsten Handelshäuser von Florenz, Genua, Lucca, daß die Fugger und Welser von Augsburg, ihren Wohnsitz hierher verlegten; daß die Hanse ihre nordischen Waaren hierher brachte; daß die englische Handelscompagnie eine Niederlage hier errichtete. Oft befanden sich 200 bis 250 Maste auf einmahl im Hafen von Antwerpen; an jedem Tage liefen 500, und oft 8 bis 900 Schiffe aus und ein. Die Wechselbriefe der Kaufleute von Antwerpen galten überall, und schon im Jahre 1531 machten ihre großen Geschäffte eine Börse nöthig. An Zoll, Accise und andern Marktabgaben kamen jährlich mehrere Millionen ein. Die Anzahl der Einwohner dieser wichtigen Handelsstadt stieg auf 100000.

Aber

Aber es gab, ausser Antwerpen, noch mehr niederländische Städte mit einem blühenden Gewerbe. Ueberhaupt rechnete man in allen siebzehn Provinzen, welche damahls kaum den neunten bis zehnten Theil des Flächeninhalts von Deutschland enthielten, 350 Städte, und 6300 größere Flecken. Sie hatten Karln V zu den Kosten seiner Kriege mit Frankreich auf 40 Millionen in Golde beygetragen. Dafür dachte er aber auch politisch genug, von ihrem Gewerbe und ihrem Wohlstande jede Kränkung zu entfernen. Aber der politisch-schlaue Karl machte doch den Plan, diese in Ansehung ihrer Rechte und Verfassung so verschiedenen, und durch alten Nationalhaß zum Theil getrennten Provinzen in Einen Staat umzuschaffen. Sie sollten, seiner Anordnung (von 1548) zufolge, einen Kreis des deutschen Reichs ausmachen. Auch legte er ihnen, ihren heiligsten Privilegien zuwider, ungewöhnliche Steuern auf, die sie, ihrer Weigerung ungeachtet, endlich doch bewilligen mußten. Daß Karl V in den Niederlanden gebohren und erzogen war; daß er den Niederlanden so oft seine Gegenwart schenkte, dieß ließ

sie

sie manchen Druck desselben weniger hart empfinden. Selbst sein Religionsdruck schien ihnen nicht ganz unleidlich.

Protestantische Kaufleute, die sich in Antwerpen und Amsterdam niederließen; deutsche und schweitzerische Truppen, die Karl V nach den Niederlanden brachte; die große Menge deutscher, französischer und englischer Protestanten, die, gegen die Verfolgungen ihres Vaterlandes, in den freyen Niederlanden ihre Zuflucht suchten; die vielen jungen niederländischen Edelleute, die in Genf studierten, hatten den Grundsätzen der damahligen Reformatoren unter den Niederländern Eingang verschafft. Hier wurden sie nun, eben so wie in Deutschland, manchmahl gemißbraucht; es wurden Kirchen und Klöster erbrochen und geplündert. Diesen und andern Unfug schrieb man den lutherschen Ketzern zu. Karl V war (1530) schon im Begriffe, die schreckliche Inquisition nach den Niederlanden zu verpflanzen. Dieß verbreitete zu Antwerpen einen so großen Schrecken, daß schon die vornehmsten Handelshäuser zu ihrer Entfernung Anstalten machten; daß der Handelsbetrieb schon zu stocken anfieng. Zum Glücke ließ sich Karl durch die Vorstellungen der damahligen Generalstatthalterin, der Erzherzogin Marie, bereden, seinem geistlichen Tribunale die Schonung fremder Kaufleute zur Vorschrift zu machen. Desto unbarmherziger aber verfuhr dasselbe, ohne den furchtbaren Titel einer Inquisition zu führen, gegen andre Verehrer der Religionsneuerungen, und die Zahl der Unglücklichen, die denselben zum Opfer gebracht wurden, sollen sich schon unter Karln V auf 50000 belaufen haben.

Der Anfang der niederländischen Regierung Philipps II (1556) gab gleich zu einer traurigen Vergleichung zwischen ihm und seinem Vater Karl V Gelegenheit. Philipp II, in Spanien gebohren und erzogen, bildete sich ganz nach dem Charakter seiner Nation. Ausserordentlich viel auf äussere Würde haltend, und auf Ceremonien einen so großen Werth setzend, daß er die Hofgebräuche durch viele neue vermehrte, verrieth er in seinem ganzen Benehmen ein sichtbares Bestreben, den Ernsthaften zu machen,

machen, und alle heitern, alle leutseligen Mienen aus seinem Gesichte zu entfernen. Eben deswegen sprach er nur wenig, nur abgebrochen und einsylbig; desto weitläuftiger drückte er sich in seinen Schreiben aus. Nur wenigen gestattete er den Zutritt; immer war er voll Mißtrauen und Argwohn. Langsamkeit und Unentschlossenheit kündigte sich in seinen meisten Handlungen an. Stolz auf den Titel eines katholischen Königs, hielt er sich zum strengsten Religionseifer verpflichtet.

Diesen Religionseifer zu beweisen, schienen ihn die mancherley Secten, die in den Niederlanden herrschten, besonders aufzufordern. Ihre Unterdrückung war der Gedanke, der ihn vorzüglich beschäfftigte. Er glaubte, man hätte sie bisher zu nachsichtsvoll behandelt. Er wollte daher, besonders seit dem Frieden zu Chateau-Cambresis (1559) wieder einlenken, und die katholische Religion zur alleinherrschenden machen. Neue Bisthümer sollten diese Absicht befördern helfen. Die Inquisition sollte sie vollenden. Anstatt der vier Bisthümer, die sich bisher in die geist-

geistliche Aufsicht über die niederländischen Provinzen getheilt hatten, und der Gerichtbarkeit der Erzbischöfe von Cöln und Rheims unterworfen gewesen waren, wurden nun (1560) eben so viele, als Provinzen, angeordnet, unter welchen sich 4 Erzbischöfe und 13 Bischöfe befanden. Der Erzbischof von Mecheln, welche Stelle Granwella bekleidete, stellte den Primas vor. Nur die Gutachten, die dieser Prälaten wegen eingefordert wurden, kosteten schon 30000 Gulden. Selbst der päbstliche Hof, der die Errichtung derselben (1559) genehmigte, fand die Errichtung so vieler neuen Bisthümer auffallend. Derjenige, dessen Rathschläge in dieser Sache auf Philipp II den stärksten Einfluß hatten, war Anton Perenot Granvella aus Franche Comté, erst Bischof von Arras, hernach Erzbischof von Mecheln und Besançon, und zuletzt Cardinal. Schon sein Vater, der Sohn eines Grobschmidts, war Karls V Minister gewesen. Der Sohn, der mit einer ansehnlichen Gestalt ein einnehmendes Betragen verband, besaß viele Kenntnisse; auch redte und schrieb er sieben Sprachen. Schon Karl V hatte ihn so brauch-

brauchbar gefunden, daß er ihn seinem Sohne besonders empfohlen hatte. Granvella wußte sich auch in Philipp so glücklich hineinzustudieren, daß er sich dessen ganzes Zutrauen erwarb. Er war derjenige, der den Plan zu den neuen Bisthümern entworfen hatte; er war derjenige, der dem Philipp die Einführung der Inquisition anrieth.

Philipps und Granvella's Plan sollte aber erst nach der Entfernung des erstern vorgenommen werden. Philipp, der sich mit den ausführlichen Berichten von den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen der Niederländer nicht begnügte, sondern die gesammten niederländischen Provinzen vielmehr selbst durchreisete, und sich von ihnen in eigner Person huldigen ließ, der beschloß nun, in sein Vaterland Spanien zurückzukehren. Zur Generalstatthalterin derselben ernennte ernennte er, an die Stelle des Herzogs von Savoyen, des Nachfolgers der Königin Marie, seine Schwester, Margarethe von Oestreich, eine uneheliche Tochter Karls V. Ihre Mutter war ein niederländisches

disches Fräulein, Nahmens Vomgeest. Ihren ersten Gemahl, Alexander von Medici, verlohr sie schon im ersten Jahre ihrer unglücklichen Ehe. Zum zweytenmahle wurde sie mit einem Nepoten des Pabstes Pauls III, Octavio Farnese, einem dreyzehnjährigen Prinzen, vermählt. Ueberhaupt paßte sie sich aber, ihres männlichen Geistes, und ihrer männlichen Neigungen wegen, unter welchen besonders ihre Jagdliebhaberey hervorstach, sehr wenig zu einer zärtlichen Gattin. Sie hatte so wenig weibliche Anmuth, daß man sie eher für einen verkleideten Mann, als für eine Frau hielt. Dem Philipp empfahl sie sich durch ihre Frömmigkeit. Die Provinzen hatten aber, ausser der Generalstatthalterin, noch ihre eignen Statthalter, unter welchen sich der Prinz von Oranien, und der Graf von Egmond, besonders auszeichneten. Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, ein deutscher Protestant, Karls V Liebling und Vertrauter, von ihm in den wichtigsten Staatsgeschäfften gebraucht, ward durch die großen Güther der Fürsten von Chalons-Orange in Bourgogne und in den Niederlanden, die ihm durch Erbschaft zu-

 fielen,

fielen, der reichste Herr in den Niederlanden, und führte eine seinem Reichthume angemessene prächtige Lebensart. Aber Wilhelm von Oranien war eben so reich an Eigenschaften des Geistes und Herzens. Scharfsinnig, entschlossen, unerschrocken, in den größten Widerwärtigkeiten unerschütterlich, vereinigte er, mit der hinreissendsten Beredtsamkeit, die tiefste Verschwiegenheit in Ansehung der Dinge, die er nicht zu frühzeitig bekannt wissen wollte. Er gehörte zu denen, die nach der Würde eines Generalstatthalters strebten; aber er mußte sich mit der Statthalterschaft über Holland und Seeland, ingleichen Utrecht, Westfriesland und der Grafschaft Burgund, begnügen.

Lamoral, Graf von Egmond, Prinz von Gavern, ein Holländer, der von seiner Mutter große Güther in Flandern erbte, ein aufrichtiger, edeldenkender, freymüthiger, leutseliger Herr, der von jedermann geliebt wurde, und durch seinen glänzenden Aufzug jedem in die Augen leuchtete, war zwar weniger Staatsmann als Oranien, aber ein größerer General. Unter seiner Auf-

sicht standen die Provinzen Artois und Flandern.

Die nächste Stelle nach Oranien und Egmond behauptete Philipp von Montmorency, Graf von Hoorne, Oberbefehlshaber der Seemacht in den Niederlanden, ein tapfrer, äusserst unerschrockener, aber auch unruhiger, und revolutionssüchtiger Mann. Oranien und Egmond bildeten, nebst dem Cardinal Granvella, ingleichen Karl Grafen von Barlaimont, einem der vornehmsten niederländischen Herren, und Viglius von Zuichem von Aytta, einem Friesländer, einem gelehrten, beredten, einer kraftvollen Schreibart mächtigen, feinen Politiker, den seine patriotischen Gesinnungen zu einem Lieblinge der Nation machten, den Staatsrath, der die Generalstatthalterin Margarethe in der Regierung der Niederlande unterstützte. Die drey letztern machten aber noch einen heimlichen Rath, die sogenannte Consulta, aus, welche die Generalstatthalterin in den wichtigsten Fällen zu Rathe ziehen sollte. Ihr vornehmster Rathgeber blieb indessen Granvella. Aber eben dieser war, als Ausländer,

den

den übrigen Mitgliedern des Staatsraths schon verhaßt, und noch verhaßter wurde er ihnen durch seine von den vorigen so sehr verschiedenen Regierungsgrundsätze.

Als Philipp (1559) die Niederlande zu verlassen im Begriffe war, hielt er vorher zu Gent noch eine Versammlung der Stände. Diese brachten nun unter andern über das spanische Fußvolk in den Niederlanden, das sich, seit dem Frieden mit Frankreich, nur noch auf 3500 Mann belief, die lebhaftesten Klagen hervor, weil diese an den französischen Gränzen vertheilten Fußsoldaten den benachbarten Bezirken durch ihr Rauben und Plündern, und durch andre Ausschweifungen, sehr beschwerlich fielen. Die Stände drangen auf ihren Abmarsch: Oranien sprach, zum großen Aerger Philipps II, am nachdrücklichsten gegen die ausländischen Soldaten. Da ihre Entfernung nun nicht beschleunigt wurde, so veranlaßte dieß Argwohn und Mißtrauen zwischen der Regierung und der Nation, so veranlaßte dieß blutige Zänkereyen. Die Stände, und unter ihnen vornehmlich Wilhelm von Oranien, äusserten aber

aber ihr Verlangen wegen der ausländischen Soldaten so standhaft, daß Philipp endlich sich bewogen fand, den Abmarsch derselben in Zeit von vier Monathen zu versprechen. Aber es kostete ihm Ueberwindung, sein Wort zu halten. Er hatte die Truppen schon einmahl aus Seeland, wo sie eingeschifft werden sollten, wieder in ihre Quartiere marschieren lassen, als die Standhaftigkeit der niederländischen Großen ihn (1561) aber zur Nachgiebigkeit stimmte.

So sehr vor Philipps Abreise alles voll Leben gewesen war, so traurig war die Stille, die Unthätigkeit, die sich nach derselben durch das ganze Land verbreitete. Die vornehmste Ursache dieser mißmüthigen Stimmung war Granvella, dessen Regierungsgrundsätze, dessen große Gewalt den protestantischen Mitgliedern des Staatsraths, besonders den Prinzen von Oranien, und dem Grafen von Hoorne, und dem Grafen Egmond, die er alle gekränkt hatte, so verhaßt waren, daß sie (1562) den Entschluß faßten, an seiner Entfernung gemeinschaftlich zu arbeiten. Allein auf das Schreiben, in welchem

chem sie Philippen um die Abrufung dessel- ben ersuchten, erhielten sie eine unbestimmte Antwort. Sie wollten hierauf dem Staats- rathe nicht mehr beywohnen, und das Miß- vergnügen über Granvella äusserte sich in mehr als einer Spottschrift, die selbst seine Cardinalswürde nicht schonte. Philipp befahl ihm endlich (1564 März) nach Madrid zu kommen; aber auch hier blieb er derjenige, der auf das Schicksal der Niederlande den mächtigsten Einfluß hatte, dessen Grundsätze seine Anhänger Barlaimont und Zuichem standhaft in Ausübung brachten.

Ihre Grundsätze in geistlichen Angelegen- heiten stützten sich auf die Beschlüsse der tri- dentinischen Kirchenversammlung, die indessen (1563 Dec.) ihr Ende erreichte, ohne etwas anderes, als eine noch höhere Scheidewand zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, bewirkt zu haben. Philipp II, der sie nicht nur für Spanien, sondern auch für seine Provinzen in Italien, in Amerika, und in den Niederlanden, angenommen hatte, befahl nun (1565) den letztern, ohne auf die Vorstellungen des Grafen von Egmond, des

des Abgeordneten der Stände, zu achten, die Beobachtung der tridentinischen Beschlüsse durch ein eignes Edict, welches von einem harten Rescripte begleitet war. Schon Karl V hatte der Ausbreitung der Luthera- ner, der Wiedertäufer, und andrer neuen Religionspartheyen, durch die sogenannten Placate, die mit Strenge beobachtet wur- den, zu verhindern gesucht; aber durch die Vorstellungen seiner Schwester Marie, der damahligen Generalstatthalterin der Nieder- derlande, war er bewogen worden, seinen Pla- caten eine mildere Auslegung zu geben. Auf diese beriefen sich jetzt die Stände; aber ihren Vorstellungen stellte man eine Art von Inquisition entgegen, die ihnen zwischen Gehorsam und offenbarer Empörung keinen Mittelweg zeigte. Doch während daß Phi- lipp II mit Heinrich II von Frankreich, als er mit demselben Frieden schloß, zur Auf- rechthaltung der katholischen Religion sich be- sonders vereinigte, sog der Prinz von Ora- nien, im Umgange mit den Häuptern der französischen Reformirten, die Grundsätze ein, die ihn zur standhaften Behauptung dersel- ben aufforderten. Unter diejenigen, welche diese

diese Behauptung mit ihm theilten, gehörten vornehmlich sein Bruder, Ludwig von Nassau, und Heinrich von Brederode. Hierauf versammelten sich zu Breda, in dem Hause Philipps von Marnix, Herrns von St. Aldegonde, der, als Gesandter, mehrere Jahre hindurch am Hofe der Königin Elisabeth gelebt hatte, und zu Oraniens vertrautesten Freunden gehörte, versammelten sich (1566 Febr. *) neun bis zwölf gleichgesinnte Herren, welche gemeinschaftlich den Entschluß faßten, allen Neuerungen, und aller fremden Gewalt, sich standhaft zu widersetzen. Den Plan zu dieser Verbindung hatte Marnix entworfen. Aus ihm entwickelte sich der sogenannte Compromiß, der vorzüglich gegen die Inquisition gerichtet war. Durch eine Menge von Abschriften sehr geschwinde verbreitet, wurde er über alle Erwartung bereitwillig aufgenommen, und vom Adel bis zum Taglöhner unterschrieben.

Die

*) Diese Zeitangabe befindet sich bey Wynkt. Nach Schiller ereignete sich diese Versammlung aber schon im Nov. 1565.

Die Seele der durch diesen Compromiß vereinigten war Heinrich von Brederode, zwischen 30 und 40 Jahren, von den alten Grafen von Holland abstammend, und darauf stolz, voll Feuer und Kühnheit, und ein geschworner Feind der Spanier. Sein Eifer belebte jetzt alle protestantischen Edelleute. Ueberall wurden Zusammenkünfte gehalten. Diese erzeugten den Entschluß, durch eine feyerliche Deputation des Adels die Generalstatthalterin zur Unterstützung ihrer Sache bey Philipp II zu gewinnen. Es kamen in dieser Absicht (1566 April) auf 400 Edelleute, unter welchem sich etwa 250 Ritter befanden, in verschiedenen Haufen, aber fast zu gleicher Zeit, alle zu Pferde, und jeder mit seinem Gefolge, Ludwig von Nassau und Heinrich von Brederode voran, nach Brüssel. Zur Audienz bey der Generalstatthalterin giengen sie paarweise, in Form einer Procession. Brederode führte das Wort. Die Bittschrift, die er übergab, war in sehr ehrerbiethigen Ausdrücken abgefaßt. Die Herzogin schmeichelte den Deputirten, als sie am folgenden Tage, in vermehrter Anzahl, erschienen, durch Versprechungen;

chungen; aber ihr Verlangen, den Gang der Inquisitionsprocesse zu hemmen, glaubte sie, ohne Philipps Genehmigung, nicht erfüllen zu können. Barlaimont, der die Herzogin von der Bestürzung, welche ihr dieser Auftritt verursachte, abziehen wollte, flüsterte ihr heimlich ins Ohr: *ce n'est pas qu'un tas de gueux!* Brederode fand im Scherze die Benennung, die Barlaimont ihm und seinen Freunden gab, für dessen Denkart so charakteristisch, daß er bey einer Tafel von 300 Personen oft die Gesundheit ausbrachte: „es leben die Geusen" (*vivent les gueux!*) daß er sie, gegen das Ende der Tafel, einen Bettelsacke übergehängt, und einen hölzernen Becher in der Hand haltend, der ganzen Gesellschaft zutrank. Sack und Becher giengen nun in der Reihe herum. Seitdem hieß jeder Nichtkatholike ein Geuse. Seitdem gab es eine Menge Geräthschaften, die auf den Sinn dieser Benennung hindeuteten. Auch auf Münzen stellte sie der niederländische Witz bildlich dar.

Doch die Benennung, die Barlaimont den Repräsentanten der nichtkatholischen Niederländer

länder gegeben hatte, vergrößerte, indem sie sich gleichsam zum Bundesnahmen erhob, die Erbitterung, welche ihre Parthey gegen die jetzige Regierung empfand. Diese Erbitterung wuchs, als, statt einer von Madrid erwarteten willfährigen Antwort auf die übergebenen Vorstellungen, blos ein Bericht der Herzogin noch Spanien verlangt wurde. Die mißvergnügten Niederländer hielten hierauf zu St. Truyen im Hochstifte Lüttich eine zweyte Versammlung, die den Geist, der sie beseelte, schon deutlich ankündigte. Auf 2000 lauter bewaffnete Männer zu Pferde, jeder mit einigen Begleitern, fanden sich, in großen Schaaren, theils in den umherliegenden Meyereyen und Bauernhöfen, theils auf dem freyen Felde, ein. Von allen Seiten eilten Sectirer und Flüchtlinge herbey. Die Gesellschaft wurde immer stürmischer; die Drohungen, wenn nicht bald eine günstige Antwort von Madrid erfolgen würde, äusserten sich immer lauter. Die Nachricht von den Unruhen, die in den Niederlanden auszubrechen anfiengen, lockte aus dem angränzenden Deutschland eine große Menge von Bettlern, Müssiggängern, liederlichen Leuten, den Auswurf

wurf von allerley Nationen, herbey, und diese schlichen sich so allmählig ein, daß es die Regierung zu spät bemerkte. Sie zogen auf dem Lande als Krämer und Hausirer umher, verbreiteten kleine Bücher und fliegende Blätter, welche die Absicht hatten, die katholische Religion lächerlich und verächtlich zu machen, und dagegen die reformirten Glaubenslehren anzupreisen. Schwärmerische Prädicanten trugen die calvinischen Grundsätze erst im Verborgenen und in der Nacht, in der Folge aber, als sich ihr Anhang vermehrte, auf freyem Felde, und am hellen Tage, vor. Die vier bis fünf Haufen, welche auf diese Art das Land durchzogen, flossen endlich (1566 Jun.) in ein fliegendes Heer zusammen, das von einem Dorfe zum andern predigte, das seine Predigten vom gemeinen Volke mit großem Beyfall aufgenommen sah. Zuletzt wuchs in der Nähe von Gent das Heer dieser calvinistischen Schwärmer bis auf 6000 Mann an. Solche Heere oder Schaaren bildeten sich aber auch noch in andern Gegenden. Sie lermten jetzt eben so, wie die Bauern und die Wiedertäufer in Deutschland gelermt hatten; sie lermten selbst in den größ-

ßten Städten, als in Gent und Antwerpen, wo sie Altäre niederrissen, und Kirchen plünderten.

Da die Beamten diesen Unruhen nicht zu rechter Zeit vorgebeugt hatten, so waren sie nunmehr (im Aug.) zu einer so furchtbaren Größe angewachsen, daß die Herzogin Margrethe und ihre Rathgeber das einzige Mittel, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, in einem Vergleiche mit der Versammlung zu Truyen, und in der Aufhebung der Inquisition und der Placate, sahen. Philipp machte ihnen zu einer Reise nach den Niederlanden, und zu einer allgemeinen Amnestie, eine täuschende Hoffnung. Seine Absicht, zu täuschen, bewies die Sorgfalt, mit der er einer bestimmten Antwort auswich, bewies der Befehl, in Deutschland Truppen zu werben, während daß man in Spanien furchtbare Kriegsrüstungen machte. Philipps Anstalten zur Reise nach den Niederlanden schienen indessen so ernstlich, daß die Sectirer anfiengen, den Muth zu verlieren, daß viele Vornehme sich von ihnen absonderten, daß

daß viele Städte, unter andern Herzogenbusch und Antwerpen, sich wieder unterwarfen. Man forderte allen Beamten jetzt eine eidliche Versicherung ab, daß sie den König gegen alle diejenigen, die seine Majestät kränkten, vertheidigen wollten. Hoorne und Brederode weigerten sich, diese Versicherung zu leisten. Auch Wilhelm von Oranien, den sein Briefwechsel den Nebel der Täuschung bald durchsehen ließ, lehnte sie standhaft ab.

Bald zeigte sichs auch ganz deutlich, wie wenig Philipp II geneigt war, gegen seine niederländischen Unterthanen Nachgiebigkeit zu beweisen. Der Herzog von Alba, sein General erschien (1567 Aug.) mit einer Armee von 20000 Mann. Wilhelm von Oranien begab sich hierauf mit seiner Familie nach Deutschland. Ihm folgten Brederode, und andre von den vornehmsten Herren; ihm folgten ganze Schaaren von Edelleuten und Kaufleuten. Gegen 100000 Menschen wanderten damahls aus den Niederlanden aus. Sie verließen ein Land, wo sie bisher so glücklich gelebt hatten; ein schönes, mit herrlichen Städten und fleißigen Menschen angefülltes Land. Daß die Spanier in diesem Lande weniger herrschen sollten, das war eben das, was sie am meisten ärgerte. Man mißgönnte den Niederländern ihr Glück. Daher suchte man zwischen den Großen und der Geistlichkeit Uneinigkeit auszustreuen. Auch konnte es Philipp II nicht vergessen, daß er seine Truppen, daß er den Cardinal Granvella, hatte entfernen müssen. Die Unruhen waren ihm daher ein willkommner Vorwand, seine Rache auszuüben.

Alba, den Philipp zum Werkzeuge seiner Rache aussuchte, besaß alle zu dieser Bestimmung nöthigen Eigenschaften. Von vornehmer Herkunft, und von den Spaniern für einen großen General und Politiker gehalten, aber wirklich ein Mann von ausgezeichneten Talenten, damahls 60 Jahre alt, vereinigte er, mit einem morgenländischen Stolze, drohende Blicke und Gebärden, vereinigte er einen wilden und ungestümen Trotz, der in der blutigen Befriedigung der Rachsucht ein vorzügliches Ver-

Vergnügen fand. Schon war seine Art zu denken und zu handeln den Niederländern hinlänglich bekannt; schon hatte er sich, seiner Habsucht wegen, mit verschiedenen von ihren Großen veruneinigt. Die Armee, die er jetzt nach den Niederlanden brachte, hatte er an der Gränze von Mayland versammelt. Es befanden sich unter denselben 10000 Mann von der besten spanischen Infanterie. Sie marschierten, in Zeit von 2 Monathen, von Piemont aus, über den Cenis, durch Savoyen, an der Gränze von Bourgogne und Lothringen hin, nach Franche Comté, und Thionville. Ihre Kriegszucht war vortrefflich.

Als Alba nach den Niederlanden kam, war er auch nicht mehr der aufrichtige, freymüthige Mann, den man sonst noch an ihm geschätzt hatte; er spielte jetzt vielmehr den Heuchler, besonders gegen die, denen er den Untergang zugedacht hatte, gegen Egmond und Hoorne, die manchmahl an seinem Hofe erschienen, und sich jetzt ganz unerwartet verhaftet sahen. Es entstand darüber erst eine allgemeine Be-

stürzung und Betäubung, die aber bald in den Ausbruch des heftigsten Unwillens gegen die Spanier übergieng. Jetzt (1568) legte die Herzogin Margrethe, die schon einige Zeit vorher um ihre Entlassung gebethen hatte, die Oberstatthalterschaft nieder, und Philipp II, der ihr dieses endlich bewilligte, versicherte ihr einen lebenslänglichen Gehalt von 14000 Ducaten. Ihre Entfernung wurde von der ganzen niederländischen Nation bedauert, weil es wenigstens nicht an ihrem guten Willen lag, wenn ihre Regierung sich nicht wohlthätiger zeigte.

Alba, der sich seit ihrer Entfernung doch weniger Zwang anthun durfte, öffnete nun gleich die Schaubühne seines grausamen Verfahrens. Er ordnete einen sogenannten Rath der Unruhen an, der über alle Gerichte und Gesetze, kurz über die ganze Verfassung der Niederlande, hinweg gesetzt wurde, und im gemeinen Leben nur der Blutrath hieß. Alba selbst gab den Präsidenten desselben ab; Unterpräsident war der Spanier Juan de Vargas, in dessen Cha-

rakter Habsucht, unbarmherzige Rachsucht, und wilde Hitze die Hauptzüge ausmachten; der mit seiner Unwissenheit eine auffallende Pedanterie verband. Unter die Mitglieder dieses Unruhen-Tribunals wurde kein einziges Mitglied des geheimen, oder Rathes von Brabant, aufgenommen. Vor diesem Tribunale sollten nun alle diejenigen erscheinen, welche das Compromiß unterzeichnet hatten. Vergebens protestirten Wilhelm von Oranien, und andre Großen, gegen ein mit der Constitution so wenig übereinstimmendes Verfahren. Der Unruhen-Rath verurtheilte diejenigen, die an dem Compromisse Antheil genommen hatten, entweder ihr Leben, oder ihre Güther, zu verlieren. Diese wurden nun in allen Provinzen, in allen Städten der Niederlande, aufgesucht; allein in Gent hatten 15 das Schicksal, hingerichtet zu werden. Da gab es wenig angesehene Familien, die durch Hinrichtung oder durch den Kummertod nicht Verwandte verlohren hatten. Alba hatte, seiner eignen Prahlerey zufolge, auf 18000 Menschen hinrichten lassen, und — wenigstens 300000 — unglücklich gemacht. Er war gleichsam der Sylla, der Roberspierre der Niederlande. Die schlechte Kriegszucht, die sich die spanischen Soldaten erlaubten, half den Jammer vollenden. In Gent und in andern Städten stand die Hälfte der Häuser leer; auch die Dörfer standen öde, zumahl seit der Zeit, da Wilhelm von Oranien mit Kriegsvolk sich naherte. Seine Parthey ward durch ein neuen Compromiß der niederländischen Herren verstärkt. Brederode, der nicht die zweyte Rolle spielen wollte, gieng nach Deutschland, um Truppen anzuwerben, und ward im Clevischen vom Tode überrascht. Der Nahme Geusen war nun wieder eine Bundesbenennung, die aber mehrere Arten von Leuten bezeichnete. Erstlich verstand man unter demselben alle Religionsneuerer, alle, selbst katholische, Feinde der Spanier; sodenn gab es Wald- und Wassergeusen. Jene waren Vertriebene, die ihre Zuflucht in den Wäldern suchten, und aus denselben Streifereyen wagten; diese schwärmten in elenden Fahrzeugen auf der See umher.

Jetzt näherte sich aber Wilhelm von Oranien mit einem ansehnlichen Heere. Ehe ihm

ihm Alba entgegen gieng, beschloß er, der mißvergnügten Parthey ihre Kräfte noch vollends zu benehmen. Die Hinrichtungen wurden daher mit tyrannischer Unbarmherzigkeit erneuert. Zu Brüssel starben (1. Jun.) achtzehn Herren von Adel auf der Richtbühne; einige Tage hernach (am 5ten) kam die Reihe an die Grafen Egmond und Hoorne. Sie hatten, dieß machte man ihnen zum Verbrechen, die Entfernung der spanischen Truppen erzwingen helfen; sie hätten den Compromiß, und die Bilderstürmerey, befördert. Sie wurden unter einer Bedeckung von 2000 Spaniern, von dem Schlosse zu Gent, dem Orte ihres Verhaftes, nach Brüssel gebracht, und ihre Köpfe auf eisernen Pfählen zur Schau aufgesteckt. Selbst die katholischen Fürsten erklärten dieses Verfahren für eine unerhörte Gewaltthätigkeit. Die protestantischen Fürsten und Reichsstände Deutschlands waren aber durch dasselbe so in Wuth versetzt, daß sie schon den Plan machten, dem Könige Philipp die Niederlande ganz wegzunehmen. Aber nichts erreichte die Erbitterung der niederländischen Nation, die sie mit dem feurigsten

feurigsten Rachgefühl beseelte. Um so größer war nun die Zahl derer, die Oraniens Armee verstärken halfen. So brach der bürgerliche Krieg in den Niederlanden aus.

Wilhelm von Oranien hatte anfangs schon allein Muth genug, der Macht der spanischen Monarchie Trotz zu biethen. Doch wurde er nicht nur von den protestantischen Fürsten in Deutschland, sondern auch von England, und von den französischen Calvinisten, mit Mannschaft und Geld unterstützt. Ueberraschung schien ihm bey seiner Unternehmung gegen die Spanier das zu seyn, wovon er sich den meisten Erfolg versprechen durfte. Er theilte daher seine Macht in vier verschiedene Corps. Das dritte Corps unter dem Befehle des Grafen Ludwigs von Nassau, Wilhelms Bruder, schlug (1568 am 24. May) die Spanier bey Winschoten, einem Städtchen im gröninger Lande. Die mit dem morastigen Boden unbekannten Spanier erlitten eine völlige Niederlage; sie verlohren Kanonen, Gepäcke, Kriegscasse, und selbst ihr General, der Graf von Arenberg, wurde getödtet. Die erbitterten Friesländer wollten

wollten keinem Spanier das Leben schenken; aber die Niederländer büßten den Grafen Adolf von Nassau, den Bruder ihres Siegers, ein.

Alba, der indessen zu Brüssel mit Hinrichtungen fortgewüthet hatte, zog hierauf selbst nach dem nordlichen Theile der Niederlande. Er führte nicht mehr als etwa 12 bis 14000 Mann in den Kampf. So viel Kriegsvolk hatte Ludwig von Nassau ungefähr auch; aber es bestand meistens aus fremden, zusammengelaufenen Leuten, denen er aus Geldmangel den Sold schuldig bleiben mußte. Albas Soldaten waren hingegen regelmäßige, sehr geübte Truppen. Die Folgen dieses Verhältnisses fielen sehr zum Nachtheile der Niederländer aus. Ludwig wurde (21. Jul.) bey Jenigam, zwischen dem Dollart, der Ems und Emden, von dem Herzoge von Alba angegriffen, und, wegen der Treulosigkeit seiner Miethlinge, so entscheidend geschlagen, daß er Geschütz und Gepäck verlohr. Nassau, und sein Untergeneral Schauenburg, flüchteten nun nach Emden.

Wilhelm

Wilhelm von Oranien, der indessen zwischen Aachen und Lüttich 28000 Mann gesammelt hatte, rückte bis Tongern und St. Truyen vor. Alba, der kaum halb so viel Soldaten zählte, wußte einer Schlacht mit vieler Klugheit auszuweichen. Indessen kam der Herbst herbey, wo Wilhelm, aus Mangel an Geld, seine meisten Truppen entlassen mußte. Alba wurde nun (1569) durch nichts gehindert, sein grausames Verfahren fortzusetzen. Besonders drückten nun die Niederländer auch die schweren Abgaben, die er ihnen auflegte, und der harte Mann war gegen alle Vorstellungen taub. Doch Philipp II wurde endlich auf die schlimmen Folgen, welche das Benehmen seines Generals hervorbrachte, so aufmerksam daß er ihn (1572 May) abrief, und den Herzog von Medina Celi zu seinem Nachfolger ernennte. Dieser landete zu Sluis in Flandern. Ein großer Theil der reichbeladenen Schiffe seiner Flotte wurde von den Wassergeusen erobert, geplündert und verbrennt. Medina Celi mußte sich in einer Schaluppe an das Land bringen lassen. Alba wollte ihm aber die Statthalterschaft

über

über die Niederlande nicht abtreten, und der Zustand derselben kam ihm so schrecklich vor, daß er, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, den Philipp um seine Entlassung bath. Alba blieb also bey seiner Gewalt über die Niederlande.

Indessen hatte Wilhelm von Oranien, durch Hülfe der französischen Reformirten, ein neues Heer gesammelt. Der französische Admiral Coligni machte ihn auf die geringe Seemacht der Spanier, und auf die Wichtigkeit eines Seeplatzes, aufmerksam. Den Plan wegen des letztern auszuführen, paßten sich die Wassergeusen sehr gut. Unter diesen befanden sich jetzt viele Adeliche und Kaufleute aus Antwerpen und aus Holland. Ihre Streifereyen breiteten sich, von der Ems bis zu den niederländischen und englischen Küsten, aus. Manche spanische Prise feuerte ihren Muth immer stärker an. Ihr Oberanführer Wilhelm von der Mark, Graf von Launoy, ein Erzfeind der Spanier, hatte ein Gelübde gethan, sich nicht eher kämmen und den Bart scheren zu lassen, als bis er Egmonds und Hoornes Tod würde gerächt

gerächt haben. Tollkühn, mit einer kleinen, wohlgerüsteten Flotte immer längs den Küsten, besonders bey den Inseln zwischen Holland und Seeland, hinseegelnd, ließ er durch einen Haufen seiner Leute, unter dem Vorwande eines Schiffbruches (1572 am 1. April) den Hafen Briel, und hernach die ganze Insel Voorn, besetzen. Durch dieses glückliche Ereigniß wurde der Muth der niederländischen Nation gestärkt. Der Pfarrer zu Vlissingen forderte von der Kanzel herab zur Befreyung von dem spanischen Joche auf. Die Bürger wagten es nun, einer spanischen Truppenabtheilung die Thore zu verschließen. Bald (im May) war ganz Seeland und ganz Holland, bis auf die wohlbesetzten Städte Middelburg und Amsterdam, von den Spaniern befreyt. Wilhelm von Oranien rückte nun mit drey kleinen Heeren heran, um die Spanier aus den Niederlanden herauszutreiben. Ludwig von Nassau zog sich nach Brabant, wo schon ein Haufe französischer Reformirten eingerückt war; der Graf von Berg drang in Overyssel ein, und Wilhelm von Oranien selbst rückte mit 20000 Mann durch Geldern

dern bis nach Löwen in Brabant vor. In Zeit von drey Monaten waren die Spanier aus 70 Städten und Bezirken entfernt. Ludwig von Nassau hatte sich unter andern der Stadt Mons, im südlichen Theile der Niederlande, durch List bemächtigt, und sie sogleich befestigt. Dieser Umstand schien dem Alba, der einen Bruch mit Frankreich besorgte, so bedenklich, daß er sogleich die Belagerung von Mons unternahm, welches Ludwig drey Monathe vertheidigte. Für die Macht der Niederländer aber war es ein nachtheiliger Umstand, daß ihr französisches Hülfscorps von 7000 Mann, meistens Reiterey, einen unglücklichen Angriff auf die Spanier that. Doch Wilhelm von Oranien näherte sich jetzt mit einem sehr zahlreichen Heere, und vielem Geschütze, der Grafschaft Hennegau, um der Stadt Mons zu Hülfe zu kommen. In kurzer Zeit befanden sich die Städte Mecheln, Dendermonde, Oudenaarde in seiner Gewalt. Allein Mons vermochte er (im Sept.) nicht zu retten, und da er sich überhaupt vom Mittelpunkte seiner Macht zu weit entfernt befand, so konnte er auch die besetzten Städte nicht behaupten.

Seine

Seine Soldaten hatten sich aber auch gegen die katholischen Niederländer ein so gewaltsames und zuchtloses Verfahren erlaubt, daß sie sich das Vertrauen derselben unmöglich erwerben konnten. Wilhelm von Oranien wurde ausserdem im Rücken bedrohet. Die spanische Hauptarmee, die Alba seinem Sohne Friedrich von Toledo übergeben hatte, behandelte die Städte Zütphen und Naarden, ob sie gleich die Thore öffneten, sehr unbarmherzig. Die andern Städte, unter welchen sich Harlem auszeichnete, wehrten sich daher desto standhafter. Aber die Geusen konnten dagegen Middelburg auch nicht eher, als nach zwey Jahren, erobern. Indessen schmolz das spanische Heer auf dem sumpfigen Boden Hollands, am meisten aber vor Harlem, durch Hunger, Kälte und Krankheit, immer mehr zusammen, und schon damahls fiel es dem aufmerksamen Beobachter deutlich ins Auge, daß es der spanischen Macht wahrscheinlich nicht gelingen würde, den nordlichen Theil der Niederlande wieder unter ihr Joch zu beugen.

Alba

Alba schwächte nun die Kampfsucht seiner Krieger durch die Verweigerung ihres Soldes so gewaltig, daß sie ihm allen Gehorsam versagten. Jetzt war aber der Zeitpunkt gekommen, wo er seine Statthalterschaft durchaus nicht länger behalten durfte. Ludwig von Zuniga und Requesens, bisheriger Statthalter von Mayland, den Philipp II zu Alba's Nachfolger ernennt hatte, begab sich schleunigst nach den Niederlanden, und Alba übergab ihm gleich nach seiner Ankunft (1573 Nov.) die oberste Gewalt. Zum Andenken seiner niederländischen Statthalterschaft, mit welcher, ausser ihm, niemand zufrieden war, hinterließ er, in der Citadelle zu Antwerpen, eine aus eroberten Feldstücken gegossene Statüe, mit der stolzen Aufschrift: *ex aere captivo* (von erbeutetem Metall). Er schied mit den Schätzen, aber auch mit dem Fluche der niederländischen Nation beladen, von den Niederlanden. Sein König bewies ihm seine Unzufriedenheit durch eine kurze Verbannung vom Hofe.

Requesens vereinigte, mit seinen Kenntnissen, und seiner Erfahrung, den besten Eifer,

fer, die Ruhe und Ordnung in den Niederlanden wieder herzustellen. Aber er sollte, ob man gleich zu Madrid den Frieden wünschte, den Krieg gegen die Ketzer und Empörer fortsetzen; und dennoch waren die Cassen erschöpft, und die Truppen aufrührerisch. Um so klüger mußte das Benehmen seyn; um so mehr bestrebte sich Requesens, die vornehmsten Ursachen der Erbitterung zu entfernen. Alba's Statüe zu Antwerpen wurde gleich niedergerissen; der Unruhen-Rath hörte auf; der 20te und der 10te Pfennig sollten nicht mehr eingefordert werden; auch verkündigte man nun die Amnestie, die Alba zurückgehalten und lächerlich gemacht hatte.

Aber dennoch wollten sich die empörten Länder und Städte nicht gutwillig unterwerfen. Middelburg war in der größten Gefahr, sich an die Wassergeusen ergeben zu müssen. Die spanische Flotte war gegen dieselbe immer unglücklich. Seitdem die Wassergeusen Briel im Besitze hatten, strömten ihnen die Vertriebenen, die Mißvergnügten, von allen Seiten zu. Bald hatten sie in dem Hafen von Vlissingen eine Flotte von 150 Schiffen, die

die mit erfahrnen Seeleuten, Vorräthen von Bedürfnissen, und Kriegsvolk, reichlich versehen war. An allen diesem fehlte es den Spaniern. Requesens ließ zwar von Bergen op Zoom aus eine neue Flotte von 60 Schiffen herbeykommen. Aber er sah von einem Damme herab, (1574 Jan.) wie eben diese Flotte von den Wassergeusen geschlagen wurde; wie viele Schiffe in die Gewalt der Feinde geriethen, und verbrennt wurden; wie viele andre scheiterten. Indessen wurde Middelburg durch den Hunger zur Uebergabe gezwungen, und nun war ganz Seeland für die Spanier verlohren. Die spanische Flotte gerieth, durch die unaufhörliche Verfolgung der Seeländer, in die größte Verlegenheit. Aber während daß die spanische Macht in den nordlichen Provinzen allmählich verschwand, war, durch raubgierige Wassergeusen, durch Rotten aufrührerischer spanischer Soldaten, durch Pest und andre Krankheiten, der Zustand ihrer Bewohner höchst traurig.

Requesens brachte es endlich durch Geld und Versprechungen so weit, daß die zerstreuten Truppen sich wieder sammelten. Dieß war

war jetzt um so nöthiger, weil Wilhelm von Oranien von Seeland aus sich in Bewegung setzte; weil Ludwig von Nassau und sein jüngerer Bruder Heinrich, in Verbindung mit dem pfälzischen Prinzen Christoph, an der Spitze von 11 bis 12000 deutschen Soldaten, in Geldern einrückten. Aber die Schlacht auf der Mooker Heide bey Nimwegen (1575 am 14. April) hemmte das Kriegsglück der Niederländer auf eine ganz entscheidende Art. Der spanische General Sancho de Avila griff die Niederländer, in ihren Verschanzungen zwischen der Maas und Wahl, so glücklich an, daß in Zeit von 2 Stunden der Sieg für die Spanier entschieden wurde. Ihre Cavallerie trug zu demselben das meiste bey. Die Niederländer waren ganz zerstreut; sie konnten weder ihr Geschütz, noch ihr Lager retten. Es fanden sich nicht einmahl die Leichname ihrer drey getödteten Feldherren. Die schönsten Früchte dieses Sieges wurden jedoch durch die neue Meuterey der Soldaten vereitelt, die einen förmlichen Aufstand erregten, und in grossen Haufen nach Antwerpen eilten, wo sie die Bürger aber wieder besänftigten. Im östlichen Theile der nördlichen

chen Niederlande wuchs jetzt die spanische Macht von neuen. Friedrich von Toledo, Alba's Sohn, besetzte die Provinzen Geldern, Oberyssel und Friesland. Aber die Städte in Holland wehrten sich äusserst standhaft. Harlem, Alkmaar, Leiden wollten sich durchaus nicht ergeben. Die Bürger von Leiden, welche die schrecklichste Hungersnoth erduldeten, setzten durch Oeffnung ihrer Schleusen das ganze umherliegende Land unter Wasser. Nun schwammen ganze kleine Flotten von Proviantschiffen herbey. Endlich (im Oct.) stand zehn Meilen im Umkreise alles unter Wasser, und nun wurden durch die Fluthen die spanischen Verschanzungen mit fortgerissen, das ganze spanische Lager überschwemmt, und über tausend Menschen ersäuft. Holland war, bis auf Amsterdam, nun gerettet. Der muthvolle und thätige Requesens verbesserte jedoch (im Sept.) seine Lage durch eine glückliche Landung auf der seeländischen Insel Schouwen, wo er Zürikzee belagerte, und vielleicht ward dieser General blos durch seinen Tod (1576 März) verhindert, die Unterjochung der Niederländer zu vollenden.

An

An seiner Stelle regierte hierauf acht Monathe hindurch der Staatsrath zu Brüssel. Zürükzee mußte sich zwar nach 9 Monathen ergeben; aber wegen der tollen Aufführung der spanischen Soldaten, welche die Seeländer gar zu sehr zum Unwillen reitzten, gieng es schon nach 3 Monathen wieder verlohren. Die Erbitterung der holländischen und seeländischen Bürger, über die gewaltsame Behandlung der Spanier, äusserte sich jetzt so laut, daß sie es wagten, den Staatsrath, im Nahmen des Königes von Spanien, für rebellisch zu erklären; daß sie alle Niederländer gegen ihn aufforderten. Die ganze Nation stand nun wieder in den Waffen. Durch die Veranstaltung des Barons von Hase, eines geschwornen Feindes der Spanier, wurden (im Sept.) die Mitglieder des Staatsrathes verhaftet, und fast alle niederländischen Provinzen vereinigten sich (im Nov.) durch die gentische Pacification, mit den Ständen von Holland und Seeland, in der Absicht, die fremden Soldaten zu entfernen, die Religionsverfassung anzuordnen, und, jedoch im Nahmen des Königes von Spanien, gleichsam eine Republik vorzustellen.

len. Um eben diese Zeit (3. Nov.) langte der neue Generalstatthalter, Johann von Oestreich, zu Luxemburg an.

Johann von Oestreich war ein Sohn Karls V, den er mit Barbara Blombergin, einer schönen Patricierin, deren Gesang seine schwermüthige Laune verscheuchen sollte, zu Regensburg gezeugt hatte. Er war in Spanien auf dem Lande erzogen worden; ein schöner, wohlgebildeter, edeldenkender, liebenswürdiger, munterer junger Herr von 31 Jahren, den Philipp II, zwey Jahre nach dem Tode des Vaters, für seinen Bruder erklärte, der sich schon gegen die Mauren und die Türken sehr brav gehalten hatte. Er reisete, das Gesicht schwarz gefärbt, und in einen Bedienten verkleidet, mit Postpferden, durch Frankreich, um desto geschwinder nach den Niederlanden zu kommen; aber er kam dennoch zu spät. Schon waren auch in dem südlichen Theile der niederländischen Provinzen die Spanier aus den meisten Städten vertrieben. Schon war die Stadt Antwerpen zerstört.

Die spanischen Soldaten faßten, durch Mangel an Geld und Lebensbedürfnissen, den ihnen Achtserklärung und allgemeine Verfolgung noch drückender machten, bewogen, den verzweiflungsvollen Entschluß, sich der Stadt Antwerpen, als einer Goldgrube, zu bemächtigen. Zur Ausführung dieses Entschlusses wurden sie hauptsächlich von dem in der Cittadelle verhafteten Mitgliede des Staatsrathes, Hieronymus von Rode, der den Staatsrath vorstellen wollte, aufgemuntert. Auch herrschte zwischen der Garnison und den Bürgern schon ohnedieß Uneinigkeit. So geschah es nun, daß (4. Nov.) alle spanischen Soldaten, die treuen eben sowohl, als die Rebellen, aus der Cittadelle aufbrachen, die Brustwehren und Verschanzungen der Bürger erstiegen, sich rasend in die Stadt stürzten, und alle Gassen mit Zetergeschrey, und mit Leichen, anfüllten. Während des hitzigen Gefechtes zwischen den Soldaten und Bürgern, verursachten Troßjungen und liederliche Weibspersonen eine Feuersbrunst, durch welche das prächtige Rathhaus, nebst 4 bis 500 andern Häusern in Asche und Trümmern verwandelt wurde.

Die reichste Stadt in Europa war nun drey Tage hinter einander der Plünderung unterworfen. Nur allein das baare Geld, das die Spanier plünderten, belief sich auf 4 Millionen Thaler. Antwerpens Handel erlitt damahls seinen Todesstoß. Die ansehnlichsten Handelshäuser waren vernichtet, und der Handel zog sich nach Amsterdam, wo er gegen die Gewalt der Spanier gesichert war.

Luxemburg war jetzt die einzige Provinz, die dem Könige von Spanien treu blieb. Johann von Oestreich mußte, um nicht alles zu verlieren (1577 Febr.) die gentische Pacification nicht nur genehmigen, sondern auch die Entfernung der fremden Truppen versprechen. Blos unter dieser Bedingung erkannte man ihn als Generalstatthalter an. Dieß wurde in dem sogenannten ewigen Edict festgesetzt. Die Spanier zogen hierauf bald ab, und Johann von Oestreich hielt nun (im May) zu Brüssel seinen Einzug. Unter den niederländischen Großen, die er sich zu gewinnen bemühete, war Wilhelm von Oranien der vornehmste. Dieser, dem die

die Stände von Holland und Seeland schon vor drey Jahren (1574 Jul.) alle Rechte eines Oberhauptes übertragen hatten, verlangte im Nahmen derselben die Abstellung aller Landesbeschwerden, die Wiederherstellung der Festungen und der Handlung; er verlangte ausserdem noch eine Schadloshaltung für sich und seinen Sohn. Diese Bedingungen konnte Johann von Oestreich nicht sogleich erfüllen. Doch Wilhelm von Oranien traute ihm überhaupt nicht, und bald wurde sein Mißtrauen durch die Erfahrung gerechtfertigt. Johann besetzte unvermuthet das Schloß zu Namur; die verabschiedeten Truppen fanden sich an manchen Orten wieder ein; die Commandanten von verschiedenen Städten, z. B. von Dendermonde und Antwerpen, waren schon bestochen. Darüber brach wieder ein allgemeiner Lerm aus. Die Stände erklärten nun dem Johann, als den Urheber der neuen Unruhen, nebst seinem Kriegsvolke, für Feinde des Königes und des Landes; sie beschlossen Krieg gegen dieselben. Wilhelm von Oranien wurde von ihnen (im Sept.) nach Brüssel eingeladen. Er hielt einen herrlichen Einzug. Einen schönern

schönern Tag hat er niemahls gehabt! Die Stände ernennten ihn hierauf (im Oct.) zu ihrem Ruward (Dictator). Die Cittadellen von Antwerpen und Gent wurden niedergerissen. Diesem Beyspiele folgten alle übrigen Städte. Der Widerstand, den Johann leisten konnte, war sehr unbedeutend. Bald bekam jedoch seine schwache Armee von allen Seiten her Verstärkung, und in weniger als drey Monathen wuchs sie wieder bis auf 20000 Mann an. Das Heer der Niederländer hatte zwar mehr Reiterey, aber auch mehr neugeworbene Leute. Die Folgen dieses Verhältnisses bewiesen sich in der Schlacht bey Gemblours (1578 am 31ten Jan.). Johann von Oestreich schlug die Armee der Stände, die Goignies, ein hennegauischer Edelmann anführte, so entscheidend, daß letztrer selbst gefangen wurde. Viele Städte kamen nun wieder in die spanische Gewalt. Aber der Sieger Johann ward auf einem Marsche plötzlich von einem hitzigen Fieber überfallen, welches ihn (am 1ten Oct.) im 33sten Lebensjahre aus der Welt nahm.

Johann hatte seinen Neffen, den Sohn der Herzogin Margarethe, den Erbprinzen Alexander Farnese von Parma, einen berühmten Helden von 30 Jahren, einen unverdrossenen, alles übersehenden, in italienischen Ränken geübten Prinzen, zu seinen einstweiligen Nachfolger ernennt. Seine statthalterische Gewalt erstreckte sich aber nur über den vierten Theil der Provinzen, weil die übrigen, schon seit dem vorigen Jahre, dem Erzherzoge Matthias von Oestreich gehuldigt hatten. Diesem 19jährigen Prinzen war von einem Theile der niederländischen Herren, an deren Spitze der gegen Wilhelm von Oranien eifersüchtige Herzog von Croi stand, (1577 Oct.) die Oberstatthalterschaft angetragen worden.

Die Eifersucht und Uneinigkeit, die zwischen den vornehmsten Niederländern herrschte, machte den Gang ihrer Unternehmungen gegen den spanischen Despotismus schwankend und unwirksam. Auch war ihr Verfahren nicht so beschaffen, daß es ihrer Sache hätte Freunde gewinnen können. Der Muth der Niederländer war durch den zehnjährigen

Krieg in Wildheit und Hartnäckigkeit ausgeartet; Rachgier hieß bey ihnen Heldenmuth, und Sieg gieng in Grausamkeit über. Die meisten beseelte blos das Verlangen, den Verlust der Blutsfreunde und des Vermögens zu rächen. Manche wollten durch Ehrgeitz, durch Eigennutz angetrieben, selbst eine bedeutende Rolle spielen; sie wollten Republiken stiften, um das Haupt einer Republik vorstellen zu können. Der letztre Fall ereignete sich vornehmlich zu Gent. Hier warfen sich Imbiz und Ryhow, zwey kühne und unternehmende Edelleute, zu Anführern des gemeinen Volkes der großen Stadt auf, welches seine katholischen Mitbürger mißhandelte, und ihnen Kirchen und Klöster wegnahm. Der Gedanke, über 20000 wehrhafte Leute gebiethen zu können, erzeugte in den beyden Volkshäuptern den Plan, die Stadt Gent in eine Republik umzuschaffen. Ryhow entdeckte (im Oct.) diesen Plan dem Prinzen von Oranien, dem er aber nicht recht gefallen wollte. Die spanische Herrschaft wünschte er wohl entfernt zu sehen; aber Gent sollte keinen besondern Staat vorstellen. Doch das Benehmen des Herzogs

Herzogs von Arschott, des Statthalters von Flandern, der mit einem großen Gefolge nach Gent gekommen war, gab den Revolutionssüchtigen zur Ausführung ihres Entwurfes eine erwünschte Gelegenheit. Arschot ließ sich durch das anhaltende Geschrey der Handwerker, die auf die Wiederherstellung ihrer ehemahligen Privilegien drangen, einige Drohungen ablocken. Ryhows Aufmunterung brachte nun die ganze Bürgerschaft in die Waffen; Arschot und die vornehmsten Herren wurden verhaftet; die Demagogen, die ein Corps von Soldaten bildeten, bemächtigten sich der öffentlichen Cassen; sie schmeichelten den gemeinen Bürgern mit der Idee einer demokratischen Verfassung, und ließen daher Archonten, Ephoren und Tribunen wählen. Arschot wurde indessen nach 14 Tagen wieder in Freyheit gesetzt. Wilhelm von Oranien, der, wegen der Folgen dieser Unruhen besorgt, (29. Dec.) selbst nach Gent kam, both alle seine Klugheit auf, um das Volk der großen Stadt von der Ausführung der gefährlichen Plane zu entfernen. Zwar bestätigte er die Rechte und Freyheiten, die sich

sich die Bürger angemaßt hatten; aber Imbitz und Ryhow erhielten wegen ihres Benehmens derbe Beweise. Kaum hatte sich jedoch Wilhelm wieder entfernt, als (1578 Jan.) der Lerm von neuen, und zwar mit verstärktem Ungestüm ausbrach. Gent sollte nun ein zweytes Rom, und daher eine Festung, werden. Um die hierzu erforderlichen Kosten aufzubringen, wurden, besonders von den Kirchen, große Abgaben eingetrieben. Die Mönche mußten die Stadt verlassen. Alle herrschaftlichen Güther wurden für ein Eigenthum der Republik erklärt, und da der Pöbel diese Beschlüsse zur Vollziehung brachte, so konnte diese Vollziehung blos ein tumultuarisches Ansehn haben.

Die gentische Republik zwang nun die übrigen flandernschen Städte zur Unterwürfigkeit. Ihre Verfolgung der Katholiken aber war Ursache, daß die übrigen katholischen Provinzen der Niederlande alle Verbindung mit ihnen aufhoben; daß sie, besonders gegen die Bürger von Gent, die Waffen ergriffen. Die Erbitterung gegen Gent vermehrten aber die Gewaltthätigkeiten, mit

mit welchen Ryhow die vornehmen und reichen Bürger behandelte, die, entweder durch eine Art von Ostracismus gezwungen, oder aus eignem Antriebe, ihr Vaterland verließen, und die Feinde desselben vermehrten.

Wilhelm von Oranien, der die wallonischen, oder katholischen Provinzen, für den Bund verlohren sah, gab sich jetzt alle Mühe, die übrigen desto fester an denselben anzuknüpfen, und es gelang ihm, die sieben nördlichen Provinzen, welche schon das Band der Religion vereinigte, zu einer Union zu bereden, die ihn, der in ihnen gleichsam zu Hause war, der so viele Anhänglichkeit für sie fühlte, zu ihrem Oberhaupte wählte. Sie erklärten sich für einen unabhängigen Staat, indem sie dem Volke bekannt machten, daß Philipp seinem Eide zuwider gehandelt habe, und daß daher die Nation zu ihrer Freyheit gelangt wäre. Es reiseten hierauf Commissarien von einem Orte zum andern, welche das Volk von seinem dem Könige von Spanien geleisteten Eide lossprachen, und es der neuen Republik schwören ließen. Das mit Spanien verwandte östreichsche

östreichsche Haus in Deuschland bewies sich sehr eifrig, die niederländischen Provinzen mit Philipp II wieder auszusöhnen. Es wurde deswegen (1579 Jan.) zu Cöln ein Congreß gehalten. Da aber Philipp auf der Abschaffung der protestantischen Religion, und auf unbedingtem Gehorsame bestand, so konnte zwischen ihm und den Provinzen, und wenn diese von ihren übertriebenen Forderungen auch noch mehr nachgelassen hätten, ein Vergleich unmöglich zur Richtigkeit kommen. Unter diesen Umständen fand es Wilhelm von Oranien weniger schwer, seinem Lieblingsentwurfe, der Verbindung der niederländischen Provinzen eine hinlängliche Festigkeit zu geben, die nöthige Festigkeit zu geben. Es war jetzt alles schon so gut vorbereitet, daß in der Versammlung zu Utrecht, die man wegen dieser Absicht veranstaltete, blos noch einige Berathschlagungen über die äussere Form nöthig waren. Hierdurch wurde die Unterzeichnung der Unionsacte (am 23. Jan.) gar nicht aufgehalten. So ward, durch die Utrechter Union, zu dem Freystaate der vereinigten Niederlande der Grund gelegt. Durch diese Union sollte aber

(wie man ausdrücklich erklärte) die zu Gent geschlossene keineswegs aufgehoben werden. Auch schlossen sich verschiedene von den vornehmsten Städten der katholischen Provinzen, als Gent, Brügge, Ypern, Antwerpen, an diese neue Union an; hingegen nahmen von den nördlichen Provinzen anfangs nicht alle an derselben Antheil, indem sie nur die Stände von Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, und den gröningischen Ommelande (dem Bezirk von Gröningen) und selbst diese nicht alle, unterzeichneten. Nach dieser Union sollte Krieg, Friede und Bündniß gemeinschaftlich geführt und abgeschlossen werden. Eine stillschweigende Folge derselben war die Einziehung der Regalien, waren die Generalstaaten, die sich aus den Bevollmächtigten der Provinzen bildeten.

Während daß die nordlichen, protestantischen Provinzen sich in einem Bunde vereinigten, söhnten sich die südlichen, katholischen mit Spanien wieder aus. Schon die verschiedene Religion erzeugte ein verschiedenes Interesse. Aber wenigstens eben so viel wirkte der Demokratenlerm zu Gent. Nach einem

einem von Wilhelm von Oranien gemachten Entwurfe, sollte nicht nur ein Corps von französischen Hülfstruppen, sondern auch der pfälzische Prinz Casimir, mit seinem Kriegsvolke, zur Hauptarmee stoßen, um die Spanier aus Namur und Luxemburg vertreiben zu helfen. Aber Casimir ließ sich von Imbiz nach Gent locken, und seine Kriegsleute plünderten das umliegende Land der Wallonen. Die Franzosen ärgerten sich über dieses planlose Benehmen so sehr, daß sie wieder nach Hause giengen, und die Hauptarmee verlohr das Vertrauen zu ihren Unternehmungen. Indessen wurde es dem Herzoge von Parma nicht schwer, die wallonischen Provinzen (Artois, und Hennegau ausgenommen) zur Aussöhnung mit Spanien zu bereden. Wilhelm von Oranien eilte zwar (1579 Aug.) nach Gent, und brachte es durch seine Geistesgegenwart und Unerschrockenheit dahin, daß die Bürger von Gent von der Idee einer republikanischen Verfassung zurückkamen, und Imbiz schlich sich nach Deutschland; aber die katholischen Niederlande waren von den protestantischen auf ewig getrennt.

In-

Indessen war es doch noch lange nicht dahin gekommen, daß sich die wallonischen Provinzen dem Könige von Spanien wieder unterworfen hätten. Diese wollten vielmehr gleichfalls einen unabhängigen Staat vorstellen. Der französische Prinz, der Herzog von Alençon, dem der Erzherzog Matthias, welcher von seiner Oberstatthalterschaft nichts als Verdruß und Mühe eingeerndtet hatte; (1580 Jul.) Platz machte, erhielt (1581) durch einen besondern Vertrag die Rechte eines Oberherrn. Die spanischen Truppen wurden hierauf aus einer Stadt nach der andern herausgetrieben. Die Provinzen kündigten dem Könige von Spanien förmlich den Gehorsam auf, und eine Versammlung ihrer Bevollmächtigten huldigte zu Antwerpen dem Herzoge von Alençon, als Herzoge von Brabant, und als Markgrafen des heil. (römischen) Reiches (zu Antwerpen). Doch Wilhelm von Oranien hatte seine Rolle in den katholischen Niederlanden noch nicht ausgespielt. Zwar befand er sich damahls in Gefahr, sein Leben zu verlieren, indem ein Kaufmannsdiener

diener Jaurequi aus Biscaya (1582 März) ihn durch einen Schuß am Kopfe verwundete; aber die Wunde wurde wieder geheilt. Wilhelm hielt hierauf (im Aug.) in Gent abermahls einen feyerlichen Einzug, und empfieng die Huldigung. Alençon machte, über sein geringes Ansehn unzufrieden, noch einen unglücklichen Versuch, sich Antwerpens zu bemächtigen, dem 1500 Franzosen ihr Leben aufopferten. Krank an Körper und Geist, gab er endlich seinen Plan, Oberherr der Niederlande zu werden, wieder auf, und kehrte (1583 Jun.) nach Frankreich zurück.

Doch auch Wilhelm von Oranien befand sich jetzt am Ende seiner Laufbahn. Er war (1580) von Philipp II, der ihn für den Urheber aller in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen erklärte, geächtet worden, und 25000 Ducaten sollten die Belohnung desjenigen seyn, der ihm das Leben nehmen würde. Philipps Sehnsucht nach dem Tode desselben war jedoch so dringend, daß er zu dem Preise auf Wilhelms Tod noch 55000 Ducaten,

und eine Comthurey, hinzufügte. Hierauf schlichen sich aus allen Gegenden böse Menschen herbey, welche diesen Preis zu verdienen suchten; auch wurden verschiedene überführt und hingerichtet. Aber Wilhelms Mörder wurde einer, dem er es am wenigsten zutraute. Ein gewisser Balthasar Gerard aus Bourgogne hatte sich, durch Aufträge des Grafen von Mansfeld, bey Wilhelm von Oranien Zutritt verschafft. Wilhelm hatte ihm, seiner angeblichen Dürftigkeit wegen, 9 bis 10 Thaler auszahlen lassen. Für diese kaufte sich Gerard die Pistolen, welche die Werkzeuge seines Mordes abgaben. Er erschoß den Prinzen (1584 am 10. Jul.) während daß er demselben ein Papier überreichte. So starb Wilhelm von Oranien, der die Freyheit der Niederländer gründete!

Der durch diesen Mord vergrößerte Haß gegen Spanien arbeitete allen Vorschlägen zu einer Aussöhnung entgegen. Die nördlichen Provinzen setzten die utrechter Union mit desto größerer Standhaftigkeit fort. Sie ordneten damahls ihre Regierungsver-

waltung an. Sie errichteten (18. Aug.) einen Staatsrath, der, fürs erste aber nur drey Monathe lang; über Brabant und Flandern, ingleichen über Holland, Seeland, Utrecht, Mecheln und Friesland, die Regierung führen sollte. Jede Provinz stellte eine verhältnißmäßige Zahl von Mitgliedern, und Prinz Moritz, Wilhelms zweyter Sohn, der Enkel des großen Kurfürsten Moritz von Sachsen, war zum Oberhaupte ernennt. Eigentlich gehörten aber nur Kriegssachen zu den Gegenständen der Berathschlagungen des Staatsrathes. Die innere Regierung behielten sich die Provinzen selbst vor.

Die vereinigten Provinzen setzten aber auf den Erfolg ihrer Bemühungen, die Unabhängigkeit zu erwerben, noch so wenig Vertrauen, daß sie (1585) dem Könige von Frankreich die Rechte eines Oberherrn antrugen; daß sie, als ihnen dieser seinen Beystand versagte, die Königin Elisabeth um ihren Schutz bathen. Diese wollte zwar die Oberherrschaft gleichfalls nicht annehmen; sie schickte aber doch, als man ihr Briel, Vlissingen und Ramekens zur

zur Sicherheit eingeräumt hatte, Geld und Soldaten. Die Zahl der letztern belief sich auf 6000 Mann. Ihr Günstling, der Graf von Leicester, stellte nun den Generalstatthalter vor. So groß aber die Vorzüge waren, die ihm die Union einräumte, so wurde dennoch weder sein Ehrgeitz, noch die Absicht der Elisabeth, befriedigt. Die Rechte eines Generalstatthalters waren noch zu wenig bestimmt, und die Union selbst hatte noch zu wenig Festigkeit. Moritz besaß mehr eigentliche Gewalt als Leicester. Man hatte ihm kurz vor dessen Ankunft (1585 Nov.) auch die Statthalterschaft von Holland, Seeland und Friesland übertragen. So dankbar dachten die Staaten dieser Provinzen gegen Wilhelm von Oranien, daß sie, weil sein älter Sohn sich noch immer im spanischen Verhafte befand, dem 20jährigen Moritz alle Würden des Vaters verliehen! Den schlauen Planen Leicesters arbeitete Barneveld (seit 1586 März) Landsyndicus oder Grospensionarius von Holland, so glücklich entgegen, daß der englische Generalstatthalter sich endlich wieder davon schlich. Für die rauhen Niederländer

war

war Leicester, der der wohlriechenden Wasser selbst bey der Armee, und auf der Flotte, nicht entbehren konnte, zu weichlich; er war ihnen zu eitel, indem er, auf Rang und Vorrechte stolz, den Vicekönig zu auffallend spielte. Die niederländischen Herren klagten über ihn bey der Königin Elisabeth so sehr, daß ihn diese (1587 Dec.) zurückrief. Die Händel zwischen ihm, und den Ständen der in der Union begriffenen Provinzen, hatten auf die Einrichtung ihrer Verfassung einen sehr wesentlichen Einfluß. Die Provinzialstände wollten sich ihre Souverainetätsrechte nicht entreissen lassen; sie übten sie durch ihre Bevollmächtigten aus, die seit diesen Zeiten fast einen beständigen Congreß (die Generalstaaten) bildeten, der die wichtigsten Unionsangelegenheiten besorgte, und der Wirksamkeit des Staatsrathes engere Gränzen setzte. Diejenigen, welche die Bevolltigten zum Congresse schickten, waren aber blos die ritterschaftlichen Körper und die Stadtmagistrate, und da die letztern entweder vom Statthalter gewählt wurden, oder sich selbst wählten, so ward die Verfassung der vereinigten Niederlande eigentlich aristokratisch.

Wäh-

Während der Zeit, daß sich diese Verfassung entwickelte, daß die Händel zwischen Leicester und den Ständen der unirten Provinzen noch in vollem Gange waren, bewies sich der Herzog von Parma thätig genug, die katholischen Provinzen der spanischen Oberherrschaft zu unterwerfen. Er eroberte Tournay, Oudenaarde und Termonde; Ypern und Brügge ergaben sich ihm freywillig, und auch Gent mußte ihm endlich die Thore öffnen. Die demokratischen Unruhen waren hier wieder von neuen ausgebrochen. Imbiz hatte sich wieder zum Oberhaupte empor gehoben; aber er ließ sich mit dem Herzoge von Parma in ein Einverständniß ein, ihm die Stadt zu verrathen. Dies zog ihm das Schicksal zu, hingerichtet zu werden. Ryhow starb in Holland an der Raserey. Gent, die Stadt, die sie dem Untergange nahe gebracht hatten, wurde indessen (1584 Sept.) durch den Hunger zur Uebergabe gezwungen, und fast ganz Flandern befand sich nun wieder in spanischer Gewalt. Eben so wurde auch Brabant allmählig wieder erobert. Brüssel,

Mecheln

Mecheln und andre Städte desselben mußten spanische Besatzung einnehmen; aber Antwerpen wehrte sich so standhaft, daß von dessen Eroberung endlich das Schicksal der sämmtlichen Niederlande abzuhängen schien. Um so größer war der Eifer und die Standhaftigkeit des Herzogs von Parma, sich dieser Stadt zu bemächtigen. Die Belagerung derselben gehört zu den merkwürdigsten des ganzen sechszehnten Jahrhunderts.

Antwerpen wurde vortrefflich vertheidigt. Zu seiner Besatzung gehörten fast alle guten Kriegsleute der vereinigten Provinzen. Ihr Oberbefehlshaber war Philipp von Marnix, Herr von St. Adelgonde, eben derjenige, in dessen Hause der erste Compromiß geschlossen worden war. Seeland schickte Schiffe, Holland Fußvolk. So fest und so wohlvertheidigt aber Antwerpen war; so ließ sich der Herzog von Parma doch durch keine Vorstellungen von der Belagerung derselben abhalten. Die Aussicht auf die herrliche in dieser Stadt befindlichen Beute war ihm, zur Besänftigung seiner nicht bezahlten Soldaten, ganz unentbehrlich.

Ant-

Antwerpen wurde so, wie ehedem Tyrus, belagert. Auf zusammen geketteten, an Ankern befestigten, und mit Pfählen umgebenen Schiffen, bildete sich eine Brücke, oder ein 2400 Schuhe langer Damm, der an jedem Ende mit einer festen Redoute, gegen Antwerpen und gegen das Meer zu, aber mit schwebenden Aussenwerken gedeckt, und durch Balken, und mit Eisen beschlagene Pfähle, befestigt war. Das ganze Gebäude war so schwebend, daß es mit der Fluth und Ebbe stieg und fiel. Parma selbst hatte den Plan zu demselben gemacht; aber er kostete ungeheures Geld und ungeheure Arbeit, bis es (1585 Febr.) fertig wurde. Durch diesen schwimmenden Damm wurde aber auch die Mündung des Hafens von Antwerpen ganz gesperrt. Ihn zu zerstören, bothen die besten Köpfe in der Stadt ihren ganzen Erfindungsgeist auf. Der italienische Ingenieur Genibelli setzte 4 Brandschiffe gegen denselben in Bewegung; aber nur eins derselben näherte sich dem Damme bis zur Wirksamkeit. Der Schade, den diese soge-

nannte

nannte höllische Maschiene demselben zufügte, war erschrecklich groß; aber er wurde dennoch wieder ausgebessert. Da nun der Versuch der Antwerpener, den Damm von Cauvenstein durchzustechen, so unglücklich ausfiel, daß er mehr als 2000 Menschen das Leben kostete; da der Mangel an Lebens- und Kriegsbedürfnissen sich immer drückender zeigte; da die Uneinigkeit zwischen den katholischen und reformirten Einwohnern sich immer lebhafter äusserte, so mußten die Häupter der Stadt (am 17. Aug.) endlich in die Uebergabe willigen. So giengen die zehn südlichen, oder die katholischen, Provinzen der Niederlande für die Union ganz verlohren.

Für die Befestigung der nordlichen Union wirkten aber manche günstige Umstände. Parma begieng, oder Philipp II ließ ihn den unpolitischen Fehler begehen, die Schelde nicht wieder zu öffnen. Schiffahrt und Handel zogen sich nun auf Jahrhunderte hinaus von Antwerpen hinweg; sie zogen sich nach Amsterdam, wo (seit 1586 und 1587) schon jährlich über 800

800 befrachtete Schiffe einliefen; wo schon über 100 große Kriegsschiffe die Vertheidigung der Kauffahrer und andrer Schiffe übernahmen; wo schon 24000 Mann gute Landsoldaten, und ein großer Artilleriezug, der Provinz Holland ein furchtbares Ansehn gaben. Mit der Zahl ihrer Bürger, welche Flüchtlinge aus den südlichen Niederlanden tausendweise vermehrten, wuchs der Haß gegen die Spanier, wuchs die Liebe zur Freyheit, und zur Unabhängigkeit. Die Hansestädter, die italienischen und andre Kaufleute, verpflanzten, über ihren großen zu Antwerpen erlittenen Verlust erbittert, ihre Niederlagen nach Amsterdam. Seit der Sperrung der Schelde zog sich die Fischerey nach Holland, und die Manufakturen wanderten nach England. Aber der Handel der Holländer wurde immer ergiebiger, und in eben dem Verhältnisse wuchs auch ihr Vermögen, wuchs auch ihre Macht.

Die spanische Macht, die ihre Freyheit bekämpfen sollte, wurde hingegen von Philipp II unpolitisch getheilt. Er bekriegte und

und vertilgte seine maurischen Unterthanen in Granada; er both den größten Theil seiner Kräfte auf, um den Untergang der ihm so verhaßten Elisabeth zu beschleunigen; er half die Reformirten in Frankreich bekriegen.

Funf-

Funfzehntes Kapitel.

Philipp II verfolgt die Moriscos, und läßt den Don Carlos hinrichten. Portugal wird eine spanische Provinz. Trauriges Schicksal der unuberwindlichen Flotte.

Philipp II verband mit dem Eigensinne eines mittelmäßigen, von Vorurtheilen verblendeten Kopfes, eine eiserne, unvernünftige Herrschsucht, die alle seine Plane vereiteln half. Es giebt nicht leicht ein überzeugenderes Beyspiel von einem Regenten, der alles mit Starrsinn durchsetzen wollte, und doch so wenig mit glücklichem Erfolge durchsetzte. Das, was ihm noch am meisten gelang, war die Unterdrückung der Moriskos, die ihm, zum Besten seines

Staa-

Staates, nicht hätte gelingen sollen. Die Moriskos, oder die maurischen Bewohner von Granada *), besonders von dem zwischen Granada und Ameria sich ausdehnenden Gebirge, die Alpujarren genennt, fühlten eine so unüberwindliche Abneigung gegen das Christenthum, daß sie sich nicht entschließen konnten, die mohamedanische Religion gegen dasselbe zu vertauschen. Viele von denselben wanderten daher lieber über das Meer nach Afrika. Die zurückgebliebenen genossen 50 Jahre hindurch einer ziemlich ungestörten Ruhe, bis Philipp II (1559) aus den Niederlanden nach Spanien zurückkam, und den Verfolgungseifer der Geistlichkeit von neuen belebte. Guerrero, der Erzbischof von Granada, hatte keine große Mühe, den bigotten Philipp gegen die Mauren zum Unwillen zu reitzen. Sie stellten sich, behauptete er, nur äusserlich als Christen an; in ihrem Innern wären sie aber dem mohamedanischen Glauben eben noch so wie ehedem ergeben; auch unterhielten sie mit den Türken und Corsaren

*) Theil IX, S. 264.

saren in Afrika ein verrätherisches Einverständniß; sie verkauften denselben die Kinder der Christen als Sclaven, oder ließen sie von ihnen in der mohamedanischen Religion erziehen. Die Unruhe, in welche Philipp durch diese Anklagen versetzt wurde, bewirkte, daß er die Mauren durch einige castilianische Regimenter entwaffnen ließ. Aber die Mauren hatten einen großen Theil ihrer Waffen glücklich zu verbergen gewußt, und bald erschien die Zeit, wo sie von diesen Waffen zur Vertheidigung ihrer Religion, und ihrer Freyheit, Gebrauch machten.

Die Inquisitoren klagten bey dem Philipp über die größere Abneigung, welche die Mauren gegen das Christenthum äusserten. Sie stellten ihm die Nothwendigkeit wirksamerer Maßregeln vor. Einer der Prälaten, die Philipp in dieser Sache zu Rathe zog, gab ihm den bedeutenden Wink: „je weniger Feinde, je besser!“ Philipps Entschluß, eben sowohl die heimlichen, als die öffentlichen Mohamedaner auszurotten, war nun ganz fest. Auf den Rath

Rath einer geistlichen Commission, die er dieser Sache wegen niedergesetzt hatte, verordnete er (1568) durch ein besonderes Edict, bey Todesstrafe: die Mauren sollten von jetzt an ihre Muttersprache, ihre Nationaltracht, und ihre Sitten und Gebräuche gegen die castilianischen vertauschen; sie sollten sich auch fernerhin keiner maurischen Nahmen, keiner bey den Verehrern Mohameds gewöhnlichen Denksprüche, keiner Bäder bedienen; ihre Weiber sollten den Schleyer ablegen; sie sollten, ohne Erlaubniß der Pfarrers, nicht heyrathen dürfen u. s. w. Philipp und seine Inquisitoren wollten also aus den Mauren schlechterdings Castilianer machen. Vergeblich waren alle Bitten, alle Vorstellungen der Mauren, ungeachtet sie der Kanzler von Granada Deza, von mehrern Großen begleitet, dem Könige selbst überreichte. Die Vornehmsten unter den Mauren fühlten nun die Nothwendigkeit, auf ihre Vertheidigung zu denken, und sowohl bey den Staaten in der Berberey, als von Constantinopel, sich Hülfe auszubitten. Aber alles, was sie erhielten, bestand aus einigen hundert Türken, und einem nicht sehr gro-

ßen

ßen Vorrathe von Munition. Desto lebhafter waren ihre eignen Kriegsanstalten. In kurzer Zeit befanden sich alle Einwohner der Alpujarren unter den Waffen. Um das Selbstvertrauen der maurischen Nation zu erhöhen, hielten es ihre Häupter für rathsam, ihr wieder einen König zu geben. Ihre Wahl fiel auf den Edlen Valor, einen Abkömmling ihrer alten Königsfamilie, der den Nahmen Aben-Humeya annahm. Modejar, der Oberbefehlshaber der castilianischen Truppen in Granada, hielt bey seinem Könige um Verstärkung an; aber der mit demselben uneinige Kanzler stellte die Gefahr dem Monarchen so unbedeutend vor, daß der Marsch des neuen Kriegsvolkes nicht übereilt wurde. Indessen gewannen die Großen der Mauren Zeit, alle ihre Landsleute aufzubiethen. Diese erlaubten sich nun manche Gewaltthätigkeiten gegen die christlichen Bewohner von Granada; sie verwandelten ihre Kirchen in Moscheen, und ermordeten die Priester, und andre Christen. Die Kriegsmacht, die Aben-Humeya aufstellte, war aber doch nicht hinlänglich, um den castilianischen

Trup-

Truppen unter Mondejar lange Widerstand zu thun. Aben-Humeya mußte sich, mit dem Ueberreste seines Heeres, in den unzugänglichsten Theil der Alpujarren flüchten, und Mondejar, der den Krieg schon geendigt glaubte, bath um die Zurückberufung eines Theiles der Truppen, und um eine schonendere Behandlung der Mauren; aber diejenigen, die Philippen umgaben, riethen ihm, aus feindseligen Gesinnungen gegen den Mondejar, zu dem Befehle, alle Gefangne über 11 Jahren als Sclaven zu verkaufen. Zu diesem empörenden Verfahren gegen die Mauren gesellte sich nun noch das zuchtlose Benehmen der castilianischen Soldaten. Diese hatten schon so lange keinen Sold bekommen, daß sich ihre Unzufriedenheit endlich sehr lebhaft äusserte; daß Kriegszucht, daß Ansehn des Generals nun gar nichts mehr bey ihnen galt. Sie plünderten und mordeten, und schleppten viele Mauren als Sclaven fort. Aus Verzweiflung, aus Rachsucht, griffen die Mauren nun von neuen zu dem Waffen. Sie schlossen sich an Aben-Humeya von neuen wieder an. Ihren Muth belebten

400 Türken, belebte die Hoffnung, daß eine große Flotte und Armee bald nachkommen würde. Des Mondejar Feinde versäumten es nicht, den neuen Aufruhr der Mauren der Schuld desselben beyzumessen. Philipp vertraute daher die Armee, durch die er die Vernichtung derselben vollenden wollte, seinem Brudersohne, dem erst 22 Jahre alten Johann von Oestreich, an. Dieser drang, nebst verschiedenen andern Feldherren, unter welchen sich auch Requesenz befand, zugleich von verschiedenen Seiten, so glücklich in die Alpujarren ein, daß die Mauren sich bald ohne alle Rettung fühlten, daß sie in der Verzweiflung nicht allein den Aben-Humeya, sondern auch einen Nachfolger desselben, ermordeten. Das Schicksal, dem sie die Castilianer mit erbitterter Rachsucht unterwarfen, war traurig. Diejenigen, die in den Ebenen von Granada wohnten, wurden so ohne Barmherzigkeit geschlachtet, daß in manchen Bezirken alles sterben mußte. Andere, die an der Empörung keinen Antheil genommen hatten, wurden in die innern Provinzen Spaniens versetzt, um sie daselbst ungehinderter mißhandeln zu können.

Wie konnte man aber von dem tyrannisch-strengen Philipp ein schonendes Verfahren gegen die ungläubigen Mauren erwarten, da er gegen seinen leiblichen Sohn alle väterliche Zärtlichkeit verleugnete! Dieser Sohn, Don Carlos, heftig und ungestüm, und mehr Herrschsucht als Regierungsanlagen besitzend, fand sich sehr gekränkt, daß sein Vater ihn von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausschloß, daß er ihn noch überdieß mit kalter Zurückhaltung behandelte. Carlos rächte sich deswegen durch unvorsichtigen Tadel der Regierung seines Vaters, besonders der niederländischen, und er warf auf den Herzog von Alba, das vornehmste Werkzeug derselben, einen so unversöhnlichen Haß, daß er, wie man sagte, auf dessen Leben einen Anschlag gemacht hatte. Endlich entwarf er, vielleicht von einigen niederländischen Herren aufgemuntert, den Plan, seinem Vater die Herrschaft über die Niederlande, die er nicht mehr behaupten konnte, zu entreissen, um sie desto sicherer für sich zu behalten. Aber sein Plan wurde dem Vater verrathen. Dieser begab sich, nachdem er vorher, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, die

die Inquisitoren um Rath gefragt hatte, von einigen Ministern, und der Leibwache, begleitet, um Mitternacht, in das Zimmer seines Sohnes, warf ihm sein verrätherisches Benehmen vor, und kündigte ihn die väterliche Züchtigung an. Alle Bedienten mußten sich hierauf entfernen. Philipp befahl nun dem Prinzen, ein dunkles Kleid anzuziehen; er befahl seiner Garde, ihn in seinem Zimmer genau zu bewachen. Dem Don Carlos war dieser Zustand so unerträglich, daß er mehr als einmahl um die schnelle Endigung seines Lebens bath; daß er sich mit seinem ganzen Körper in das Caminfeuer warf, von welchem ihn nur die Wache rettete; daß er, vor Verzweiflung und Schmerz fast wahnsinnig, erst ganze Tage hindurch fastete, dann wieder heißhungrig alles verschluckte. Alle Vorstellungen, die man seines Schicksals wegen, bey dem harten Vater wagte, waren vergeblich. Dieser ließ ihm vielmehr, nach dem Urtheile der Inquisition zu Madrid (1568 Febr.) den Kopf abschlagen, und diesen Kopf sah, noch in unsern Zeiten, die jetzige Königin von Spanien, die sich seinen Sarg öffnen ließ, zu dessen Füßen liegen.

 Phi-

Philipps II unbarmherzige Denkart beweiset auch sein Verfahren gegen den Antonio Perez. Dieser diente ihm in seinem Liebeshandel mit Anna Mendoza, Prinzessin von Eboli, die jedoch den Herrn endlich weniger liebenswürdig, als den Diener, fand. Das zärtliche Verhältniß zwischen der Mendoza und dem Perez dauerte so lange fort, bis es dem Philipp durch den Escovedo, Johanns von Oestreich Freund und Vertrauten, verrathen wurde. Dieser bath, im Nahmen des Prinzen, den König, daß er die spanischen und italienischen Truppen aus den Niederlanden zurückberufen möchte. Perez wiederrieth dieß dem Philipp, und aus Rache wurde Escovedo dessen Verräther. Philipp warf nun auf den Perez einen unversöhnlichen Haß; aber eben so sehr haßte er den Escovedo, den er für den vornehmsten Theilnehmer an Johanns herrschsüchtigen Entwürfen hielt. Seine grausame List bereitete dem einen durch den andern seinen Untergang. Perez bekam von ihm (1578) den Auftrag, den Escovedo ermorden zu lassen, und nun ließ er, eben dieses Mordes wegen, den Perez von der Wittwe und den Kindern des Esco-

Escovedo in Klage nehmen. Durch einige Briefe, die er an ihn schrieb, und durch das Versprechen, daß der Proceß bald aufhören sollte, bewog er ihn, den von ihm erhaltenen Auftrag zu verschweigen. Auch ließ er den Proceß wirklich unterbrechen, und Perez bekam sogar wieder einen Theil seiner Aemter. Eben diese aber gaben dem Philipp Gelegenheit, ihn in der Folge der Untreue zu beschuldigen, und ihm, ausser der Gefangenschaft in Ketten, eine Strafe von 30000 Ducaten aufzulegen. Durch das Anerbiethen der Freyheit wurde Perez verleitet, einige von den Papieren, welche Philipps Auftrag bewiesen, an denselben auszuliefern. Dieser ließ hierauf den Proceß gegen ihn von neuem angehen. Perez entwischte; aber er wurde eingeholt, und nach Saragossa gebracht. Hier berief er sich auf die Vorrechte der Aragonier, nach welchen diese blos von ihrem Justiza gerichtet werden durften. Ein königlicher Officier holte ihn jedoch aus dem Gefängnisse der Justiza heraus, und als er, vom Volke befreyt, vom Vicekönige mit Gewalt in den Kerker der Inquisition geschleppt worden war, flüchtete er, vom Volke aber-mahls

mahls in Freyheit gesetzt, nach Frankreich. Philipp ließ nun Truppen in Aragonien einrücken. Den Aragoniern, die ihre Freyheit vertheidigen wollten, fehlte es an einem Anführer; sie wurden daher bald überwältigt. Philipp opferte nun die Mitglieder des Justiza, und einige andre Große, seiner Rache auf; doch ließ er die Rechte, und die Verfassung Aragoniens, ungekränkt.

Während daß Philipp II den tyrannischen Monarchen spielte, während daß er sich in Gefahr befand, die Niederlande zu verlieren, hatte er die Freude, seine Macht durch alle Länder des Königreichs Portugal vergrößert zu sehen. Johann II, unter dessen Regierung die Portugiesen ihre Besitzungen in Ostindien immer weiter ausdehnten, suchte seine Macht auch in Europa höher zu heben. Dieß fühlte vornehmlich der Adel seines Königreichs, dem er den Besitz ehemahliger Krongüther, dem er die peinliche Gerichtbarkeit, nicht ferner gestatten wollte. Der Adel, dessen Oberhaupt Johanns eigner Vetter, der Herzog von Viseo war, verschwor sich (1483) gegen das Leben eines Königes, der ihn mit so

so ungerechtem Eigennutze behandelte. Johann befand sich in großer Gefahr, ermordet zu werden; er rettete sich jedoch durch seine Entschlossenheit. Er ließ unvermuthet in einer Nacht den Herzog zu sich rufen. „Vetter“ sagte er zu ihm „wenn jemand den Vorsatz gefaßt hätte, euch zu ermorden, was würdet ihr wohl thun?“ „ich würde“ sagte der Herzog mit einiger Bestürzung „ihm zuvorzukommen suchen.“ „Nun“ sagte der König zu ihm, indem er ihm seinen Dolch durch den Leib stieß „hast du dir also dein Urtheil selbst gesprochen!“ Johann ließ hierauf zwey von seinen Dienern als Zeugen abhören, und sich selbst gerichtlich vernehmen, um seiner That durch den Ausspruch eines Tribunals, welches den getödteten Herzog und seine Anhänger für eine Rotte von Hochverräthern erklärte, ein rechtmäßiges Ansehn zu geben. Johann, der auf diese Art sein eignes Leben rettete, hatte das traurige Schicksal, daß sein einziger Thronerbe, der Prinz Alfons, durch einen Sturz vom Pferde dem Tode überliefert wurde. Die Krone fiel daher (1495) an seinen Bruderssohn Emanuel, der die Provinzen der portu-

tugiesischen Monarchie durch neue Besitzungen in Afrika und Amerika vermehrte *). Unter Johann III (1521-1557) machten die Portugiesen in Ostindien mehr Entdeckungen, als Eroberungen. In diesem Zeitraume wurden die höchsten Reichscollegia und Reichsgerichte in Portugal angeordnet; auch vereinigte man das Großmeisterthum aller portugiesischen Ritterorden auf ewig mit der Krone. Da Johanns III Enkel und Nachfolger Sebastian erst 3 Jahre alt war, so übernahm dessen Oheim, der Cardinal Heinrich, die vormundschaftliche Regierung, und die Aufsicht über dessen Erziehung, die, von schwärmerischen Geistlichen besorgt, ihn zum schwärmerischen Krieger machte. Eben diese Schwärmerey aber zog ihm den Untergang, und seinem Reiche das Schicksal zu, eine spanische Provinz zu werden. Er faßte den für die Kräfte seines Staates abentheuerlichen Entschluß, sich eines maroccanischen Prinzen gegen den andern anzunehmen, und dem von Muley Molok vertriebenen Muley Mahomed beyzustehen. Philipp II von Spanien, den er um seinen Beystand ersuchte, versagte ihm

*) Theil IX, S. 179.

ihm entweder denselben, oder er erfüllte wenigstens sein Versprechen nicht ganz. Sebastian wagte nun die Unternehmung allein. Zu seinen 10000 Portugiesen kamen 3000 Deutsche, die ihm Wilhelm von Oranien schickte, 2000 Castilianer, und 600 Italiener, nebst einer beträchtlichen Zahl von Freywilligen. Mit diesem Kriegsvolke gieng er (1578 um Johannistag) unter Seegel. Bey Alcassarquivir kam es (4. Aug.) zu einer entscheidenden Schlacht. Sebastians 16000 Mann, unter welchen sich nur 2000 Reiter befanden, konnten der 40000 Mann starken Cavallerie des Muley Molok endlich keinen Widerstand thun. Sebastian focht mit ausserordentlicher Tapferkeit; aber er fiel, nachdem schon 3 Pferde unter ihm getödtet worden wären. Sein Schicksal theilten gegen 12000 andre Christen.

Jetzt war Sebastians Vormund, der alte, kränkliche Cardinal Heinrich, der nächste zum Throne. Dieser war, während seiner kurzen Regierung, hauptsächlich mit den Anordnungen wegen eines Nachfolgers beschäfftigt. Auf das Glück der portugiesischen Krone mach-

machten der Maltheserprior Anton von Crato, ein angeblicher ehelicher Sohn des ältesten Bruders Johanns III, die Herzogin von Braganza, Tochter des jüngsten Bruders Johanns III, und Philipp II von Spanien, der Sohn der ältesten Schwester Johanns III, Anspruch. Als die portugiesischen Stände eben Anstalten machten, den künftigen Besitzer ihres Thrones, durch eine ordentliche Wahl, zu bestimmen, starb Heinrich (1580 am 31. Jan.). Philipps General, der Herzog von Alba, rückte sogleich mit einem Heere von 24000 Mann ein, und gegen diese Macht konnte Anton von Crato, selbst von den Engländern unterstützt, seine Thronrechte nicht geltend machen. So wurde Philipp II Herr der portugiesischen Länder in Europa, und in andern Erdtheilen. Den Zuwachs der Staatskräfte, der ihm diese verschafften, brauchte er nun zur Ausrüstung einer großen gegen die Elisabeth bestimmten Flotte. Elisabeth hatte seit einiger Zeit dem Philipp manchen Schaden, manche Kränkung zugefügt. Sie hatte die niederländischen Provinzen mit Truppen und Geld unterstützt; sie hatte ihnen den Grafen von Leicester geschickt;

ihr Admiral Franz Drake hatte (1581) St. Domingo, Karthagena, und andere spanischen Besitzungen, geplündert. Um sich zu rächen, beredete Philipp II den König Jacob von Schottland, sich mit ihm gegen die Elisabeth zu verbinden. Sie wollten die Eroberungen theilen. Jacob sollte Philipps Tochter, die Infantin Isabella, zur Gemahlin bekommen. Sein künftiger Schwiegervater schickte ihm viele katholische Priester, und spanische Emissarien, um die Schottländer gegen England zur Feindschaft zu reitzen. Schon bildete sich in Schottland eine spanische Parthey. Aber die Klugheit der Elisabeth siegte auch hier. Sie gewann den König Jacob durch das feyerliche Versprechen, sein Recht auf England anzuerkennen, ihm einen großen Jahrgehalt auszuzahlen, und ihn an der Regierung Antheil nehmen zu lassen. Jacob erklärte sich hierauf bereit, mit ihr vereinigt, den Feinden des protestantischen Glaubens standhaft Widerstand zu thun. Drake schiffte hierauf (1586) mit 30 Schiffen aus, um die spanische Seemacht überall, wo sie ihm vorkommen würde, zu vernichten. Er verbrennte zu

zu Cadix über hundert mit Munition und Seegeräthe beladene Schiffe; er eroberte das Castell bey dem Vorgebirge St. Vincent; er bedrohete Lissabon, damahls die wichtigste Stadt der spanischen Monarchie; er besuchte die azorischen Inseln. Um eben diese Zeit brandschatzte Cavendish, ein englischer Edelmann, der auf eigne Kosten 3 Schiffe ausgerüstet hatte, die Küsten von Peru, Chili, Mexico; auch nahm er den Spaniern 19 Schiffe weg. Den Aerger, den Philipp darüber empfand, vermehrte noch des Cavendish triumphirender Einzug zu London.

Philipp fühlte es jetzt immer inniger, daß Elisabeth darauf ausgieng, seine Seemacht zu zerstören; daß ihm, so lange die Kräfte derselben nicht vernichtet wären, die Wiedereroberung der Niederlande nicht gelingen würde. Er beschloß daher die ganze Macht seiner großen Monarchie aufzubiethen, um die ihm so verhaßte Elisabeth ihrem Untergange nahe zu bringen. Die Ausführung seines Planes schien nicht sehr schwer, weil es der Elisabeth an

Festun-

Festungen und an Soldaten fehlte; weil ihre Seemacht mit der spanischen noch gar keine Vergleichung aushielt. Die Anzahl aller Kriegsschiffe, welche England damahls aufzubringen im Stande war, belief sich nicht höher, als auf 28, und die größten unter denselben waren den jetzigen Fregatten ähnlich. Der Matrosen zählte man nicht mehr, als etwa 14000. Gegen diese unbedeutende Flotte rüstete Philipp II eine ungeheure Seemacht aus, die aus 130 Kriegs- und 30 Transportschiffen bestand. Es befanden sich auf derselben 8456 Seeleute, 2038 Galeerensclaven, und 20000 Mann Landsoldaten. Die Zahl ihrer großen, metallnen Kanonen, belief sich auf 2630, und sie war mit allen Bedürfnissen auf 6 Monathe hinlänglich versorgt. Ihren Angriff auf England sollte der Herzog von Parma durch seine brave Armee von 34000 Mann, die man auf flachen Böten übersetzen wollte, verstärken helfen. Die Ausrüstung dieser Flotte kostete auf 60 Millionen Thaler.

Es schien unmöglich, daß England dieser großen Macht würde Widerstand leisten können.

nen. Aber schon damahls zeichnete sich die englische Nation durch den Patriotismus aus, den man seit dieser Zeit so manchmahl als einen der edelsten Züge ihres Nationalcharakters bewundert hat. Unter den Seestädten, die Elisabeth zur Hülfe aufgerufen hatte, entstand ein lebhafter Wetteifer, Schiffe auszurüsten. Die Stadt London lieferte 30, die doppelte Zahl von dem, wozu sie sich verbindlich gemacht hatte. Der Adel stellte allein 43 Schiff.. Das hierzu nöthige Geld wurde mit großer Bereitwilligkeit hergeschossen. Es versammelten sich Vertheidiger des Vaterlandes in großer Anzahl; 20000 derselben bewachten die Küsten, und 23000 die Hauptstadt. Die Hauptarmee, bey welcher sich Elisabeth aufhielt, zählte 36000 Mann. Dieß that die englische Nation für die Elisabeth, die sonst von niemand unterstützt ward; Schweden konnte nicht helfen, und Dänemark glaubte, nebst den Hansestädten, schon genug gethan zu haben, als es die für Philippen gemietheten und gekauften Schiffe zurückhielt.

Aber

Aber Elisabeth bewies auch damahls einen Muth, eine Thätigkeit, die des größten Helden würdig war. Sie both, indem sie die Linien der Armee selbst durchritt, alle ihre Beredtsamkeit auf, um ihren Unterthanen die spanische Herrschaft, und den spanischen Ketzereifer, recht schrecklich abzumahlen, um sie für Religion und Vaterland zu begeistern. Wie sehr mußte nicht ihre Erklärung, daß sie der Vertheidigung derselben ihr Leben aufzuopfern bereit wäre, die Kampfbegierde ihrer Streiter erhöhen! Selbst die katholischen Bewohner Englands wurden, durch ihr kluges Benehmen, zur eifrigsten Vertheidigung des Vaterlandes aufgefordert.

Doch alles vereinigte sich auch, um den glücklichen Erfolg der ungeheuern Unternehmung des stolzen und rachsüchtigen Philipps II zu vereiteln. Als die Flotte (1588) aus dem Hafen von Lissabon auslaufen wollte, starb der Oberadmiral Santa Croce, ein sehr erfahrner Seeofficier. Den zunächst auf ihn folgenden Admiral, den Herzog von Paliano, traf einige Tage hernach eben das

Schick-

Schicksal. Der Oberbefehl über die Flotte kam nun an den Herzog von Medina Sidonia, einem mit dem Seewesen ganz unbekannten Officier. Durch diese unerwartete Veränderung der Oberbefehlshaber, wurde auch das Auslaufen der Flotte (bis zum 20ten May) verzögert. Und nun befand sie sich kaum einen Tag in der See, als ein entsetzlicher Sturm viele Schiffe versenkte, oder sehr beschädigte. Nun giengen sechs Wochen hin, ehe die Flotte wieder ausgebessert war. Sie sollte längs der französischen Küste hinseegeln, bey Flandern sich mit der Armee des Herzogs von Parma vereinigen, und von da sogleich nach der Themse übersetzen. Aber auch dieser Plan wurde durch mancherley Zufälle vereitelt. Medina Sidonia wollte hierauf die englische Flotte unter dem Lord Effingham in dem Hafen zu Plymouth vernichten; aber Effingham gewann, durch einen schottischen Seeräuber gewarnt, noch Zeit, sich aus dem Hafen herauszuziehen. Die spanische Flotte bildete nun um die englische einen Halbzirkel von anderthalb geographischen Meilen. Effingham vermied sehr vorsichtig das nahe Ge-

Gefecht mit den großen spanischen Schiffen, und feuerte blos aus der Ferne auf dieselben; dennoch wurden einige spanische Schiffe so beschädigt, daß der Viceadmiral Drake sich derselben bemächtigen konnte. Medina Sidonia zog sich nun nach Flandern zurück. Die durch Privatschiffe bis auf 140 Seegel verstärkte englische Flotte folgte ihm nach. Während daß Medina Sidonia die Armee des Herzogs von Parma erwartete, schlichen sich acht kleine, mit brennbaren Materialien angefüllte, englische Schiffe unter die spanische Flotte. Die spanischen Capitäne geriethen dadurch so ausser aller Fassung, daß sie die Ankertaue kappten, und in der größten Unordnung davon seegelten. Jetzt wurden sie von den Engländern, welche Wind und Fluth, so wie ihre Bekanntschaft mit der Küste begünstigte, so nachdrücklich angegriffen, daß viele Schiffe beschädigt, und 12 genommen, oder in Grund gebohrt wurden. Die Spanier wehrten sich indessen mit ausgezeichneter Tapferkeit; doch hatten sie es blos einer Uebereilung des Admirals Drake zu danken, wenn Effinghams Plan, ihre ganze Flotte zu vernichten, ihm nicht gelang. In-

Indessen war doch schon ein großer Theil derselben zu Grunde gerichtet, und die Spanier hatten blos ein einziges kleines Schiff der Engländer erobert.

Der Herzog von Parma wollte einer so unglücklichen Flotte seine schöne Armee nicht anvertrauen. Jeder Versuch einer Landung unterblieb daher. Auch trat Medina Sidonia, um Schottland herum, den Rückweg nach Spanien an, den Furcht vor den Engländern und vor widrigen Winden beschleunigten. Die Engländer theilten nun ihre Flotte. Der Admiral Seymour beobachtete, in Verbindung mit den Holländern, den Herzog von Parma, während daß Essingham den Spaniern unausgesetzt nachfolgte. Medina Sidonia gerieth dadurch in eine solche Verlegenheit, daß ihn nur sein Beichtvater abhielt, sich den Engländern zu ergeben. Diese mußten aus Mangel an Munition ihre Jagd endlich aufgeben. Nun wurden aber die Spanier, bey den Orkney's-Inseln, von einem schrecklichen Sturme verfolgt, der ihre Schiffe von den Ankern riß, und eins derselben gegen das andre schleuderte.

Selbst Maulthiere und Pferde mußten über den Bord geworfen werden. Die mit diesem Meere unbekannten spanischen Seeleute fühlten sich unfähig, ihre großen, unbehülflichen Schiffe zu regieren. Viele von denselben löseten sich an den Küsten von Schottland und Irland in Trümmern auf. Medina Sidonia langte endlich, mit einem Theile dieser Flotte, in einem elenden Zustande bey Biscaya an. Nach der Einfahrt in den Hafen von St. Sebastian, wurden noch zwey der größten Schiffe vom Feuer verzehrt. Die meisten geretteten Officiere starben an den Folgen der ausgestandenen Mühseligkeiten. Dieß war das Schicksal einer Flotte, die man die unüberwindliche nennte! Philipp II dankte dem Höchsten auf den Knieen, daß das Unglück nicht noch größer war. Auch beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß er seine Flotte freylich nicht gegen Sturmwinde ausgeschickt habe. In ganz Spanien wurde, ein Dankfest gefeyert, während daß alle angesehenen Familien des Reiches sich in Trauer befanden; doch schränkte Philipp die Trauerzeit auf 1 Monath ein.

In England, wo man über das Schicksal der unüberwindlichen Flotte auf Schaumünzen spottete, war das Vertrauen auf die Seemacht so stark geworden, daß die Nation das heftigste Verlangen fühlte, den Krieg gegen Spanien fortzusetzen. Schon damahls war Portugals Schicksal den Engländern gar nicht gleichgültig. Sie wünschten es von Spanien wieder getrennt zu sehen, weil diese Trennung auch die Seemacht der Spanier vermindern mußte. Daher machten sie (1589) einen Versuch, den Prinzen Antonio auf den portugiesischen Thron zu heben. Englische Privatleute rüsteten in dieser Absicht eine Flotte mit 20000 Freywilligen aus, zu welcher Elisabeth nicht mehr als 6 Kriegsschiffe, und 60000 Pfund, hergab. Es fehlte aber dieser Flotte, die Drake commandirte; eben sowohl an Schiffen, als an Vorräthen. Sie konnte daher ihre Unternehmung nicht mit der gehörigen Geschwindigkeit ausführen. Nachdem sie erst bey Ferrol gelandet war, blieb sie bey einer zweyten Landung noch 12 Meilen von Lissabon. Die spanische Regierung gewann dadurch Zeit, Portugals Hauptstadt mit Truppen

pen zu besetzen, und die Portugiesen zu entwaffnen. Die Engländer konnten daher blos die Vorstädte besetzen. Da es ihnen an Munition, ja selbst an Kanonen, fehlte, so durfte es Drake nicht wagen, den Tajo hinaufzufahren. Krankheiten, theils durch Mühseeligkeiten, theils durch Unmäßigkeit erzeugt, nöthigten die Engländer zu einem schleunigen Abzuge, nachdem sie die Hälfte ihrer Soldaten und Matrosen verlohren hatten. Dieser Verlust wurde durch die Eroberung und Verbrennung von Vigo in Galizien keinesweges vergütet. Glücklicher als Drake war Cumberland, der bey den Terceras-Inseln (in der Nähe von Paraguay) einige spanische Schiffe wegnahm, von welchen aber das reichste, das auf 100000 Pfund St. werth war, nahe an der englischen Küste unterging. Effingham lauerte auf die spanischen aus Amerika kommenden Goldschiffe; Philipp II schickte ihnen aber 55 Kriegsschiffe entgegen, und Effingham wagte es mit seiner kleinen Flotte von 7 Schiffen nicht, der ungleich größern spanischen sich entgegen zu stellen; sein Viceadmiral Greenville hielt jedoch so lange Stand, bis

bis er sein Schiff nicht länger vertheidigen konnte. Die Schätze der Flotte von Havannah kamen nun zwar nicht in die Hände der Engländer; aber sie giengen dennoch für den König von Spanien verlohren, weil die durch die Furcht vor den Engländern in Westindien zurück gehaltene Flotte, durch die Stürme der schlimmen Jahrszeit, den größten Theil ihrer Schiffe einbüßte.

Die Engländer setzten aber den Seekrieg gegen die Spanier mit besonderm Eifer fort. Ihr Plan gieng hauptsachlich dahin, mit den Entdeckungen in der neuen Welt, die Eroberung spanischer Besitzungen zu verbinden. Drake und Hawkins seegelten daher (1597) mit 26 Schiffen, unter welchen sich nur 6 königliche befanden, nach dem spanischen Amerika. Sie wollten sich der Insel Portorico bemächtigen; sie wurden jedoch von den Spaniern, denen ihre Absicht verrathen worden war, nachdrücklich abgewiesen. Ihren Verlust vermehrten die Todesfälle von Hawkins und Drake, die sich kurz nach einander ereigneten. Ihre Flotte kehrte in einem schlechten Zustande nach

nach England zurück. Man gab nunmehr die Unternehmungen gegen Westindien auf; aber Philipps II neue Zurüstungen gegen England waren auch so drohend, daß Elisabeth dringende Ursache hatte, ihre Seemacht in Europa beysammen zu behalten.

Elisabeth wollte die Landung der Spanier nicht abwarten. Sie ließ, unter dem Befehle des Lords Howard (Effinghams), eine Flotte von 170 Schiffen, unter welchen sich 17 große befanden, mit 14000 See- und Landtruppen, deren Oberanführer der Graf von Essex war, in die See gehen. Er und Howard hatten der Ausrüstung dieser Flotte einen großen Theil ihres Vermögens gewidmet. Es stießen zu derselben noch 20 holländische Schiffe. Nun gieng der Lauf gerade nach Cadix, dem Mittelpunkte des spanischen Handel, einer mit den größten Reichthümern angefüllten Stadt, in deren Hafen ein Schiff das andre drängte. Eben sollten 36 derselben mit reicher Ladung nach Westindien abgehen, und kurz vorher waren 3 mit Gold belastete Gallionen aus Amerika angekommen. Hierzu kamen noch 61 andre große

große Schiffe. Diese Flotte zu zerstören, und diese Schätze zu erbeuten, war für die Engländer ein viel zu reitzendes Wagestück, als daß sie dasselbe nicht mit allem ihren Muthe, mit aller ihrer Tapferkeit, hätten ausführen sollen. Cadix wurde in wenig Stunden mit Sturm erobert und geplündert. Medina Sidonia befahl nun alle im Hafen befindlichen Schiffe zu verbrennen, damit sie nicht in die Gewalt der Engländer kommen möchten. Man berechnete den dadurch für Spanien erwachsenen Verlust auf 2 Millionen Ducaten. Essex wollte Cadix mit 400 Mann so lange vertheidigen, bis man ihm Hülfe schicken würde; seine Landsleute wünschten aber ihre kostbare Beute glücklich nach Hause zu bringen, und die ganze Flotte seegelte daher nach England zurück.

Doch Philipp ließ sich durch den großen Verlust, den er erlitten hatte, von seinen Zurüstungen in Ferrol nicht abhalten. Der Angriff sollte auf Irland geschehen. Essex bekam nun von der Elisabeth den Auftrag, mit einer Flotte von 120 Schiffen auch die Flotte von Ferrol zu vernichten; aber viele von

von seinen Schiffen wurden durch einen schrecklichen Sturm zerstört, oder zerstreut. Auch glückte dem Essex nicht der Plan, sich der reichen spanischen Silberflotte zu bemächtigen; nur 3 reich beladene Gallionen wurden eine Beute der Engländer. Wüthend geboth nun Philipp, daß alle noch übrigen Kriegsschiffe, unter dem Admirale Padilla, nach Irland gehen sollten. Aber schon bey dem Vorgebirge Finisterre überfiel die Spanier wieder so ein entsetzlicher Sturm, daß 40 Schiffe zerschmettert, und die übrigen zerstreut wurden. Auch eine neue Flotte, die Philipp ausrüstete, wurde von den Wellen halb zertrümmert. Da alle diese Seeunternehmungen, die auf den Untergang der Elisabeth berechnet waren, fehlschlugen, so nahm Philipp, um sein Rachgefühl zu befriedigen, zu Meuchelmördern seine Zuflucht. Zwey Engländer, welche die spanische Regierung in Flandern für 40000 Ducaten erkauft hatte, konnten, weil sie verrathen wurden, dem übernommenen Auftrage keine Gnüge leisten, und hatten das Schicksal, hingerichtet zu werden. Nun machte sich (1598) der portugiesische Jude, Rodrigo

Rodrigo Lopez, der Leibarzt der Elisabeth, für 50000 Ducaten verbindlich, seine Königin dem Philipp zu Gefallen zu vergiften. Aber auch dieser Plan wurde entdeckt, und Lopez starb am Galgen. Während nun Philipp II sich an der Elisabeth zu rächen wünschte, und der Befriedigung seines Wunsches die Kräfte seiner großen Monarchie aufopferte, half er auch die Protestanten in Frankreich bekämpfen, die mit ihren katholischen Mitbrüdern in einen eben so blutigen als langen Kampf gerathen waren.

Sechszehntes Kapitel.

Huguenottenkriege in Frankreich. Bartholomäusnacht. Heinrichs III Ermordung.

Die bürgerlichen Kriege zwischen den katholischen und den protestantischen Franzosen fiengen sich unter der Regierung Franz II an. Sein Vater, Heinrich II, büßte auf eine sonderbare Art sein Leben ein. Er feyerte, noch dem mit Philipp II geschlossenen Frieden, (1559 Jun.) das doppelte Vermählungsfest eben dieses Philipps und der Prinzessin Elisabeth, ingleichen des Herzogs von Savoyen und der Prinzessin Margrethe. Einen vorzüglichen Theil dieser Feyer machte ein Turnier aus. Schon hatte

Heinrich mit ausserordentlicher Geschicklichkeit mehr als eine Lanze gebrochen, als ein Splitter von der Lanze seines Gegners, des Grafen Montgommeri, ihn durch das Visier des Helms, tief über dem rechten Auge, in den Kopf traf, und diese Wunde war so tödtlich, daß er elf Tage hernach (am 10. Jul.) aus der Welt schied, nachdem er sein Leben nicht höher als auf 40 Jahre gebracht hatte. Von seiner Gemahlin Katharine von Medici, einer Prinzessin von vielen vorzüglichen Eigenschaften des Geistes, aber auch von einer ränkevollen Schlauheit, hinterließ er, ausser seinem ersten Nachfolger Franz II, noch zwey andre Söhne, die gleichfalls den Thron bestiegen haben, nehmlich Karl IX und Heinrich III. So sehr als er die Mütter derselben haßte, so zärtlich liebte er seine Maitresse, die Diana von Poitiers, die er nach dem Tode seines Vaters zur Herzogin von Valentinois erhoben hatte. Sie behauptete sich auch immer bey gleicher Gewalt über ihn, ob sie gleich seine ausserordentliche Ergebenheit für ihre Person durch nichts weniger, als durch ihre Treue, verdiente, ob sie gleich sich nicht ein-

mahl die Mühe gab, ihm ihre Untreue zu verbergen, so sehr auch Heinrich II einen Liebeshandel mit einem andern schönen Frauenzimmer vor ihr geheim zu halten suchte. Aber Diana war auch noch in ihrem siebzigsten Jahre so reitzend, daß man ihr kaum die Hälfte dieses Alters zutraute. Sowohl Diana als Katharine hatten ihre Parthey am Hofe, deren Wirksamkeit der schwache Heinrich II nicht zu verhindern wußte. An die Diana schlossen sich die reformirten Herren an, da die katholischen um die Katharine, als um ihren Mittelpunkt, sich versammelten. Zu diesen gehörte vornehmlich der Herzog von Lothringen, und sein Bruder, der Cardinal, aus dem Hause Guise, die Söhne eines jüngern Prinzen des lothringischen Hauses, Claudius, der zur Zeit Franz I sich erst mit einem Hofamte begnügte, aber hernach seine kleine Herrschaft Guise zu einem Herzogthume, und zu einer Pairie, erheben ließ. Ihr Nebenbuhler, der Prinz von Conde, stand daher an der Spitze der eben so unternehmenden und standhaften, als zahlreichen Parthey der Reformirten.

In

In dieser Lage befand sich der französische Hof, als die Krone dem funfzehnjährigen Franz II, der (seit 1558) mit der Marie Stuart vermählt war, zu Theil wurde, der, eben so schwach vom Geist als Körper, nur durch andre regieren konnte. Für seine herrschsüchtige Mutter Katharine war dieß ein sehr willkommner Umstand. Er verschaffte ihr die Gelegenheit, sich der Regierung zu mächtigen. Die Prinzen vom königlichen Hause Bourbon, welche auf die Theilnahme an derselben am meisten Anspruch machen konnten, waren der König Anton von Navarra, und dessen Bruder, der eben so rechtschaffne, als feurige und tapfere Prinz von Conde. Zu den vornehmsten Anhängern ihres Hauses gehörte der Admiral von Coligni, den sein Scharfsinn und seine Geistesgegenwart auszeichnete, und Conde's Schwiegervater, der Connetable von Montmorency. Zu den nächsten Verwandten des Königes mußten aber jetzt der Herzog Franz von Guise, und sein Bruder, der sogenannte Cardinal Karl von Lothringen, als die Oheime der Marie Stuart, gerechnet werden. Der Herzog behauptete als einer der größten Feld-

herren Frankreichs, der Cardinal, als das Oberhaupt der französischen Geistlichkeit, ein vorzügliches Ansehn. Der Herzog, durch so manchen seiner Klugheit und seinem Muthe zur Ehre gereichenden Feldzug berühmt, war unerschrocken, jeder Gefahr trotzend, aber nie die kalte Ueberlegung verlierend; stolz gegen alle diejenigen, die sich über ihn erheben wollten, aber so gütig und herablassend gegen den gemeinen Soldaten und Bürger, daß er von demselben allgemein geliebt wurde. Der katholischen Religion schien er nur deswegen eifrig ergeben, weil er durch dieselbe seine ehrgeitzigen Plane zu befördern hoffte. Sein schön gebildeter Körper verband Anmuth mit Würde. Sein Bruder der Cardinal arbeitete dem Ziele seines Ehrgeitzes durch Ränke der Pfaffenpolitik entgegen. Seinem gefühllosen Gewissen war kein Mittel zu feig, zu niedrig. Rachsüchtig, nach den Umständen bald stolz, bald kriechend, wirkte er durch seine seltene Beredtsamkeit, durch seinen gebildeten Geist. Man nennte ihn den Pabst diesseits der Alpen, so groß war die Menge der Bisthümer und Abteyen, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Aber die-

diesen Nahmen verdiente er auch schon als die vornehmste Stütze des katholischen Glaubens in Frankreich.

Als Heinrich II starb, befand sich der König Anton von Navarra, der, seines Landes wegen, über den Vergleich zu Chateau-Cambresis sehr unzufrieden war, entfernt vom Hofe, in Bearn, und er konnte nicht geschwinde genug herbeykommen. Den Connetable beschäfftigte man mit der Aufsicht über die Leichenbestattung Heinrichs II. Indessen vereinigten sich die lothringischen Herren mit der Königin Katharine über den Plan der Regierung. Der Herzog bekam die Stelle eines Oberkriegsbefehlshabers von Frankreich; der Cardinal wurde erster Minister. Die Herzogin von Valentinois mußte sich sogleich vom Hofe entfernen. Der Connetable wurde in den Ruhestand versetzt, und den muthvollen Prinzen von Conde schickte man als Gesandten nach den Niederlanden.

Eine solche Behandlung wollte sich Conde nicht gefallen lassen. Er vereinigte sich mit seinem Bruder, dem Könige von Navarra, dem

dem Admiral Coligni, und mehrern andern von seinen Freunden und Anhängern, um das Haus Guise zu entfernen, und den bourbonischen Prinzen zur Ausübung ihrer Rechte zu verhelfen. Der König von Navarra gieng aus Muthlosigkeit von dieser Verbindung wieder ab. Hierauf stellte Conde das Haupt der bourbonischen Parthey vor. Von ihm kam der Plan, die Unterdrückung der Reformirten zu benutzen, um sich eine große Anzahl von Anhängern zu verschaffen. Bey dieser Unterdrückung bewiesen sich besonders die Jesuiten sehr geschäfftig.

Dieser Orden wurde von einem Spanier in Frankreich gestiftet. Don Inigo (Ignaz) von Lojola (geb. 1491) der an dem Hofe Ferdinands des Katholischen erzogen worden war, hoffte im Kriegsdienste eine hohe Stufe des Ruhmes und Ansehns zu ersteigen, als, bey der Belagerung von Pampelona (1521) eine Kanonenkugel ihm ein Bein zerschmetterte, und alle seine schönen Aussichten auf der militärischen Laufbahn auf einmahl vereitelte. Während der Langenweile, die ihm die Heilung seines Beines verursachte, las er

er einen frommen Roman (*Flores Sanctorum*) von welchem seine ohnedieß reizbare Phantasie so begeistert wurde, daß er als geistlicher Abentheurer eine große Rolle zu spielen beschloß. Er gieng deswegen nach Paris, wo er noch in seinem 37sten Jahre (1528) die lateinische Sprache lernte. Alle, denen er seinen Plan mittheilte, fanden aber denselben so romanhaft, daß er (1534) Mühe hatte, nur einige Studenten für denselben zu begeistern. Es waren derselben neun von allerley Nationen, bey welchen er, durch Fasten und Bußübungen, alle Ueberlegungskraft unterdrückte. Die Mitglieder des neuen Ordens sollten zwischen Welt- und Ordensgeistlichen, sollten zwischen Bettel- und andern Mönchen, in der Mitte stehen, und, um ihm ein desto größeres Gewicht zu geben, nicht von dem Stifter, sondern von Jesus selbst, ihren Nahmen entlehnen. Auch sollte es kein Orden, sondern eine Gesellschaft, seyn. Der Pabst Paul III, dem man den Plan derselben vorlegte, billigte ihn erst (1539) mündlich, und hernach (1540) schriftlich; er schränkte aber die Zahl seiner Mitglieder auf 60 Personen ein. Schon nach eini-

einigen Jahren (1543) wußte man ihm aber die Wichtigkeit des neuen Ordens so überzeugend darzustellen, daß er der Vermehrung seiner Mitglieder weiter keine Gränze setzten; auch wuchs, noch vor dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, die Anzahl derselben bis auf 10000 an. Nach dem Tode des Stifters (1556) wurde Jacob Laynez der Vorsteher desselben, und ihm hatte der Orden die Ausbildung seiner Einrichtung zu danken. Die Mitglieder desselben, die sich reinlich kleideten, die in ihrem Benehmen so viel Anstand, Sittsamkeit und Bescheidenheit äusserten, die zeichneten sich gegen die Mönche, und vornehmlich gegen die Bettelmönche, so vortheilhaft aus, daß ihnen vornehme Personen gern einen Zutritt erlaubten. Da sie ihrem Unterrichte das Ansehn der Feinheit und Zweckmäßigkeit zu geben wußten, so wählte man sie sehr bald zu Lehrern der Jugend, so vertraute man ihnen bald die vornehmsten Professorstellen an. So bekamen sie die schönste Gelegenheit, die ihrem Unterricht übergebenen jungen Leute nach ihren Grundsätzen zu bilden. Diese hatten aber die große Absicht, vermittelst des Pab-

 stes

stes über die ganze Welt zu herrschen. Daher war die Moral der Jesuiten so nachgiebig; daher machten sie sich aber auch kein Gewissen daraus, den Tod eines Monarchen, welcher ihrer Absicht entgegen arbeitete, befördern zu helfen. Die ihnen nachtheiligen Plane der Könige konnten ihnen, als Beichtvätern derselben, nicht verborgen bleiben. Da sie nun alles, was für den Orden nur einigermaßen wichtig war, an ihren despotisch herrschenden Ordensgeneral nach Rom berichten mußten, so befand sich dieser, mehr als jemand in der Welt, im Besitze der vornehmsten Staatsgeheimnisse, welche der schlaue Orden, der seine Mitglieder mit so großer Vorsicht wählte, ganz vortrefflich zu seinem Vortheile benutzte. Diese Jesuiten hatten nun vornehmlich auf das Schicksal Frankreichs, und der Reformirten dieses Landes, einen sehr bedeutenden Einfluß.

Calvinisten oder Reformirte gab es schon seit den Zeiten Franz I in Frankreich. Aber schon damahls wurden sie so verfolgt, daß sie ihre Zusammenkünfte durch die Stille der Nacht verbergen mußten. Man verglich sie daher

daher, wahrscheinlich zuerst in der Gegend von Tours, mit einem unter dem gemeinen Volke bekannten Königsspenste Hugo, oder Huguet. So entstand der Nahme der Hugenotten. Franz I, unter welchem der calvinische Glaube in Frankreich sich einschlich, konnte für denselben schon deswegen kein Interesse haben, weil er nicht erst durch ihn in ein glückliches Verhältniß gegen seine Geistlichkeit versetzt werden durfte. Dieses verdankte er schon dem (1515) mit dem Pabste Leo X durch seinen schlauen Kanzler Anton du Prat, geschlossenen Concordate, bey welchem er sich, auch, alles Widerspruches des Parlaments, und der Universität zu Paris ungeachtet, behauptete. Dieses Concordat sicherte ihm den entscheidendsten Einfluß auf die Wahlen der Prälaten zu, und selbst die kleinen Ausnahmen, die man in Ansehung einiger Kirchen und Klöster gemacht hatte, wurden bald (1532) aufgehoben; selbst Bretagne und Provence, die im Concordate nicht begriffen waren, verlohren ihre alte Wahlfreyheit. So wurde der geistliche, der erste Stand des Reiches, ganz abhängig von dem Monarchen, und dieser brauchte sich vor seiner hohen Geistlichkeit

keit gar nicht mehr zu fürchten. Größere Vortheile konnte er von der Verschleuderung des Kirchenguthes nach reformirten Grundsätzen nicht erwarten. Warum sollte er sich nun nicht eifrig beweisen, die Calvinisten, welche die Geistlichen für Ketzer erklärten, unterdrücken zu helfen? Aber Franz I verfolgte sie mit zu unbarmherziger, und nicht gleichförmiger Strenge. Diese bewies er (1545) besonders gegen die den Calvinisten in manchen Grundsätzen ähnlichen Waldenser. Doch seine Verfolgungen bewirkten, daß die schwärmerische Begeisterung der Calvinisten, die den Tod ihrer hingerichteten Brüder in ihren nächtlichen Zusammenkünften feyerten, sie in dem Entschlüsse, für die Wahrheit zu sterben, immer mehr befestigte. Ein kummervolles Leben zu endigen, erforderte ja ohnedieß keine große Ueberwindung! Die Calvinisten machten sich daher eine Ehre daraus, ihre von dem katholischen Glauben verschiedenen Grundsätze öffentlich einzugestehen. So wurde die Zahl der Huguenotten immer größer! Heinrich II war ein eben so strenger Verfolger der Huguenotten. Diese wurden zu Paris, Lyon, Angers, Blois, Bordeaux,

deaux, und an andern Oertern, dutzendweise verbrennt, und Heinrich ließ noch kurz vor seinem Tode, selbst gegen die Vorstellungen des Parlaments, ein besondres Edict ausgehen, welches allen Nichtkatholiken den Tod zuerkannte. Selbst die Großen, nach deren Güthern die Herzogin von Valentinois sehr lüstern war, wurden nicht verschont; selbst einige Staatsräthe kamen in Verhaft. Vergebens nahmen sich einige deutsche Fürsten der französischen Reformirten an. Unter Franz II wurde ihr Schicksal nicht günstiger. Sie wurden, auf die Veranstaltung der Katharine und der guisischen Familie, noch immer verhaftet, ihres Vermögens beraubt, und verbrennt. Besondre Commissionen des Parlamentes beschäfftigten sich mit dem Feuerprocesseder Huguenotten, und sie wurden deswegen Feuer-Kammern genennt. Der Inquisitionsdirector Mouchi ließ durch seine Leute, die sogenannten Mouchards, alle Winkel, selbst die Klüfte der Höhlen und Berge, durchsuchen. Man beschuldigte die Huguenotten, um die Erbitterung des Königes und des Hofes gegen dieselben immer höher zu spannen, der abschleulichsten Aufführung. Frey-

Freylich war diese Verfolgung zum Theil eine Wirkung der bittern Wahrheiten, welche die hugenottischen Schriftsteller den Herren aus dem Hause Guise zu sagen, sich nicht gescheut hatten. Diese Verfolgung wurde jetzt zum Hofsysteme. Die vornehmsten und reichsten Personen hatten das Schicksal, verhaftet, hingerichtet, und, vor ihrer Hinrichtung, vom Pöbel zu Paris gemißhandelt zu werden. Dem Verfolgungseifer des parisischen Pöbels suchten die Guisen aber zu schmeicheln, um sich durch dieses Mittel in der Liebe des Volkes zu befestigen.

Auch die Kränklichkeit Franz II mußte dazu dienen, um den Haß der Partheyen zu vergrößern. Man glaubte ihn, wie das Gerücht sagte, durch das Baden in dem Blute sechsjähriger Knaben vom Aussatze befreyen zu können. Eine Parthey schob dieses Gerücht auf die andre. Die Bourbonen, die ihre Ausschließung aus dem Staatsrathe unerträglich fanden; die sich mit Gewalt niedergedrückt sahen, bothen endlich in der Verzweiflung alle Mittel auf, um sich wieder emporzuheben. Sie ließen sich

sich von Juristen und Theologen ein Bedenken wegen ihres Verhaltens gegen die Guisen ausstellen, und die meisten waren der Meynung, daß sie zum gewaltsamen Verfahren gegen dieselben berechtigt wären. Ein Edelmann, Nahmens la Forest, übernahm es, sich der Personen des Herzogs und des Cardinals, zu bemächtigen. Dieß sollte (1560 März) zu Amboise geschehen, wo man eine Versammlung der Stände halten, und durch diese eine Regierungsveränderung durchsetzen wollte; aber Forest war nicht verschwiegen genug. Er wurde getödtet, und die herrschende Parthey machte die wirksamsten Anstalten, um sich bey ihrem mächtigen Einflusse zu behaupten. Der Herzog Franz wurde zum General-Lieutenant des Königs, oder zum Reichsverweser, erhoben, und weil man diese Verschwörung den Huguenotten Schuld gab, so glaubte man sich zur unbarmherzigern Verfolgung derselben um so mehr berechtigt. Wenn damahls aber noch keine spanische Inquisition in Frankreich eingeführt wurde, so hatte man dieß blos den nachdrücklichen Vorstellungen des Kanzlers de l'Hopital zu danken.

Conde

Conde war das Haupt der Gegenparthey. Das guisische Haus beschloß daher seinen Untergang. Man lud in dieser Absicht die bourbonische Familie (1560 Oct.) zu einer Reichsversammlung zu Orleans ein, welcher die Abstellung ihrer Beschwerden zum Vorwande diente. Von allen Häuptern der bourbonischen Parthey erschienen aber nur der König von Navarra, und der Prinz von Conde. Ihr Mißtrauen rechtfertigte die Verhaftnehmung des letztern, welche gleich nach seiner Ankunft erfolgte. Man beschuldigte ihn der Absicht, zu Amboise den Untergang des Königes im Sinne gehabt zu haben. Eigentlich hätte er nur von Pairs gerichtet werden sollen; aber die Commission, der man die Untersuchung seiner Sache auftrug, bestand fast aus lauter Anhängern der guisischen Familie. Die Unterzeichnung seiner Hinrichtung wurde nur durch den Tod Franz II verhindert. Der König von Navarra befand sich indessen nicht weniger in großer Lebensgefahr. Er sollte im Zimmer des Königes ermordet werden; aber er benahm sich so vorsichtig, daß man gar keine Händel mit ihm anfangen konnte. Man

Man wollte ihn hierauf auf einer Jagd erschießen, als Franz II plötzlich in eine Krankheit verfiel. Die Guisen wollten den König von Navarra, und den Prinzen von Conde, noch geschwinde hinrichten lassen; aber die nachdrücklichen Vorstellungen, die l'Hopital der Königin Katharine deswegen machte, retteten sie noch. Der König von Navarra mußte dagegen allen Ansprüchen auf die Vormundschaft entsagen. Franz II wurde indessen so gefährlich krank, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Sie sollten sein Leben wenigstens bis Ostern fristen; als sie dieß nicht konnten, wurden sie für Ketzer erklärt. Die unheilbare Krankheit des jungen Königes bestand in einem Geschwüre am Kopfe, welches sich in eine Fistel verwandelte. Er starb (1560 am 5. Dec.) im 18ten Jahre, nachdem seine Regierung noch nicht völlig 1 Jahr und 5 Monathe gedauert hatte.

Karl IX, an welchen nun die Königskrone kam, war erst 10 Jahre alt. Die vormundschaftliche Regierung seiner Mutter, der Katharine, dauerte daher fort. Der König

König von Navarra mußte sich mit dem Titel eines Generallieutenants des Königes, und mit dem Versprechen, daß nichts wichtiges ohne seine Zuziehung geschehen sollte, begnügen. Der Prinz von Conde war froh, sein Leben gerettet zu haben.

Heinrich II hatte in der Schatzkammer, die er von seinem Vater erbte, 1,700000 Kronenthaler gefunden. Diese waren nicht nur ausgegeben, sondern die Staatsschulden stiegen bereits bis auf 43 Millionen Livres. Um zu den Mitteln zu ihrer Bezahlung zu gelangen, wurde gleich bey dem Regierungsanfange Karls IX (1561) eine große Reichsversammlung zu Orleans gehalten. In dieser äusserte sich eine merkliche Uneinigkeit zwischen den drey Ständen. Der Adel und der Bürgerstand war unzufrieden, daß die Geistlichkeit ihren großen Vorrechten nicht entsagen wollte, und diese bequemte sich zu einer besondern Steuer, indem sie es noch für ein Glück halten mußte, daß die Säcularisationsprojekte nicht durchgiengen.

Aber

Aber die Gewissensfreyheit der Huguenotten blieb noch immer unterdrückt. Der König von Navarra trug ihre Beschwerden dem Hofe in einer Bittschrift vor. Man hielt, um einer Vereinigung entgegen zu arbeiten, zu Poissy eine Religionsunterredung. Allein Beza, Calvins Liebling, vertheidigte die Meynungen der Huguenotten zu unvorsichtig, indem er unter andern äusserte: Christus wäre vom Brod und Weine im Abendmahle eben so weit entfernt, als der Himmel von der Erde. Die Katholiken bekamen dadurch Gelegenheit, die Reformirten für Gotteslästerer zu erklären. Die Erbitterung zwischen beyden Partheyen nahm noch mehr zu. Der Connetable von Montmorency, der Herzog von Guise, und der Marquis von St. Andre, machten, bey dem Abendmahlsaltare, sich feyerlich verbindlich, die Erhaltung des alten Glaubens aus allen Kräften sich angelegen seyn zu lassen. Der unbarmherzigste Feind der Huguenotten war damahls Montmorency, der selbst in ihre Versammlungshäuser gieng, ihre Prediger verjagte, und die Predigerstühle und Kanzeln verbrennte.

Eben

Eben derselbe war hauptsächlich Ursache, daß im Julius dieses Jahres (1561) ein nach dem Monathe benenntes strenges Edict gegeben wurde, welches den Reformirten alle öffentlichen und geheimen Zusammenkünfte untersagte, und die Verwaltung des Abendmahls blos nach dem katholischen Lehrbegriffe verordnete, das den Ketzern die Landesverweisung ankündigte. Der schwache König von Navarra, dem man mit der Hoffnung zur sardinischen Krone schmeichelte, den man auf seine zweyte Rolle nach der seines Bruders Conde aufmerksam machte, ließ sich bereden, der Verbindung gegen die Hugenotten beyzutreten. Die Königin Katharine schloß sich nun, um die Macht dieser Verbindung zu schwächen, um so fester an Conde, und das Haus Coligni, an. Ihnen zu Gefallen versammelte sie (1562 Jan.) alle Magistrate, so wie die Abgeordneten aller Parlamenter und Obergerichtshöfe, nach St. Germain, und das Juliusedict wurde jetzt gegen das Januaredict vertauscht, welches den Reformirten ihre Zusammenkünfte (eben so wie in Deutschland) so lange verstattete, bis diese Händel durch eine allgemeine Kirchen-

chenversammlung würden entschieden seyn; doch sollten sie den Katholiken die Kirchen in den Städten einräumen. Beyde Theile schieden, wenigstens dem Anscheine nach, zufrieden von einander. Aber die Erbitterung im Innern dauerte immer fort.

Diese Erbitterung äusserte sich bald durch ein gewaltsames Verfahren. Der Herzog von Guise kam (1562) auf einer Reise durch Champagne nach Vassy. Er ließ nicht weit von dem Orte Messe lesen. Eben daselbst aber hielten auch die Huguenotten in einer Scheuer Gottesdienst. Mit diesen fiengen die Leute des Herzogs ein Gezänke an, welches zu Schlägen und Blutvergießen übergieng. Der Herzog, der dazu kam, wurde durch einen Steinwurf verwundet. Seine Leute brachen nun in die Scheuer ein, tödteten verschiedene von den Huguenotten, verwundeten noch mehrere, unter welchen sich der Prediger selbst befand, zerbrachen die Kanzel nebst den Bänken, und zerrissen die Bibel. Der Herzog, der von den Katholiken mit Moses und Jehu verglichen wurde, zog mit königlicher Pracht, und

unter

unter lautem Zurufe und vielen Segenswünschen seiner zahlreichen Anhänger, in Paris ein.

Katharine war, seit des Herzogs von Guise Ankunft in Paris, wegen des völligen Umsturzes ihrer Macht so besorgt, daß sie, um sie zu retten, die bourbonische Parthey um ihren Schutz bath. Aber Conde hatte zu wenig Mannschaft. Katharine begab sich daher, um sich der Nähe der Guisen zu entziehen, nach Fontainebleau. Hier wurde sie aber von ihnen, an der Spitze einer ansehnlichen Reiterey, überfallen. Sie bemächtigten sich des jungen Königes, um ihn nach Paris zurückzubringen, und seine Mutter folgte ihm seufzend und schluchsend nach. Karl IX befand sich in der größten Angst. Als Er und Katharine nach Paris zurückgekehrt waren, zog Montmorency, mit seinem Kriegsvolke, in den Vorstädten von Paris umher, um den reformirten Gottesdienst in denselben zu zerstören. Er ließ die Kanzeln und Bänke der Reformirten zu einem Freudenfeuer aufthürmen. Man nennte ihn daher den Bankverbrenner. Conde, der mit seinen 3000 Reitern zu spät Nachricht bekam, setzte sich in Orleans fest.

Die guisische Parthey war fest entschlossen, den Prinzen von Conde, und dessen Anhänger, bis zu ihrem Untergange zu verfolgen. Conde, und die übrigen Verwandten und Freunde der bourbonischen Familie, mußten sich daher gleichfalls fester an einander anschließen. Sie verpflichteten sich, durch eine feyerliche Verabredung, ihre Waffen, gewisser unruhigen Köpfe wegen, nicht eher, als bis zur Volljährigkeit des Königes, niederzulegen, Vermögen und Leben für dessen Befreyung aufzuopfern, und sein Ansehn wieder herzustellen. Conde war das Oberhaupt dieses Bundes.

Manifeste und Schmähschriften beyder Partheyen kündigten jetzt einen unversöhnlichen Bürgerkrieg an. In ganz Frankreich, vornehmlich aber in der Normandie, schlossen sich blutige Gefechte, Ueberfälle, Mordthaten, Abbrennungen und Plünderungen in ununterbrochner Reihe an einander an. Die kleinen feindlichen Schaaren flossen allmählig in zwey

Heere zusammen. Unter den Mauern von Orleans bildete sich die bourbonische oder huguenottische Armee, unter welcher sich besonders viele Edelleute befanden. Die guisische oder katholische Kriegsmacht versammelte sich bey Paris. Beyde Heere waren zwischen 8 bis 10000 Mann stark. Der Gedanke, daß Landsleute, daß Verwandte einander unglücklich machen sollten, war für die edeldenkenderen Personen unter beyden Partheyen schrecklich. Sie machten daher noch einen Versuch, durch mündliche Unterredungen dem wirklichen Ausbruche der Feindseligkeiten vorzubeugen. Aber diese Unterredungen waren leider fruchtlos, und es folgten hierauf alle die Greuelthaten, welche Bürger- welche Religionskriege zu begleiten pflegen, wo die Erbitterung auf die einzelnen Glieder der fechtenden Corps übergeht. Die Reformirten bewiesen gegen das, was den Katholiken ehrwürdig ist, freylich zu wenig Schonung. Reliquien, Heiligenbilder, und andre Heiligthümer, wurden von ihnen auf die schimpflichste Art behandelt. Conde schickte Reliquienkästchen, Kreutze, Kelche, und andres Kirchengeräthe, in die Münze. Seine Leute be-

begnügten sich nicht, die Kirchen zu plündern; sie warfen die Altäre um, oder verunreinigten sie, und verstümmelten die Heiligenbilder; sie rissen die Kirchen wohl gar selbst nieder. Der wüthende Unwille, den die Geistlichen darüber empfanden, theilte sich dem Volke mit, das die Hugnenotten, welche Parlamentsverordnungen, welche ein königliches Edict, für Aufrührer erklärten, als Leute betrachtete, die auf die unbarmherzigste Art ausgerottet werden müßten. Frankreich wurde jetzt ein Schauplatz unzähliger die Menschheit empörender Auftritte. Man wetteiferte in der Erfindung lange marternder Todesarten. Greise wurden herumgeschleift, zerrissen, zerfleischt; Kinder wurden an diejenigen verkauft, die am Morden ihr Vergnügen fanden; schwangern Frauen wurde der Leib aufgeschnitten. Da schonte der Bruder seine Schwester, der Vater seinen Sohn nicht.

Dem guisischen oder königlichen Heere brachten sowohl einheimische, als deutsche und schweitzerische Rekruten neue Stärke, während daß die condeische Armee, durch den Abzug

vieler

vieler Edelleute, die Mangel an Geld und andern Bedürfnissen nach Hause trieb, sich täglich verminderte. Conde mußte daher darauf denken, sich auswärtigen Beystand zu verschaffen. Er schloß mit der Königin Elisabeth einen Vertrag, nach welchem sie ihm, für den unterpfändlichen Besitz von Havre de Grace, 6000 Mann und 100000 Kronenthaler bewilligte. Rouen war ein Hauptsitz der Huguenotten. Der König von Navarra, und der Connetable von Montmorency, suchten sich daher desselben durch eine Belagerung zu bemächtigen. Allein Montgommery, der unschuldige Mörder Heinrichs II, vertheidigte die Stadt so standhaft, daß ihnen ihre Absicht erst nach einem Monathe (im Sept.) gelang. Die königlichen Truppen, die mit Sturm eindrangen, mordeten und plünderten 3 Tage nach einander. Navarra starb an den Folgen einer Verwundung. Seine Gemahlin, Johanne von Albret, die sich, nach seiner Vereinigung mit der guisischen Parthey, von ihm getrennt hatte, ließ ihren Sohn, den nachmahligen Heinrich IV, in der reformirten Religion erziehen.

Conde,

Conde, der nicht allein durch Franzosen, sondern auch durch 8000 Hessen verstärkt worden war, rückte hierauf gerade gegen Paris an; er ließ sich jedoch (im Dec.) durch Unterhandlungen so lange täuschen, bis Paris stärker befestigt war, bis noch 6000 Spanier, die Philipp II schickte, sich genähert hatten. Conde zog sich nun nach der Normandie, um den Engländern näher zu seyn. Die königliche Armee rückte ihm unvorzüglich nach. Sie zählte 14000 zu Fuß, und 4000 zu Pferde. Conde hatte eben so viel Reiter, aber nur halb so viel Fußvolk. Diese Heere lieferten nun einander (19 Dec.) bey Dreux (in Isle de France) eine Schlacht. Zwar wurde Montmorency von Condes Truppen gefangen; aber Conde hatte, von seiner Hitze zu weit geführt, eben dieses Schicksal; der Marschall von St. Andre wurde getödtet, und Coligni, der nunmehrige Oberbefehlshaber der Huguenotten, mußte sich zurückziehen. Auf beyden Seiten zählte man zusammen 8 bis 9000 Todte und Verwundete. Der gefangne Conde wurde von dem Herzog von Guise so freundschaftlich behandelt, daß er ihn in seinem Bette bey sich schlafen ließ. Durch

Durch den Sieg bey Dreux wurde der Muth der königlichen Parthey von neuen angefeuert, und der Bürgerkrieg breitete sich immer weiter aus. Der über sein Kriegsglück übermüthige Guise wollte (1563 Febr.) den Huguenotten auch noch Orleans entreissen. Als er, mit einem kleinen Gefolge, nach seinem Quartiere zurückritt, wurde er von Johann Poltrot von Merey mit 3 vergifteten Kugeln durchschossen. Der Mörder, der hauptsächlich aus Eifer für die Religion gehandelt zu haben erklärte, gab doch unter andern, zur großen Freude der Guisen, auch den Admiral Coligni als einen Urheber seines Planes an. Coligni wollte sich, um seine Unschuld zu beweisen, mit dem Mörder zusammenstellen lassen; aber die Gegenparthey fand es für rathsamer, den Verdacht auf ihm ruhen zu lassen, und Merey wurde auf eine schreckliche Art hingerichtet. Guise bewies, als er seinen unvermeidlichen Tod vor Augen sah, eine besondre Standhaftigkeit; dem jungen Könige rieth er, Frieden zu machen, und seinem Sohne Heinrich, einem Jüngling, gab er die Ermahnung, seine Leidenschaften zu bekäm-

pfen, und sich nicht auf den Hof zu verlassen. In ihm starb der größte Feldherr und Staatsmann des damahligen Frankreichs.

Der Rath des Herzogs von Guise, Frieden zu machen, wurde befolgt. Die beyden Partheyen, die des Bürgerkrieges überdrüßig waren, und Frankreichs gestörten Wohlstand bedauerten, verglichen sich (1563 März) zu Orleans. Den Huguenotten wurde die Ausübung ihres Gottesdienstes, jedoch mit einigen Einschränkungen, bewilligt. In Paris, und in der umliegenden Gegend, sollte nur der katholische Gottesdienst statt finden. Die Königin Elisabeth mußte jetzt auch Havre de Grace wieder herausgeben. Doch alle Vergleiche, welche die katholische Parthey mit der reformirten schloß, hatten für jene blos die Absicht, zur völligen Unterdrückung der Huguenotten neue und stärkere Kräfte zu sammeln. Diese Vergleiche wurden daher auch nicht lange beobachtet. Montmorency, der Hauptfeind der Huguenotten, drückte (1564) nicht nur diejenigen, die sich noch zu Paris befanden, son-

sondern auch solche, die in andern Bezirken lebten, und ließ die reformirten Prälaten von dem Pabst in den Bann thun. In allen Städten, wo es viele Huguenotten gab, wurden die Mauern geschleift, oder neue Cittadellen angelegt. Dem für die Reformirten günstigern Edicte von Amboise wurde durch ein neues, das zu Roussillon seinen Ursprung erhielt, eine ungünstigere Auslegung gegeben. Der Adel sollte auf seinen Lehngüthern nicht mehr nach reformirten Grundsätzen predigen lassen; 10 Meilen im Umkreise von Paris sollte kein reformirter Gottesdienst verstattet seyn.

Die Reformirten äusserten über diese Einschränkungen ihre Unzufriedenheit; sie brachten ihre Klagen an; sie thaten Vorstellungen. Allein, um ihre Lage noch drückender zu machen, zeigten sich selbst Karl IX, der sich (1563 Aug.) bey dem Eintritte in sein 14tes Jahr, von dem Parlamente zu Rouen, hatte für volljährig erklären lassen, so höchst aufgebracht über die Huguenotten, daß seine Mutter Katharine Mühe hatte, seine Hitze zu mäßigen. Er ärgerte

ärgerte sich auch über die deutschen Fürsten, die sich für das Schicksal der Huguenotten interessirten, und es war sein fester Vorsatz, die reformirte Religion in Frankreich völlig auszurotten. Dazu rieth ihm auch der Herzog von Alba, mit welchem Er und seine Mutter zu Bayonne eine Zusammenkunft gehalten hatten. Die Armee, die Alba damahls (1566) durch das östliche Frankreich nach den Niederlanden marschieren ließ, diente Karln zum Vorwande, gleichfalls Truppen, und vornehmlich 6000 Schweitzer, zusammenzuziehen. Man trieb die Verstellung so weit, daß man sogar öffentlich durch einen Gesandten gegen diesen Durchmarsch protestiren ließ; durch einen Mönch wurde aber Philipp II von der ganzen List unterrichtet.

Den Häuptern der Huguenotten, Conde und Coligni, wurde die List verrathen. Sie machten daher (1567 Sept.) abermahls den Plan, sich der Person des Königes zu bemächtigen. Der Hof brachte den Sommer auf einem ganz unverwahrten Landhause, zu Monceaux in Brie, vor. Hier wollte ihn

ihn Conde überrumpeln; aber Karl erfuhr diesen Anschlag noch bald genug, um sich geschwinde nach Meaux begeben zu können. Von hier gieng er, von den Schweitzern in viereckiger Schlachtordnung gedeckt, nach Paris zurück. Conde, der ihm nachmarschierte, näherte sich der Hauptstadt mit einer geringen Mannschaft, auch mußte er sich, ob sie gleich bis auf 1500 zu Pferde und 1200 zu Fuß angewachsen war (im Nov.) bis nach St. Denis zurückziehen. Montmorency rückte, an der Spitze von 16000 zu Fuß, und 3000 zu Pferde, gegen ihn an. Conde, der gegen eine so überlegene Macht nicht einmahl Artillerie hatte, empfieng sie mit dem bewundernswürdigsten Muthe. Zwar mußte sein kleiner Haufe, der fast sein ganzes Fußvolk eingebüßt hatte, endlich weichen; aber der 80jährige Greis Montmorency starb an 6 in diesem Treffen erhaltenen Wunden. Katharine, die über seinen Tod, der ihr eine weniger eingeschränkte Gewalt verschaffte, eben nicht mißvergnügt war, beförderte den Bruder des Königes, den Herzog von Anjou, zum Generalstatthalter des Reichs.

Mont-

Montmorency's Tod hemmte den Gang dieses Krieges noch nicht. Conde zog sich mit seinen Truppen über die Maas, wo der pfälzische Prinz Johann Casimir, mit 10000 Mann und 4 Feldstücken, zu ihm stieß. Der Schwager desselben, Johann Wilhelm von Weimar, führte der Gegenparthey 5000 Reiter zu, mit welchen er jedoch zu spät kam. Deutsche Protestanten halfen also damahls eben so wohl den Katholiken, als den Reformirten. Allein die deutschen Bundesgenossen der Huguenotten machten sich durch ihr Benehmen gar nicht beliebt. Johann Casimir verlangte zur Bezahlung seines Kriegsvolkes 200000 Thaler, und Conde konnte ihm kaum 2000 geben. Um sich nun ihren Unterhalt zu verschaffen, raubten und plünderten sowohl Officiere, als Gemeine. Conde hatte indessen ein Heer von 20000 Mann, mit welchem er Chartres, 16 Meilen von Paris, belagerte. Seine Macht schien der katholischen Parthey so furchtbar, daß sie sich abermahls auf Friedensunterhandlungen einließ, die zu Lonjumeau (1568 März) zur Richtigkeit kamen. Das Edict von Amboise sollte künftig, ohne

alle

alle Erläuterungen und Ausnahmen, beobachtet werden. Die Huguenotten sollten die eroberten Oerter wieder einräumen, und die fremden Truppen entfernen; doch machte sich der Hof zur Bezahlung derselben verbindlich.

Aber auch dieser Friede war von kurzer Dauer. Die Huguenotten wollten verschiedene Städte, und vornehmlich Rochelle, nicht einräumen. Die katholische Parthey glaubte sich daher zu einer neuen Verfolgung derselben berechtigt. In Zeit von einem Vierteljahre, wurden auf 2000 von ihnen ermordet, oder hingerichtet. Conde und Coligni sollten zu Noyers überfallen werden; sie retteten sich aber glücklich nach Rochelle. Der Kanzler l'Hopital, der auf ein gerechtes Verfahren drang, bekam jetzt (im Sept.) seinen Abschied. Wechselseitige Neckereyen und Feindseligkeiten erzeugten endlich den dritten Krieg.

Conde und Coligni rückten mit einer ansehnlichen Armee aus Poitou heran. Viele Städte hatten sich ihnen schon unterworfen; viele

viele waren dazu bereit. Ganze Provinzen schlossen sich an sie an. Unter ihren Kriegern befanden sich besonders viele Edelleute. Conde stellte einen König vor. Er zog sich nach den Grenzen, um den Hülfstruppen, die ihm der Herzog Wolfgang von Zweybrücken zuführte, näher zu kommen. Dieß veranlaßte (1569 am 13. May) die Schlacht bey Jarnac, an dem Ufer der Charente. Tavanes, ein sehr geschickter und entschlossener General, der, anstatt des Herzogs von Anjou, den Oberbefehlshaber der königlichen Armee abgab, wußte die Lage der Gegend, auf welcher das Treffen vorfiel, so trefflich zu seinem Vortheile zu benutzen, daß die Huguenotten in ein lebhaftes Gedränge kamen. Conde stürzte, und konnte sich, am Schenkel verwundet, nicht wieder aufrichten. Nachdem er noch einige Zeit lang auf den Knieen gefochten hatte, ergab er sich. Auf dem Wege nach dem Hauptquartiere schoß ihm Montesquiou, der Hauptmann von der Schweitzergarde des Herzogs von Anjou, eine Pistolenkugel durch den Kopf. Der vortreffliche Conde war bey seinem Tode noch nicht 39 Jahre alt.

An

An Conde's Stelle trat nun Coligni, der schon unter Franz II sich der Calvinischen durch eine besondere Bittschrift angenommen hatte, der gegen das Haus Guise einen Privathaß hegte. Aber auf die Vorstellungen der entschlossenen Königin Johanne von Navarra wurde ihr sechszehnjähriger Sohn, der Prinz Heinrich von Bearn, zum Oberhaupte der huguenottischen Parthey erklärt, und der jüngere Conde ihm zum Gehülfen gegeben. Die Macht der Huguenotten zeigte sich jetzt immer furchtbarer. Ausser 6000 Reitern und 5000 Lanzenknechten, die der Herzog von Zweybrücken herbeyführte, näherte sich auch der Prinz Wilhelm von Oranien mit seiner Armee *). Der Herzog von Zweybücken drang bis über die Loire vor. Das königliche Heer wurde durch florentinisches, badensches und spanisches Kriegsvolk verstärkt. Die gebohrnen Franzosen unter demselben nahmen aber in eben dem Verhältnisse ab, in welchem sie bey der huguenottischen Armee sich vermehrten. Der Unwille, den der Hof über Coligni empfand, bewog

*) Oben S. 215.

bewog denselben, auf dessen Kopf einen Preis zu setzen, seine Güther einzuziehen, und seine Schlösser niederreissen zu lassen; ja er wurde sogar zu Paris im Bildnisse verbrennt.

Beyde Heere näherten sich endlich zu der entscheidenden Schlacht bey Montoncour an der Vienne (3. Oct.) Anjou, den Tavannes unterstützte, geboth über 7000 Reiter, und 18000 Mann Fußvolk, Coligni nur über 6000 zu Pferde, und 12000 zu Fuß. Der Graf von Mansfeld, der über das zweybrückische Kriegsvolk, dessen Herzog gestorben war, den Befehl führte, bewies große Tapferkeit; aber es war ihm dennoch nicht möglich, die Niederlage der Huguenotten zu verhindern. Auf 5500 von denselben wurden getödtet oder gefangen, während daß die königlichen Truppen nicht über 500 einbüßten. Obgleich Coligni's Muth durch diese unglückliche Schlacht so wenig geschwächt war, daß er vielmehr, durch neue Truppen gestärkt, wieder gegen Paris vorrückte, so willigte er doch in den Schluß der Friedensunterhandlungen, die zu St. Ger-

Germain en Laye gepflogen wurden (1570 Aug.) Durch denselben erhielten die Huguenotten, ausser einer ausgebreiteten Religionsübung, das Recht, auf alle Staatsämter Anspruch zu machen.

Dieser Friede mit den Huguenotten war aber so wenig aufrichtig, als die vorigen. Die katholische Parthey wollte die Ausrottung der Huguenotten, die ihren gewaltsamen Mitteln nicht gelangen, durch eine List zu bewirken suchen. Um die Häupter derselben nach Paris zu locken, schlug man den Weg der Verwandtschaft ein. An diesem Plane hatte aber Karl IX wenigstens anfangs keinen Theil. Er, den die Natur mit vorzüglichen Anlagen versehen hatte, der aber lebhaft und ehrgeitzig, zu allen Fehlern, zu welchen diese Charakterzüge führen können, aufgelegt war; den hatten seine Erzieher zu einem grausamen, wüthenden Barbaren gemacht, der, im Anfalle der Wuth, weder sich noch andre schonte, und wie ein Besessener sprach und handelte. Diese verkehrte Erziehung desselben war ein Werk seiner Mutter Katharine, die, um ihre

ihre Herrschsucht zu befriedigen, kein Mittel zu boshaft, zu niederträchtig fand. Nicht ohne Talent, und kein ganz schwaches Weib, war sie aus Grundsätzen ränkevoll, verstellt, boshaft. Eine Menge Italiener, die sie ins Land, und an den Hof gezogen hatte, brauchte sie zu Spionen; Giftmischern, Mördern. An ihrem glänzenden Hofe lebten die schönsten Weiber und Mädchen, gewöhnlich 300 an der Zahl, die in der Kunst, die Männer, die der Katharine Vortheil bringen konnten, zu gewinnen und auszuforschen, sich üben mußten. Eigentlich keiner Religion besonders ergeben, war sie doch ausserordentlich abergläubisch. Sie war das schönste Weib in Frankreich, und blieb es selbst im Alter. Um die Regierungsgewalt um so sicherer in ihren Händen zu behalten, vertauschte sie die guten Lehrer ihres Sohnes Karl gegen italienische Bösewichter, vornehmlich gegen den Florentiner Gondi Retz, durch den sie ihn mit Dingen beschäfftigen ließ, die alles bessere Gefühl, die jede gute Anlage, in ihm ersticken mußten. Man gewöhnte ihn, die Jagd bis zur Leidenschaft zu lieben. Schon als Knabe

übte er sich in der Kunst, Thiere zu martern, und er lernte, troß dem besten Hufschmidte in Frankreich, ein Hufeisen schmieden. Dabey hatte er jedoch seine Geistesfähigkeiten nicht ganz ohne Bildung gelassen; er machte ganz artige Verse, und schrieb ein Buch über die Jagd. Auch war er in die Vergnügungen der Sinne nicht so ganz versunken, daß er den Vorzug, den seine Mutter dem Bruder Anjou gab, nicht hätte fühlen sollen. Er wünschte nun einmahl, selbst zu regieren. Diesen Wunsch glaubte er, durch eine Verbindung mit den Häuptern der Calvinisten, den Gegnern der mächtigen Guisen, am sichersten erreichen zu können, und Coligni hoffte noch so viele Gewalt über ihn zu bekommen, daß er seiner Religionsparthey eine größere Sicherheit verschaffen könnte. So hatte man auf beyden Seiten ein Interesse, einem Vergleiche die Hand zu biethen. Karl IX war zu heftig, als daß er sich lange hätte verstellen können. Die Redlichkeit seiner Gesinnungen kann man daher mit Gewißheit annehmen. Diese beweiset auch eine Unterredung mit dem Prinzen Wilhelm von Oranien, mit welchem er (1570) wegen einer Verbindung gegen Spanien unterhandelte. Er hatte nehmlich gegen Philipp II, dessen Gemahlin, Karls Schwester, erst kürzlich vergiftet seyn sollte, ganz ernstlich Krieg beschlossen. Eben deswegen galten auch die Guisen, die Anhänger Philipps II, jetzt nicht mehr so viel, wie ehedem. An ihre Stelle waren vielmehr die Montmorency's getreten. Der Antrag, wegen einer Heyrath zwischen der Prinzessin Margrethe, Karls Schwester, und dem Könige von Navarra, war jetzt weniger auffallend; doch mehr für die Johanne, die Mutter des letztern, als für Coligni. Dieser traute wirklich so viel, daß er (1571 Sept.) nach Paris gieng. Aber Karl that auch alles mögliche, um sein Vertrauen zu gewinnen. Die Guisen mußten sich entfernen. Man verstärkte seine Leibwache; Karl empfieng ihn mit der zärtlichsten Freundschaft. Er nennte ihn seinen Vater; er erklärte diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Auch die übrigen Personen des königlichen Hauses schienen sich über die Aussöhnung mit dem würdigen Manne zu freuen. Karl

gab sich alle Mühe, den Coligni, und die übrigen Häupter der Protestanten, sich recht verbindlich zu machen. Aller Religionsunterschied sollte aufgehoben seyn. Dennoch traute die Königin Johanne den Gesinnungen der Hofparthey so wenig, daß sie, nur gegen ihre Neigung, in die Heyrath ihres Sohnes mit Karls Schwester willigte. Alessandrino, der päbstliche Legat, hatte gerade damahls für den König Sebastian von Portugal um die Prinzessin Margrethe angehalten; er war aber abgewiesen worden. Dagegen kam (1572 am 11ten April) der Ehevertrag zwischen der Margrethe und Heinrich von Navarra wirklich zur Richtigkeit. Karl IX betrieb die Kriegsanstalten gegen Spanien mit so großem Eifer, daß er (am 19. April) mit der Königin Elisabeth ein Angriffsbündniß schloß, nach welchem er sich gegen dieselbe verbindlich machte, seinen reformirten Unterthanen freye Religionsübung zu gestatten. Coligni wurde dadurch zur Einräumung der 4 Sicherheitsörter bewogen.

Man schickte hierauf den Admiral Schomberg nach Deutschland, damit er mit den protestantischen Fürsten, die den Hugnenotten Beystand geleistet hatten, ein Bündniß schließen möchte. Während der Vorbereitungen zu den Vermählungsfeyerlichkeiten starb (1572 May) Heinrichs Mutter, die Königin von Navarra, eben so groß durch ihren männlichen Geist, als durch ihre Tugend. Die Sage von ihrer Vergiftung wurde durch den Bericht der Aerzte widerlegt, welche ein Lungengeschwür für die Ursache ihres Todes angaben. Das Schicksal ließ sie die schrecklichen Auftritte, die für ihr edles Herz so angreifend gewesen seyn würden, nicht erleben! Diese schrecklichen Auftritte waren schon in der Nähe. Coligni wurde gewarnt; aber er fand Karls Benehmen so über allen Verdacht erhaben, daß keine Warnungen auf ihn Eindruck machten. Auch wurde ja die Vermählung wirklich vollzogen, und Coligni schien Karls Vertrauen immer mehr zu gewinnen. Um so verhaßter wurde er bey der Margrethe, und bey der Katharine, der vornehmsten Triebfeder aller der boshaften Ränke und Handlungen, welche damahls gegen die Hugenotten in Bewegung gesetzt wurden.

Katha-

Katharine wußte ihren Sohn, den König, bey Gelegenheit einer Jagd, in ein Schloß zu locken, wo er, von seinen Räthen getrennt, der mütterlichen Zärtlichkeit, die ihn, von ihren Freunden unterstützt, bestürmte, nicht ausweichen konnte. Jetzt wurde Coligni's Tod von der Katharine und ihren Vertrauten beschlossen. Die Kugel eines Meuchelmörders, der (1572 Aug.) aus einem Hause nach ihm schoß, nahm ihm aber nur einen Finger weg. Coligni wies sogleich auf das Haus, wo der Schuß herkam. Man erklärte diese That für ein Werk der Guisen. Karl, der von dem Mordplane nichts wußte, wurde bestürzt, und legte, mit seinem ganzen Hofstaate, bey dem Admiral einen Besuch ab. Die listige Katharine, die über beyde Partheyen herrschen wollte, und dieses nur durch ihre Uneinigkeit zu bewirken glaubte, hielt es endlich doch für rathsam, dem Könige das Geheimniß zu entdecken. Coligni's Tod wäre, sagte sie, zum Besten des Staates beschlossen worden; die Huguenotten hätten die abscheulichsten Absichten. Diese schienen durch die unvorsichtigen Drohungen, die sie geäussert hat-

hatten, ziemlich wahrscheinlich gemacht. Durch diese und andre Besorgnisse, die man dem schwachen Karl bey zu bringen wußte, wurde derselbe in eine so wüthende Verwirrung versetzt, daß er nicht allein dem Coligni, sondern auch allen übrigen Huguenotten, den Tod zuschwor. Um den Admiral noch sicherer zu machen, verlegte man eine Compagnie von dem Leibregimente in die Nähe seines Quartiers, und die Schweitzergarde des Königes von Navarra kam sogar in das Haus, welches er bewohnte.

Jetzt erschien der Bartholomäustag (24. Aug.), an welchem die Huguenotten ausgerottet werden sollten. Ein Zeichen mit der Glocke auf dem Louvre sollte den Zeitpunkt der schrecklichen Ausführung bestimmen. Die Aufsicht über dieselbe war dem Herzog von Guise übergeben. Anstalten, die man zu einer Reise machte, sollten den Anschlag verbergen helfen. Coligni wurde abermahls gewarnt; aber es schien, so wie einst beym Cäsar, sein Verhängniß, alle Warnungen verachten zu müssen! Karl mußte, um sich nicht zu verrathen, auch dem Grafen von Ro-

Rochefaucault, den er sehr liebte, seinem Schicksale überlassen. Die Anstalten zu dem großen Trauerspiele waren genau verabredet. Um Mitternacht marschierten die Bürgercompagnien vor dem Rathhause auf. Vor allen Fenstern brennten Fackeln. Die Gassen waren durch Ketten gesperrt. Auf allen Plätzen und Kreutzwegen standen Wachen. Die Katholiken unterschieden sich durch ein weißes Tuch am linken Arme, und durch ein Kreutz auf dem Hute. Karl, der das Zeichen mit der Glocke geben sollte, befand sich in einer marternden Unruhe. Aber was mußte, und wenn er nur noch einiges Gefühl hatte, derjenige empfinden, von dessen Wink der Tod so vieler tausend unschuldiger Menschen, unschuldiger Landsleute, abhieng! Ueber einen Pistolenschuß entsetzte sich Karl so sehr, daß er dem Herzog von Guise den Befehl schickte, nichts zu unternehmen. Doch endlich gab er bestürmt das verhängnißvolle Zeichen. Sogleich eilte Guise mit 300 geharnischten Leuten zu Coligni. Die schwache Schweitzergarde des Königes von Navarra verbarg sich. Ein Deutscher stieß den braven Coligni nieder. Sein Körper wurde zum Fenster hinaus geworfen, weil ihn der Herzog von Angouleme, Karls Bruder, zu sehen wünschte. Jetzt erhob sich von allen Seiten ein schreckliches Morden, welches von einem jämmerlichen Schreyen, Heulen und Winseln begleitet war. Die meisten Huguenotten wurden halbnackend und schlaftrunken auf die Gasse geschleppt, und von den Gardesoldaten und Bürgerpatrouillen niedergestossen. Aber auch in den Häusern wurde alles erwürgt. Die verstümmelten Körper warf man zum Fenster hinaus, und bey dem Anbruche des Tages sah man alle Thüren mit todten Körpern, oder röchelnden Sterbenden, verrammelt. Die Straßen waren mit Leichen gleichsam besäet. Drey Tage dauerte dieses Morden fort. Wenig vornehme Familien blieben ganz verschont. Dem Könige von Navarra und dem Prinzen Conde, bey welchen man eine Ausnahme machte, kündigte man, mit wilder Miene, ihre Schonung nur unter der Bedingung an, wenn sie die reformirte Religion abschwören würden. Die Häupter der katholischen Parthey fanden an der Ausrottung ihrer reformirten Mitbürger ein empfindliches Vergnügen. Guise, An-

gou-

gouleme, und Montpensier, rennten auf den Straßen umher, um zum Morden aufzumuntern. Mancher benutzte diese Gelegenheit, um sich von einem Feinde zu befreyen, um Rache auszuüben, um sich zu bereichern. Karl IX schoß, wie man sagt, selbst nach den fliehenden Huguenotten, und rief den Schweitzern zu, sie sollten keinen Ketzer schonen; auch gieng er, von seinem Hofstaate begleitet, durch die mit Leichnamen angefüllten Straßen. Coligni's Körper wurde schrecklich gemißhandelt. Die Zahl derer, die zu Paris gemordet wurden, belief sich auf einige tausend. Zu Orleans sollten über 3000 getödtet worden seyn. Aber in wie vielen Städten, Flecken und Dörfern wurden nicht noch Huguenotten geschlachtet! Dennoch mag die Zahl derselben noch nicht bis auf hundert tausend gestiegen seyn. Mancher edeldenkende Beamte weigerte sich, den königlichen Mordbefehl zu vollziehen.

Karls IX Rathgeber wünschten dem schrecklichen Blutbade, das sie unter den Huguenotten angerichtet hatten, das Ansehn eines rechtmäßigen Verfahrens zu geben. Karl erschien daher zwey Tage hernach (am 26ten) im Parlamente, und behauptete, Coligni habe die Absicht gehabt, ihn und alle seine Verwandten, den König von Navarra nicht ausgenommen, zu ermorden, und den Prinzen von Conde auf den Thron zu heben. Navarra und Conde sollten wieder zur katholischen Religion übergehen. Als sie sich etwas länger bedachten, rief ihnen Karl endlich zu: „Messe, oder Bastille und Tod!“ Navarra und seine Schwester fühlten sich bald erschüttert. Conde zeigte sich länger standhaft. Der Pabst Gregor XIII, der sie nun vom Banne lossprach, hatte über die Ausrottung der huguenottischen Ketzer eine so große Freude, daß er sie durch Kanonenschüsse und Freudenfeuer, daß er sie durch eine feyerliche Danksagungsmesse, zu erkennen gab.

Durch den Bartholomäusmord, den man auch die Bluthochzeit nennt, war die Anzahl der Huguenotten zwar vermindert, aber ihre Erbitterung, ihre Rachsucht, ihre Kühnheit desto größer geworden. Sie wehrten sich mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit. Anjou mußte

mußte (1573 Febr.) die Belagerung von Rochelle wieder aufheben, die theils durch die Planlosigkeit seines Angriffes, theils durch englische Hülfe, vereitelt wurde. Elisabeth, bey der sich Karl deswegen beklagte, erklärte die Hülfe für Verbannte, für Seeräuber. Anjou, dessen Sinn damahls auf die polnische Krone gerichtet war, hatte keine Lebensmittel, kein Geld, und keine Generalstalente. Man schloß (im Jul.) zum dritten Mahl Frieden. Für Rochelle, welches die Huguenotten einräumten, erhielten sie Nismes und Montauban; auch verstattete man einigen Herren freye Religionsübung.

Der ehemahls sanftmüthige und frohlaunige Karl war jetzt ungestüm und schwermüthig. Sein böses Gewissen ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Der veränderte Zustand der Gemüther wirkte auf seinen Körper so gewaltig, daß die Schwächlichkeit desselben sichtbar zunahm. Zwar war er mit der Elisabeth, einer Tochter des Kaisers Maximilians II, verheyrathet; aber er hatte keine Kinder. Um so mehr wetteiferten nun die Partheyen in den Bemühungen, sich des größ-

größten Einflusses auf die Regierung zu bemächtigen. Da Anjou der polnischen Krone indessen entgegen gegangen war, so wünschte sein jüngerer Bruder, der Herzog von Alençon, eben so leichtsinnig als ehrgeitzig, Generalstatthalter des Reiches, und oberster Befehlshaber, zu werden. Er bildete, um seinen Plan durchzusetzen, mit mehrern andern Großen, unter welchen sich auch Navarra und Conde befanden, eine Parthey, welche die Verbesserung der Staatsverwaltung zur Absicht zu haben vorgab, und die man deswegen die Politiker nennte. Die Zusammenkünfte ihrer Mitglieder wurden theils bey dem Könige von Navarra, theils bey der galanten Frau von Sauve, gehalten. Daher waren auch Liebeshändel mit an der Tagesordnung. An diesen fand vornehmlich Margrethe, Heinrichs von Navarra Gemahlin, eine äusserst unzüchtige Frau, ein lebhaftes Vergnügen. Eben diese verplauderte (1574) das Geheimniß ihrer Mutter. Nun wurde der Plan vereitelt. Zwey Mitglieder der Verbindung hatten das Schicksal, enthauptet zu werden. Navarra rettete sich durch seine Standhaftigkeit. Man benutzte seine

seine Verlegenheit, um dem ehemahligen Herzoge von Anjou, der jetzt die polnische Krone trug, den französischen Thron zu versichern, und an seinem Todestage (30. May) unterzeichnete Karl eine auf die Thronfolge, und die einstweilige Reichsverwaltung der Katharine, sich beziehende Verordnung. Er starb im 25sten Jahre. Der gutmüthige, durch Künste und Wissenschaften gebildete Karl, war nur zu schwach, um den arglistigen Ränken seiner Mutter widerstehen zu können!

Heinrich III hatte die Nachricht von der durch den Tod seines Bruders ihm zu Theil gewordenen Thronfolge kaum erfahren, als er sich zur Nachtzeit aus Polen entfernte, um die polnische Krone gegen die französische zu vertauschen. Er eilte aber nur so lange, als er sich noch in Polen befand. Den übrigen Theil des Weges legte er langsam genug zurück, besonders wenn ihn ein Vergnügen, eine Lustbarkeit, aufhielt. Sinnlicher Lebensgenuß war für Heinrich III überhaupt der höchste Punkt seiner Glückseligkeit. Daher überließ er sich auch den Fe-

sten und Lustbarkeiten seiner Krönung mit so leidenschaftlicher Ergebung; daher schlich sich sehr bald das ausgelassendste Sittenverderbniß an seinem Hofe ein. Der junge, leichtsinnige König beschäfftigte sich, während daß er die Regierungsgeschäffte seinen Lieblingen, jungen Leuten, überließ, ganze Tage hindurch mit der Anordnung der Diamanten auf seinen Kleidern, oder mit der Aufwartung an dem Putztische seiner Gemahlin. Die alten Minister und Generäle wurden jetzt gar nicht mehr gehört; sie verschwanden allmählig ganz vom Hofe. Den stärksten Einfluß auf Heinrichs III Gesinnungen und Handlungen zeigte sein Günstling du Guast, der ihn vollends verdarb, der ihn ein Mißtrauen gegen alle weibliche Tugend beybrachte. Er war unter andern Ursache, daß Heinrichs Bruder, der unansehnlich gebaute, argwöhnische, streitsüchtige Herzog von Alençon, von Heinrichen und dessen Günstlingen mit Trotz und Spott behandelt wurde. Aus Rachsucht interessirte sich dieser nun für die Plane gegen Heinrich III, an welchem Margrethe von Navarra, die mit Alençon in einem sehr vertraulichen Verhält-

hältnisse lebte, den thätigsten Antheil hatte. Alencon entfernte sich endlich (1575 Sept.) vom Hofe. Um so stärker schlossen sich jetzt die Politiker an die Hugenotten an. Der schwache Heinrich III ließ alles geschehen. Daher durfte auch Margrethe von Navarra den du Guast, der ihrem Gemahl und ihrem Bruder Verdacht gegen sie beygebracht hatte, durch einen Mörder, den sie des Nachts, auf Kosten ihres guten Rufes, bey sich verborgen hatte, fast vor den Augen des Königes, ermorden lassen. Heinrich that weiter nichts, als daß er sich deswegen beklagte.

Margrethe und Alençon, welche den Bund zwischen den Huguenotten und Reformirten hauptsächlich beförderten, verstärkten die Macht desselben durch 8000 Deutsche, die ihnen der pfälzische Prinz Johann Casimir zuführte, und durch 6000 Schweitzer. Der Ausbruch eines neuen Bürgerkrieges wurde jedoch (im Nov.) durch einen Waffenstillstand noch auf 7 Monathe hinausverschoben. Heinrich bezahlte die Deutschen und die Schweitzer, damit sie nicht nach Frankreich

Frankreich kommen möchten; auch räumte er den Huguenotten 6 neue Sicherheitsplätze ein. Der Waffenstillstand wurde aber von beyden Theilen mit so weniger Sorgfalt beobachtet, daß der kleine Krieg fast ununterbrochen fortdauerte. Indessen führten (1576) Conde und Johann Casimir ein deutsches Heer nach Frankreich. Alençon stellte den Oberbefehlshaber der ganzen auf 30000 Mann sich belaufenden Macht des Bundes vor. Der 22jährige Heinrich von Navarra freute sich, an Alençon einen Nebenbuhler bey der Frau von Sauve weniger zu haben. Eben diese Sauve machte aber, zum Verdrusse der Katharine, dessen Ehrgefühl endlich so rege, daß er sich vom Hofe nach seiner Statthalterschaft Gyenne fortschlich. Navarra und Conde, die Häupter der Reformirten, wollten sich die Fortdauer des Friedens mit großen Bedingungen bezahlen lassen. Aber die listige Katharine wußte denselben auszuweichen. Sie führte die Königin von Navarra, die Heinrich III, seit der Entweichung ihres Gemahles, bewachen ließ, von vielen andern Frauen begleitet, in Alençons Lager. Dieser Anblick, und eine an-

ansehnliche Vermehrung des Jahrgehaltes, bewirkte, daß der schwankende Alençon sich für eine Aussöhnung stimmen ließ. Es wurde (im May) abermahls Friede geschlossen. Alençon erhielt die Provinzen Anjou, Touraine, Berry. Die Huguenotten bekamen im ganzen Reiche, Paris ausgenommen, die uneingeschränkteste Religionsfreyheit; sie bekamen 8 wichtige Sicherheitsplätze, und in jedem der 8 Parlementer des Reiches sollte, zur Entscheidung der zwischen beyden Partheyen vorfallenden Streitigkeiten, eine mit gleichviel katholischen und reformirten Mitgliedern besetzte Kammer angeordnet werden.

Für Heinrich III war der geschlossene Friede blos deswegen angenehm, weil er sich seinen sinnlichen Zeitvertreiben um so ungestörter überlassen konnte. Der wichtigste Mann für ihn war daher Renatus von Villequier, der Oberaufseher über seine Ergötzlichkeiten, und seine liebsten Gesellschaften bestand aus seinen sogenannten Mignons, mit welchen er in der lasterhaftesten Vertraulichkeit lebte. Sein Bruder, Karl IX, hatte, nach ehemahliger Rittersitte, die Frauen und Jung-

Jungfrauen seines Hofes noch mit Ehrerbiethung behandelt. Aber der an Geist und Körper geschwächte Heinrich dachte sich in ihnen weiter nichts, als Werkzeuge der groben sinnlichen Lust, deren Tugend und Unschuld er seinen Hofleuten Preis zu geben berechtigt wäre. Einen eben so wollüstigen Hof, als den französischen, gab es damahls in ganz Europa nicht. Heinrich III brachte sich dadurch nicht nur um sein Ansehn, sondern auch um die Liebe der Nation. Das Vertrauen des katholischen Theiles derselben entzog ihm der für die Reformirten so vortheilhafte Friedensschluß. Die über denselben heftig erbitterten Häupter der Katholiken schlossen daher einen Bund, eine heilige Ligue, welcher die Absicht hatte, die protestantische Religion in Frankreich, nach allen Kräften, auszurotten. Dieser Bund stand unter der Leitung des jungen Guise, des Sohnes des ermordeten Herzoges, den seine Feldherren-Talente eben so sehr, als sein Feuereifer gegen die Huguenotten, auszeichneten. Heinrich III liebte ihn ehedem so sehr, daß er ihm seine Schwester Margrethe gegönnt hätte. Aber jetzt behandelte er ihn,

 eben

eben so wie den Herzog von Anjou (den ehemahligen Alençon) und den König von Navarra, mit Kaltsinn. Um so leichter glückten ihm seine Bemühungen, sich die Gunst des Volkes zu erwerben. Bürger, Kaufleute, Rechtsbeamten hielten geheime Zusammenkünfte, und berathschlagten sich über Staats- und Religionssachen. Sie unterschrieben und beschworen gewisse Punkte, welche der Absicht der h. Ligue angemessen waren. Der sorglose Heinrich III erfuhr alles zu spät, um mit Nachdruck entgegenzuarbeiten; auch hatte er, wenn es noch Zeit gewesen wäre, zu wenig Thätigkeit.

Die Folgen seiner Nachlässigkeit zeigten sich in der Reichsversammlung zu Blois. Fast alle Mitglieder derselben waren Anhänger der Ligue. Die Plane des Herzogs wurden jedoch dadurch vereitelt, daß Heinrich III die Bundesacte selbst unterzeichnete. Man wollte die königliche Gewalt durch einen fortwährend versammelten Ausschuß der Reichsstände, also gleichsam durch einen Reichsrath, einschränken; durch die Streitigkeiten zwischen den Katholiken und Reformirten wurde

wurde aber die Ausführung dieses Entwurfes verhindert. Eben diese Streitigkeiten bewirkten auch die Aufhebung des Religionsfriedens. Nachdem der Krieg (1577) 9 Monathe gedauert hatte, behielten die Reformirten ihre 8 Festungen, und die vermischten Kammern. Ein neuer Krieg, der nach einigen Jahren (1580) ausbrach, hatte gleichfalls keine bedeutenden Folgen. Man nennte ihn den Krieg der Verliebten, weil er zum Theil aus Liebeshändeln am Hofe von Navarra entstanden war. Auch dauerte er nicht lange; denn Alançons Aufmerksamkeit war damahls hauptsächlich auf die Niederlande gerichtet *). Doch der Verdruß über den schlechten Ausgang des niederländischen Kriegszuges hatte, in Verbindung mit den Folgen einer unmäßigen Schwelgerey, die Wirkung, daß Alançon frühzeitig (1584 Jun.) sein Leben endigte.

Jetzt näherte sich das Aussterben des Hauses Valois. Der König von Navarra war nun der nächste Erbe. Das kleine Königreich

nigreich

*) S. Oben S. 239.

nigreich Navarra hatte er von seiner Mutter geerbt; Graf von Bourbon war er von seiner Ahnenmutter, Beatrix von Bourbon, einer Schwiegertochter Ludwig IX, her. Aber Heinrich von Navarra war in den Augen der Katholiken ein Ketzer, den man vom Throne entfernt halten mußte. Der entferntere Vetter, der Herzog von Guise, ein Katholik, schien denselben mit größerm Rechte besteigen zu dürfen. Ihn auf denselben zu erheben, war der angelegentliche Wunsch des Ligue, zu deren Oberhaupte der alte Cardinal von Bourbon, ein Onkel des Königes von Navarra, ein Todfeind der Huguenotten, gewählt wurde. Durch ihn ließ sich Heinrich III (1585) bewegen, den Ligisten 10 Sicherheitsplätze einzuräumen, den Huguenotten hingegen die ihrigen abzufordern, und ihnen durch das Edict von Nemours (im Jul.) die Ausübung ihrer Religion bey schwerer Strafe zu verbiethen. Dieß veranlaßte einen neuen vierjährigen Krieg, zu welchem sich Heinrich III ungern entschloß, weil er es sehr wohl einsah, daß der schlaue Herzog von Guise durch diesen Krieg sich den Weg zum Throne bahnen wollte.

Zu

Zu keinem französischen Religionskriege waren noch so furchtbare Zurüstungen gemacht worden, als zu diesem. Die protestantischen Fürsten Deutschlands, deren Vermittlungsvorschläge (1586) trotzig abgewiesen worden waren, ließen den Huguenotten 8000 Reiter und 5000 Lanzenknechte zu Hülfe ziehen. In Dauphine rückten 20000 Schweizer ein. Die ganze Macht, welche die Reformirten beysammen hatten, belief sich auf 35 bis 40000 Mann. Mit derselben erfocht Navarra (1587 Oct.) bey Coutras in Gyenne über die Armee der Ligue einen Sieg, den er nicht zu benutzen wußte. Es fehlte ihm an Geld, um den deutschen Truppen ihren Sold richtig auszuzahlen. Um so weniger konnte er sie zur Ordnung und zur Kriegszucht anhalten. Ein beträchtlicher Theil derselben wurde durch einen listigen Ueberfall des Herzogs von Guise vernichtet. Sie mußten nun wegen eines freyen Abzuges unterhandeln. Die Schweitzer waren schon vorher durch den Einfluß des Königes getrennt worden. Für die Huguenotten war um diese Zeit (1588 März) auch der Tod des Prinzen von Conde ein wichtiger Verlust.

lust. Man fand in seiner Leiche Spuren von einer Vergiftung.

Die Ligue war aber nicht allein für die Hugenotten, sondern auch für Heinrich III, sehr gefährlich. Die Seele der Ligue war jetzt der von einem reichen Kaufmann zu Paris gestiftete Bund der Sechzehner, der, von spanischen und päbstlichen Ränken beherrscht, nichts geringeres, als den Plan entwarf, Heinrich III gegen den Herzog von Guise zu vertauschen. Man dürfe, sagte man, dem schwachen treulosen Heinrich nicht trauen; die katholische Religion würde sich unter ihm stets in Gefahr befinden. Heinrich III hielt es (1588) für nöthig, Kriegsvolk nach Paris zu ziehen; 4000 Schweitzer und 2000 Franzosen. Jetzt kam Guise nach Paris. Das Volk empfieng ihn mit den lebhaftesten Freudensbezeugungen. Man nennte ihn laut den Beschützer der Kirche und des Glaubens. Heinrich III und seine Rathgeber waren nicht ungeneigt, den vielgeltenden, furchtbaren Mann durch mörderische Gewalt aus der Welt zu schaffen; aber die Besorgnisse der Katharine verhinderten die Aus-

führung dieses Planes, und bald war es zu derselben nicht mehr Zeit. Die guisische Parthey benutzte den Einmarsch der Truppen als ein Mittel, das Volk (im May) zur Empörung zu reitzen. Der Ausbruch derselben erfolgte auf dem von vielen Handwerkern bewohnten Platze Maubert, den Heinrich III nicht zu rechter Zeit besetzen ließ. Ein Advocat, Nahmens Cruce, ließ durch Knaben zum Aufruhre ermuntern. Die Officiere des Herzogs von Guise vertheilten sich in eben dieser Absicht in die verschiedenen Quartiere der Stadt. Der Graf von Brisson versperrte den Zugang zu dem Universitätsquartiere durch Fäßer, Breter, Bohlen. Diese Baricaden wurden bald in der ganzen Stadt nachgeahmt. Handwerker, Handelsleute, Bürger — alles griff zum Gewehre. Die Anhänger des Herzogs reitzten immer mehr zum Aufruhre. Man reitzte unter andern durch das ausgesprengte Gerücht, der König habe schon 20 Galgen und einige Blutgerüste errichten lassen. Heinrich III schickte seinen Soldaten, die überall eingeschlossen waren, den Befehl, sich ganz ruhig nach dem Louvre zurück zu ziehen. Man spot-

spottete über sie. Ein darüber zur Erbitterung gereitzter Schweitzer verwundete endlich einen Bürger. Sogleich wurden über 30 Mann getödet oder verwundet. Die Soldaten sahen sich gezwungen, das Gewehr umzukehren, und den Herzog von Guise hochleben zu lassen. Dieser ritt umher, um das Volk wieder zu besänftigen. Er hatte ja seine Absicht nun erreicht. Heinrich durfte sich der Ausführung seiner ehrgeitzigen Plane nicht mehr widersetzen. Er war, wegen eines Angriffes auf das Louvre so sehr in Furcht, daß er nach Chartres gieng. Seine Entfernung setzte den Herzog anfangs in Verlegenheit, weil er fürs erste nur den Majordom zu spielen wünschte. Er hätte ihn daher lieber in seiner Gewalt behalten. Doch Heinrich mußte in alles einwilligen. Man beschloß (im Sept.) die Ausrottung aller Nichtkatholiken. Guise stellte den fast unabhängigen Oberbefehlshaber der Kriegsmacht vor. In einer zu Blois gehaltenen Reichsversammlung wurde die ganze Verfassung abgeändert. Die ränkevollen Plane waren jetzt selbst den übrigen Prinzen des guisischen Hauses unerträglich. Sie und andere machten

ten Heinrich III auf seine bedrängte Lage so aufmerksam, und reitzten ihn so sehr zum Unwillen, daß er endlich (23. Dec.) den Herzog von 8 Edelleuten seiner gascognischen Leibwache, in seinem Vorzimmer, ermorden, und verschiedene Verwandte und Anhänger desselben in Verhaft nehmen ließ. Der alte Cardinal, der sich unter den letztern befand, stieß in seinem Gefängnisse so viele heftige Drohungen gegen den König aus, daß ihm dieser durch Soldaten gleichfalls das Leben nehmen ließ. Sein Leichnam wurde in einer Kalkgrube verscharrt; die Gebeine verbrennte man, und warf sie in das Wasser. Der Herzog von Majenne, der dritte Bruder des Guisen, war so glücklich, sich durch die Flucht zu retten. Er besaß weniger Ehrgeitz, aber mehr Klugheit und Vorsichtigkeit als sein älterer Bruder. Der Gram über die Ermordung desselben half den alten kränklichen Körper der Katharine, die an dem damahligen traurigen Zustande Frankreichs so viele Schuld hatte, so sehr zerrütten, daß sie 13 Tage hernach (1589 am 5. Jan.) ihr Leben endigte.

Aber

Aber die Freude, sich von seinem Hauptfeinde befreyt zu sehen, wurde Heinrich III gar sehr verbittert. Er benahm sich gegen die Parthey desselben mit zu weniger Entschlossenheit; er ließ den Häuptern zu viele Zeit, von dem schreckhaften Eindrucke, den Guise's Fall auf sie gemacht hatte, sich wieder zu erholen. Die eifrigen Katholiken, vornehmlich die Priester, mahlten jetzt den König, als den ärgsten, den verabscheuungswürdigsten Tyrannen ab. Sie versetzten das gemeine Volk, welches dem Herzog Guise sehr ergeben gewesen war, in die lebhafteste Bewegung. Um es den Verlust des Mannes inniger fühlen zu lassen, wurden prächtige Leichenbegängnisse angestellt, wurden feyerliche Umgänge gehalten. Eine Procession von 10000 kleinen Kindern, mit Kerzen in der Hand, begab sich nach der Kirche der h. Genoveva. Bey dem Eintritte in die Kirche wurden die Kerzen ausgelöscht, und mit Füßen getreten. „So möge" sagten die Priester „der Stamm von Valois in kurzer Zeit auch verlöschen!" Schon wurde der Nahme desselben ausgestrichen, und das Wappen abgebrochen; schon scheute man sich

sich nicht, ihn durch Schand- und Spottschriften zu verfolgen. Das bisherige Parlament wurde vom Bunde der Sechzehner (dem damahligen Wohlfahrtsausschusse) gewaltsam aufgelöset, und ein neues errichtet. Der Herzog von Aumale erhielt die Stelle eines Gouverneurs der Stadt. Man ordnete ein Regierungscollegium von 40 Mitgliedern an. Majenne, der zu Paris (im März) sehr freudig empfangen wurde, stellte den Generallieutenant des königlichen Hauses, und der Krone Frankreich, vor. Der größte Theil des Reichs war jetzt gegen Heinrich III in der Empörung begriffen.

In dieser Lage blieb für Heinrich III kein anderes Mittel übrig, als an den König von Navarra, und die huguenottische Parthey, sich anzuschließen. Die Verbindung mit dem Könige von Navarra brachte Heinrichen III den Vortheil, daß viele Städte sich ihm, aus Ergebenheit für jenen unterwarfen; daß seine Armee den Unternehmungen mit größerm Vertrauen entgegen gieng. Die beyden Könige schlossen hierauf Paris mit einem Heere von 30000 Mann ein,

ein, unter welchem sich 10000 Schweitzer, und 2000 Deutsche befanden. Heinrichs III Hauptquartier war zu St. Cloud. Hier ermordete ihn (1. Aug.) Jacob Clement, ein junger Dominicaner aus dem Dorfe Sorbonne, im Gebiethe der Stadt Sens. Andere Priester hatten ihm die schwärmerische Meynung beygebracht, daß er, durch die Ermordung des Königes, sich ein großes Verdienst erwerben würde. Heinrich war erst 39 Jahre alt. Die Freude, die man zu Paris über seinen Tod empfand, war äusserst lebhaft. Der Mörder Clement wurde von den katholischen Geistlichen, und selbst vom Pabste, hochgepriesen.

Siebzehntes Kapitel.

Philipp II steht der französischen Ligue gegen Heinrich IV bey. Die Macht der vereinigten Niederländer steigt indessen immer höher. Elisabeth, und Heinrich IV, spielen ihre großen Rollen aus.

Als Heinrich III ermordet war, hatte der bisherige König von Navarra aus dem Hause Bourbon, Heinrich IV, das größte Recht, den französischen Thron zu besteigen. Aber Heinrich war ein Verehrer der reformirten Religion; er war in den Augen der eifrigen Katholiken ein Ketzer, der die französische Krone im höchsten Grade würde be-

schimpft haben. Darinn waren alle Katholiken mit einander einig, daß sie keinen Huguenotten zum Könige haben wollten. Aber in der Wahl desjenigen, der dessen Stelle einnehmen sollte, konnten sie sich nicht vereinigen. Einige stimmten für den alten Cardinal von Bourbon, Karl, den ersten Prinzen vom königlichen Hause, Heinrichs IV Vatersbruder. Für diesen stimmte auch die spanische Parthey der Ligue, weil sie nach dem Tode desselben, der nicht mehr weit entfernt seyn konnte, Philipps II Plan, die spanische Monarchie der Prinzessin Isabella zu verschaffen, um so leichter durchzusetzen hoffte. Philipp II, der Urheber dieses Planes, suchte aber Heinrich IV schon deswegen vom französischen Throne zu entfernen, weil er, als Besitzer desselben, ihm das seinen Vorfahren mit Unrecht entrissene Königreich Navarra wieder wegnehmen konnte. Philipp II hatte sich, um die Ausführung seines Planes zu befördern, (1585 Febr.) mit dem Hause Guise und der Ligue, verbunden. Karl von Bourbon sollte nun König werden. Er sollte sich dagegen verbindlich machen, alle dem Philipp von den Huguenotten

notten in den Niederlanden weggenommenen Städte zurückzugeben, und ihm die aufrührerischen Niederländer bezwingen zu helfen. Philipp wollte nicht nur ein Truppencorps, sondern auch monathlich 50000 Kronen, so lange hergeben, bis die Huguenotten in Frankreich völlig ausgerottet seyn würden. Der Herzog von Guise sollte noch besonders für sich jährlich 200000 Kronen bekommen. So unterhielt Philipp II, während ihn die Händel mit den Niederländern schon genug beschäfftigten, während daß sich seine Seemacht in einem sehr geschwächten Zustande befand, während daß er seine Armee in Flandern nur mit Mühe bezahlte, die Verbindung mit der Ligue immer fort; auch schickte er ihr von einer Zeit zur andern ansehnliche Geldsummen.

Karl von Bourbon, dem eine Parthey der Ligue den Thron bestimmte, hatte aber an dem Könige von Navarra, seinem Brudersohne, einen sehr furchtbaren Gegner. Heinrich IV, den Heinrich III zu seinem Nachfolger ernennt hatte, wurde sogleich im Lager zum Könige ausgerufen. Er war von

seinem

seinem Großvater, dem Könige Heinrich von Albret, und seiner Mutter Johanne, so recht für seine künftige Bestimmung erzogen worden. Jener, ein eben so tapfrer als kluger Fürst, ließ seine Tochter aus dem Lager in der Picardie nach Bearn kommen, damit sie seinen Enkel im Vaterlande zur Welt bringen möchte. Sie mußte bey ihrer Niederkunft (1553 am 13. Dec.) ein Liedchen singen, und der Großvater flößte dem neugebohrnen Prinzen etwas Wein ein; auch bestrich er seine Lippen mit Knoblauch. Um ihn abzuhärten, und von aller Weichlichkeit zu entfernen, gewöhnte er ihn an gemeine Speise und Kleidung, gewöhnte er ihn, Hitze, Kälte, Regenwetter, zu ertragen, und im bloßen Kopfe, ja oft mit bloßen Füßen, auf Felsen herumzuklettern. Seine Mutter ließ ihn gut unterrichten. Plutarchs Lebensbeschreibung las er vorzüglich gern. In der Schule der Widerwärtigkeiten erzogen, abgehärtet, sparsam, arbeitsam, redlich und menschenfreundlich, auf Ehre den höchsten Werth setzend, dabey eben so tapfer als klug, aber auch ein schöner Mann, dessen Gesichtsbildung eben so viel Ehrfurcht

als Vergnügen einflößte, war Heinrich schon für viele Franzosen so sehr der Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe, daß sie ihm bereitwillig als ihren Monarchen huldigten. Aber bald schlichen sich viele Katholiken aus seinem Lager weg, und die übrigen hielt blos die Hoffnung, daß er in den Schoos der katholischen Kirche wieder zurückkehren würde, noch zurück. Manche mißbrauchten den Vorwand der Religion, um, in der bisherigen Unabhängigkeit, ihren ungerechten und schändlichen Lebenswandel fortsetzen zu können. Der Herzog von Mayenne, der sich noch selbst auf den Thron zu schwingen hoffte, sammelte, um seine Absicht glücklicher zu verbergen, so viele Stimmen für den Kardinal, daß dieser unter dem Nahmen Karl X zum Könige ausgerufen wurde.

Heinrichs IV Heer hatte sich indessen, durch die Entfernung der Katholiken, so beträchtlich vermindert, daß er die Belagerung von Paris aufheben, und sich nach der Normandie zurückziehen mußte, um der von der Elisabeth ihm versprochnen Hülfe näher zu kommen. Der Herzog von Mayenne rückte

ihm mit einer so zahlreichen Armee nach, daß sie fünfmahl stärker als die seinige war. Heinrich, der nicht mehr als 6000 Mann hatte, zog sich nach Dieppe. Mayenne rückte ihm nicht geschwinde genug nach. Heinrich befand sich in so großer Verlegenheit, daß man ihm den Rath gab, entweder in England, oder in Rochelle, seine Zuflucht zu suchen. Aber Biron überzeugte ihn von den gefährlichen Folgen seiner Entfernung so glücklich, daß er den muthlosern Plan aufgab. Er verschanzte sich hierauf bey Arques, einer kleinen Stadt nicht weit von Dieppe. Mayenne, der ihn hier angriff (1559 am 21. Sept.) wurde zurückgetrieben. Aber seine Officiere wurden uneinig, und seine Soldaten hatten noch wenig Erfahrung. In Paris hatte man schon Fenster gemiethet, um den gefangnen Bearner (so nennte man Heinrich IV) einführen zu sehen. „Die Pariser sollen mich sehen" sagte Heinrich, und eilte sogleich nach der Hauptstadt. Aber aus Mangel an Kanonen konnte er nur die Vorstädte einnehmen. Doch besetzte er viele andre Städte. Seine Bundesgenossin, die Königin Elisabeth, unterstützte ihn auch mit Kriegs-

Kriegsvolk und Geld. Seine Casse war aber dennoch so wenig reichlich angefüllt, daß er seine Kriegsleute manchmahl mußte auseinander gehen lassen. Aus eben diesem Grunde wünschte er auch so sehr entscheidende Treffen zu liefern. Diesen wich Mayenne, der das Uebergewicht von Heinrichs Generalstalenten fühlte, so lange aus, bis die Pariser, und der päbstliche Legat, gar zu sehr in ihn drangen, bis seine Armee noch durch 7000 Spanier verstärkt worden war. Heinrich belagerte die Stadt Dreux. Dieser wollte Mayenne zu Hülfe kommen. Dieß lockte ihn (1590 am 14. März) in die Ebene bey dem Flecken Ivry an der Eure. Seine Armee war 16 bis 17000 Mann stark; Heinrich zählte nur 1000 Krieger. Heinrich schloß an das öffentliche Gebeth seines reformirten Predigers ein eigenes Gebeth an, das seinen edlen Gesinnungen Ehre macht; ein Gebeth, das ihn mit Muth, und sein Kriegsvolk mit Vertrauen, belebte. „Wenn" sagte er zu seinen Kriegern auf seinen weißen Federbusch hinweisend „wenn ihr eure Fahnen und Standarten verliert, so verliert nur meinen weißen Federbusch nicht

nicht aus den Augen; ihr werdet ihn beständig auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden!" Mit der Verwegenheit eines gemeinen Kriegers drang er hierauf unter den dichten Haufen der spanischen Lanzen ein. Sein Beyspiel begeisterte seine Leute so glücklich, daß kaum 4000 von den Feinden dem Tode oder der Gefangenschaft entgiengen. Seine Landsleute befahl er zu schonen, und die Stand haltenden Schweitzer ließ er ruhig abziehen. Der durch das für die ligistische Armee so unglückliche Treffen in Paris verbreitete Schrecken war so groß, daß Heinrichen eine Ueberraschung, wenn er sie wagte, vielleicht gelungen wäre. Aber der Geldmangel drückte ihn so sehr, daß er sich auf 14 Tage lang in dem Städtchen Mante aufhielt. In diesem Geldmangel ließ ihn sein Schatzmeister, der Marquis d'O, absichtlich schmachten, damit der Krieg nicht so geschwinde ein Ende nehmen möchte. Doch würde es immer eine sehr gewagte Unternehmung gewesen seyn, wenn Heinrich IV, mit nicht mehr als 16000 Mann, eine auf 200000 Menschen fassende Stadt hätte überraschen wollen. Er machte daher

daher den Plan, sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. An der Ausführung dieses Planes wurde er durch die ligistische Armee gar nicht mehr gehindert. Mayenne mußte den schwachen Ueberrest derselben nach der Picardie führen, um daselbst die Hülfe des Herzogs von Parma zu erwarten. Heinrich IV marschierte also, durch nichts mehr gehindert, wieder vor Paris, wo der Herzog von Nemours den Oberbefehl führte. Bald hatte er, im Besitze der Seine und Marne, alle Zugänge zu Paris so versperrt, daß die zahlreichen Bewohner der großen Stadt den dringendsten Mangel an Lebensbedürfnissen fühlten. Dennoch wollten sie lieber hungern, als einen Ketzer für ihren König erkennen. Sie theilten daher ihren eigentlich nur auf fünf Wochen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln so sparsam ein, daß sie sich mit demselben 4 Monathe lang gegen den Hungertod wehren konnten. Diese Standhaftigkeit setzten sie selbst noch alsdenn fort, als durch Karls X Tod (am 9. May) der Thron wieder erledigt wurde. Aber die Partheyen wurden jetzt wieder uneiniger, als zuvor. Selbst die Personen des Hauses Guise

Guise hatten nicht einerley Interesse. Der Herzog wünschte die Krone seinem Sohne, Mayenne gönnte sie aber niemanden lieber, als sich selbst. Die spanische Parthey arbeitete jetzt von neuen, Philipps II Plan zur Ausführung zu bringen. Indessen maßten sich die Sechszehner eine despotische Regierung an.

Der kluge Herzog von Parma, der die mit dem Plane seines Monarchen verbundenen Schwierigkeiten sehr wohl einsah, gab demselben den Rath, die Ligue nur in so weit zu unterstützen, daß sie von Heinrich IV nicht könnte überwältigt werden. Er schickte daher dem Herzog von Mayenne auch nicht mehr als 3500 Mann. Da jedoch Paris der Gefahr, in Heinrichs IV Gewalt zu gerathen, sich immer sichtbarer näherte, so mußte Parma, dem ausdrücklichen Befehle seines Königes zu folge, mit seiner ganzen Armee nach Frankreich aufbrechen. Der Herzog von Parma und Heinrich IV, die sich in Ansehung ihrer Feldherren-Talente, jetzt mit einander messen konnten, waren einander in manchen Betrachte ähnlich. Fast in

in gleichem Alter, und von Jugend auf zum Kriegsdienste gebildet, vereinigten sie, mit Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, die glückliche Gabe, bey ihrem untergebenen Kriegsvolke sich in Ansehn zu erhalten; aber während daß der rasche Heinrich nicht selten von seinem Ungestüm und seiner Verwegenheit sich hinreissen ließ, blieb der überlegsamere, vorsichtigere Parma immer Herr seiner Leidenschaften und Handlungen. Daher suchte er einer Schlacht eben so sorgfaltig auszuweichen, als Heinrich IV ihr entgegen gieng.

Parma führte 14000 zu Fuß und 3000 zu Pferde nach Frankreich. Er empfahl seinen Officieren die sorgfältigste Beobachtung der Kriegszucht, damit die Spanier den Franzosen nicht verhaßt werden möchten. Er selbst bewies die äusserste Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Um sein Kriegsvolk bey Kräften zu erhalten, machte er nur kleine Märsche, so daß er erst gegen das Ende des Augusts (am 23ten) bey Meaux, acht Meilen von Paris anlangte, wo Mayenne mit 10000 zu Fuß und 1500 zu Pferde zu ihm

ihm stieß. Die vereinigte Macht belief sich nun auf 25000 Mann. Ihre Hülfe war der Stadt Paris um so unentbehrlicher, je mehr die Noth ihrer Einwohner den höchsten Gipfel erstiegen hatte. Und diese Noth würde vielleicht schon gar über sie gesiegt haben, wenn der menschenfreundliche, gegen die Drangsalen seiner pariser Unterthanen mit Mitleid erfüllte Heinrich IV den Greisen, Weibern und Kindern nicht die Erlaubniß gegeben hätte, Paris zu verlassen; wenn er die Bauern, die den Parisern Lebensmittel zuführten, mit größerer Strenge hätte zurückhalten lassen. „Ich mag" sagte er, „den Besitz von Paris nicht mit dem Untergange meiner Bürger erkaufen!"

Doch Heinrich IV, der seit einigen Wochen mit der lebhaftesten Hoffnung, die Hauptstadt in seine Gewalt zu bekommen, sich geschmeichelt hatte, fand sein Heer durch Krankheiten bis auf 20000 zu Fuß, und 5000 zu Pferde zusammengeschmolzen. Mit diesem durfte er es nicht wagen, den Angriff des Herzogs von Parma von Paris abzuwarten. Er rückte daher bis auf 3 Meilen entgegen. Sein Lager war bey Chelles, einem bey dem Walde Bondy liegenden Flecken. Da er dem Herzoge von Parma eine Schlacht zu liefern wünschte, ehe sich sein Heer noch stärker verminderte, so forderte er ihn förmlich auf, aus seinem wohlverschanzten Lager in das freye Feld zu ziehen. Parma, der jedoch keinen Beruf fühlte, zu einer für seinen Gegner günstigen Zeit ein Treffen zu liefern, benutzte Heinrichs Erwartung zu einer glücklichen Täuschung. Wahrend daß er die Aufforderung zur Schlacht anzunehmen schien; während daß er seine Reiterey in einer sehr ausgedehnten Fronte aufmarschieren ließ; während daß Heinrich schon seinen Angriff erwartete, bemächtigte sich sein Fußvolk der kleinen Stadt Lagny, wo er über die Marne setzte, und der Stadt Paris näher rückte. Heinrich IV empfand über diese Täuschung den lebhaftesten Aerger. Sein Heer war geschwächt, das umherliegende Land von allen Lebensmitteln entblößt, die Kriegscasse ausgeleert. Viele adelige Freywillige sehnten sich bey der Annäherung des Herbstes wieder nach Hause. Unter diesen Umständen mußte sich Heinrich IV zum Rück-

Rückzuge nach St. Denis entschließen, wo er nur ein Corps von leichten Truppen bey sich behielt, alle übrigen aber verabschiedete. Dem Herzoge von Parma brauchte er keinen nachdrücklichen Widerstand mehr entgegen zu setzen. Denn da sich dieser immer mehr von der Abneigung der französischen Herren; den Vortheil seines Monarchen zu befördern, überzeugte, so zog er sich nach den Niederlanden, wo seine Armee so unentbehrlich war, wieder zurück. Er versprach zwar, der Ligue Geld und Kriegsvolk zu schicken; aber er schickte nichts.

Heinrich benutzte die überlegene Macht, die ihm Parma's Abzug verschafte, immer mehr Städte in seine Gewalt zu bringen. Ein neuer Feind, der Pabst, vermehrte seine Unruhe nicht sehr. Gregor XIV, der nicht nur ihn und alle seine Anhänger in den Bann gethan hatte, ließ (1591) durch Oberitalien 12000 Mann in Dauphine einrücken, die aber von einem Generale Heinrichs IV bald wieder zurückgeschlagen wurden. Heinrich IV selbst belagerte jetzt (1592) die Stadt Rouen, einen Hauptort der Ligue, mit

mit einer Armee von 35000 Mann. Ihr Commandant, der eben so unerschrockene, als wachsame und erfahrne Villars, vertheidigte sie mit der lobenswürdigsten Standhaftigkeit. Aber Mayenne, und die übrigen Häupter der Ligue, fühlten die Nothwendigkeit, der Stadt zur rechter Zeit Hülfe zu leisten, so dringend, daß sie, zu einem nachdrücklichen Versuche zu schwach, den Herzog von Parma ersuchten, ihre Macht abermahls verstärken zu helfen. Parma marschierte nun zum zweyten Mahle nach Frankreich, um der Ligue zu helfen; aber er marschierte so langsam, daß er daher nicht eher in der Nähe der bedrängten Festung anlangte (1593 Jan.) als bis das Ende ihrer Belagerung nicht mehr weit entfernt war. Heinrich IV gieng daher der vereinigten Armee des Herzogs und der Ligue, die sich auf 25000 zu Fuß und 6000 zu Pferde belief, nur mit seiner Reiterey entgegen, um durch kleine Angriffe ihre Aufmerksamkeit auf dem Marsch nach Rouen zu entfernen. Bey dieser Gelegenheit gieng, wie dieß schon mehrmahls der Fall gewesen war, Heinrichs Muth zuweilen in Verwegenheit über.

über. Einst drang er an der Spitze von 400 Mann so weit vor, daß er eine Wunde bekam, daß er sich in Gefahr befand, abgeschnitten zu werden. Villars griff indessen sein die Festung belagerndes Fußvolk mit einem so glücklichen Erfolge an, daß er, nachdem Parma seine Besatzung durch 800 Mann verstärkt hatte, die Stadt noch zwey Monathe lang zu vertheidigen glaubte. Parma zog sich daher auch wieder nach der Picardie zurück, um von den Niederlanden weniger entfernt zu seyn. Aber schon nach einigen Wochen fühlte sich Villars so sehr im Gedränge, daß ihm Parma's Beystand unentbehrlich war. Dieser eilte nun mit schnellen Märschen wieder herbey. Heinrich IV, dessen Edelleute noch nicht wieder angekommen waren, hatte so wenig Macht beysammen, daß er die Belagerung von Rouen aufheben mußte. Parma zog hierauf (30. April) in diese Stadt gleichsam im Triumphe ein. Als aber die Spanier und die ligistischen Truppen sich der Stadt Caudebec an der Seine bemächtigt hatten, befanden sie sich auf der Halbinsel Ceaux, die dieser Fluß bildet, von Heinrichs von neuen ver-

stärkten Kriegsvolke, so eingeschlossen, so bedrängt, daß ein Theil von ihnen schon geschlagen, der andere seinem Untergange schon nahe war. Von demselben wurde er blos durch Parma's kluge Entschlossenheit, und Birons verspäteten Anmarsch, gerettet. Parma gieng hierauf nach den Niederlanden zurück. Vergebens bath der kranke General um den Abschied. Er sollte vielmehr der Ligue zum dritten Mahle zu Hülfe ziehen. Er rüstete sich hierzu von neuen. Die Stärke seines Geistes hielt der Schwäche des Körpers einige Wochen lang das Gleichgewicht. Aber unvermuthet war der eben so vortreffliche Feldherr als Staatsmann, dessen klugen Rath Philipp II viel zu wenig benutzte (1592 Dec.) im 47sten Lebensjahre vom Tode überrascht. Um eben diese Zeit verlohr Heinrich IV seinen Marschall Biron, der bey der Belagerung einer kleinen Stadt sein Leben einbüßte. Da Heinrich aus Geldmangel nicht mehr als 6000 Mann fortdauernd unterhalten konnte, so waren seine Unternehmungen von keiner großen Bedeutung. Dennoch fühlte sich die Ligue so entkräftet, daß der Graf Peter Ernst von Mansfeld,

feld, Philipps Statthalter in den Niederlanden, seinen Sohn Karl mit 7000 Mann zu Hülfe schicken mußte, und auch jetzt belief sich die vereinigte Armee auf nicht mehr als 18000 Köpfe. Nachdem diese Noyon, eine ansehnliche Stadt in der Picardie, erobert hatte, marschierte der Graf Karl schon wieder nach den Niederlanden zurück, weil Philipp II von seinen Unterhandlungen mit der ligistischen Parthey schon so viel erwartete, daß er seine Waffen ersparen zu können glaubte.

Die Häupter der Ligue veranstalteten nehmlich damahls (1593 Jan.) zu Paris eine Reichsversammlung, welche die Absicht hatte, den Thron mit einem katholischen Prinzen zu besetzen. Als Philipps Bevollmächtigter erschien in derselben der Herzog von Feria und Mendoza, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, der, durch den päbstlichen Legaten unterstützt, es dahin zu bringen hoffte, daß Philipps Tochter, Isabella, des salischen Gesetzes, welches die weibliche Linie von dem französischen Throne ausschließt, ungeachtet, denselben besteigen

steigen möchte. Da es aber auf die Wahl ihres Gemahles ankam, so konnten sich die verschiedenen Partheyen der Ligue nicht vereinigen. Philipps Gesandter schlug erst den Erzherzog Ernst, und hernach den jungen Herzog von Guise, vor; Mayenne gönnte die Hand der Isabella aber niemand lieber, als seinem Sohne. Diese Verschiedenheit der Gesinnungen war Ursache, daß die ganze Sache aufgeschoben wurde.

Heinrich IV war indessen, wegen des Einflusses der spanischen Parthey, so besorgt, daß er nicht nur durch ein Edict, diese Reichsversammlung für unrechtmäßig erklärte, sondern daß er auch die Nothwendigkeit einsah, den katholischen Herren, wenigstens mit der Hoffnung seines Ueberganges zum katholischen Glauben, zu schmeicheln. Die Erfüllung dieser Hoffnung blieb ihnen jedoch so lange aus, daß sie ernstlich auf die Wahl eines neuen Königes zu denken anfiengen. Heinrich IV überzeugte sich nun immer lebhafter, daß es ihm niemahls gelingen würde, den französischen Thron ruhig zu besitzen, wenn er sich für die Religion, welcher der bey weitem größte

Theil seiner Unterthanen zugethan war, nicht öffentlich bekennte. Selbst die Häupter der protestantischen Parthey, selbst seine Minister, riethen ihm zu diesem Schritte. Er faßte daher, nach einer großen Ueberwindung, endlich den Entschluß, aus Politik, den Heuchler zu spielen, und dem Glauben, von dessen Wahrheit er innig überzeugt war, öffentlich zu entsagen. Er lud hierauf (1593 Jan.) die vornehmsten katholischen Theologen seines Reiches ein, um ihn in den Grundsätzen ihrer Religion zu unterrichten; er hörte ihre Unterredung mit den protestantischen Gottesgelehrten an, und gieng hierauf (am 25. Jul.) zu St. Dionys in die Messe. „Paris, soll er gesagt haben, ist doch wohl eine Messe werth!“ Aber er las zugleich sein katholisches Glaubensbenntniß ab; er machte sich zur Vertheidigung der katholischen Religion verbindlich.

Heinrichs IV Uebergang zum Glauben der Väter verursachte eine fast allgemeine Freude. Um so mehr sank das Ansehn und der Einfluß der Ligue, welche jetzt ein Gegenstand beissender Satyren wurde. Die spa-

spanischen Unterhändler befanden sich in großer Verlegenheit. Sie erklärten Heinrichs Abschwörung der reformirten Religion für das, was sie wirklich war, für ein Werk der Heucheley; für eine Sache, die der Pabst erst genehmigen müsse. Daher nahm es auch Clemens VIII sehr übel, daß sich Heinrich IV, des Widerspruches seines Legaten ungeachtet, vom Erzbischofe von Bourges hatte vom Banne lossprechen lassen. Auch wollte er den Gesandten desselben kaum eine Audienz verstatten. Philipp war auch noch immer nicht entschlossen, seinen Plan wegen der französischen Krone aufzugeben; doch erklärte er sich jetzt für den jungen Herzog von Mayenne. Der Vater desselben both daher einem Vergleiche mit Heinrich IV weniger, als vorher, die Hand. Aber es fehlte Philippen durchaus an den Mitteln, seine und des Mayenne Hoffnung zu erfüllen. Es fehlte ihm ein General, den er Heinrichen IV entgegen stellen konnte; es fehlte ihm an Geld und an Credit. Die Genueser und andere Italiener hatten ihn bereits sieben Millionen Ducaten geliehen, und dennoch war er den niederländischen Truppen

 ihren

ihren Sold noch schuldig, und eben diese Truppen hatten, nach ihrer Rückkehr aus Frankreich, ihre Fahnen verlassen, und sich eigne Officiere gewählt, die ihnen alle Arten von Räubereyen und Erpressungen erlaubten.

Während daß Philipps II Hoffnungen, seiner Tochter den französischen Thron zu verschaffen, immer mehr verschwanden, arbeitete Heinrich IV mit immer glücklicherm Erfolge, sich die Liebe und das Zutrauen seiner Unterthanen zu erwerben. Da er Rheims, die eigentliche Krönungsstadt, noch nicht in seiner Gewalt hatte, ließ er sich zu Chartres salben. Jetzt (1594 März) hatte er auch die Freude, daß die Hauptstadt Paris ihm die Thore öffnete. Die meisten Bürger dieser Stadt hatte ihm sein menschenfreundliches, edelmüthiges Betragen schon vorher gewonnen. Aus Furcht vor der spanischen und ligistischen Garnison konnte man sich aber nur heimlich mit ihm in Unterhandlungen einlassen. Der Herzog von Mayenne entfernte sich, und Paris wurde von Heinrichs Kriegsvolk ganz ruhig be-

setzt. Die Spanier zogen ab. Brissac, der Oberbefehlshaber der Besatzung erhielt den Marschallsstab, und 100000 Thaler. Rouen, Lyon und fast alle andern große Stadte unterwarfen sich nun. Die Verlegenheit der Ligue wurde jetzt immer größer. Mayenne wünschte sich mit Heinrichen vergleichen zu können; aber er konnte sich nicht gleich von Spanien zurückziehen; er hatte sich eidlich verbindlich gemacht, Heinrichen nicht eher, als bis er vom päbstlichen Banne losgesprochen wäre, als König anzuerkennen. Und doch war es für Heinrich sehr wichtig, mit den Häuptern der Ligue sich ausgesöhnt zu haben. Mayenne hatte noch Bourgogne, Guise den größten Theil von Champagne, der Herzog von Mercoeur das meiste von Bretagne, in Besitz. Philipp II setzte, seiner schwachen Hoffnungen zur französischen Krone ungeachtet, den Krieg gegen Heinrichen fort, weil er, wegen der Art, wie er denselben behandelt hatte, keine Freundschaft von ihm erwarten durfte. Der Erzherzog Ernst schickte den Grafen Karl von Mannsfeld mit 12000 Mann nach der Picardie, wo er (im May) die Stadt la Chapelle

Polle eroberte. Heinrich, der sie nicht retten konnte, belagerte nun die große Stadt Laon in der Picardie, den wichtigsten Ort, den Mayenne noch im Besitze hatte. Das Schicksal derselben war ihm um so weniger gleichgültig, da sein zweyter Sohn, der Graf von Somerive, sich in derselben befand. Vergebens suchte ihr der alte Mayenne Hülfe zu leisten. Die Stadt mußte sich ergeben. Heinrich behandelte den Sohn des Herzogs von Mayenne sehr freundschaftlich. Nun unterwarfen sich auch Amiens, Cambray und andre Städte und Bezirke. Selbst der Herzog Guise fand es jetzt für rathsam, mit Heinrich IV sich zu vergleichen, und ihm Rheims, und andre Städte in Champagne, einzuräumen. Seinen Entschluß beschleunigte die Absicht der Landstände, ihre Provinz dem Heinrich zu übergeben. Heinrich verlieh ihm die Statthalterschaft in der Provence.

Jetzt (1594) war die Ligue fast ganz entkräftet. Heinrich IV that dem Könige von Spanien Vergleichsvorschläge; als diese nicht angenommen wurden, kündigte er ihm förmlich den Krieg an. Schon der so natürliche Wunsch, die ihm von Philipp II zugefügten Drangsale zu rächen, konnte ihn zu diesem Kriege aufmuntern. Philipp hatte ihn seine Verachtung zu auffallend fühlen lassen. Selbst in der Antwort auf seine Kriegserklärung nennte er ihn nur den Prinzen von Bearn. Auch war es für Heinrichs IV Politik, seinen katholischen Adel zu beschäfftigen. Während der Zurüstungen zu diesem Kriege befand sich Heinrich in Gefahr, unter den Händen eines Mörders zu fallen. Johann Chastel, der Sohn eines pariser Kaufmanns, 18 Jahre alt, drang (1594 am 27. Dec.) in das Zimmer des Königes, und stieß, als dieser gerade einen von seinen Vertrauten umarmen wollte, mit einem Messer nach demselben; er that ihm jedoch weiter keinen Schaden, als daß er ihn an der Lippe verwundete, und ihm einen Zahn ausbrach. Der junge Mörder hatte, seinem Geständnisse zufolge, es für ein sehr verdienstliches Werk gehalten, einen König zu ermorden, der noch unter dem päbstlichen Banne begriffen sey. Seine Meynung war eine Folge des von den katholischen Geistlichen

chen empfangnen Unterrichts; eine Folge von den Grundsätzen des neuen Ordens der Jesuiten. Das Parlament, dem Heinrich IV die Untersuchung der Sache übergeben hatte, verurtheilte daher nicht nur den Chastel, sondern auch einen jesuitischen Professor, den man solcher königsmörderischen Grundsätze überführte, zum Tode, und verbannte den ganzen Orden aus dem Bezirke seiner Gerichtsbarkeit. Diesem Beyspiele folgten auch andre Parlamente.

Heinrich IV, der für dießmahl dem Tode noch glücklich entgangen war, verband sich gegen Philipp II mit den vereinigten Niederlanden, die den Grafen Philipp von Nassau an die Gränze von Brabant rücken ließen. Dennoch aber fielen die Spanier, von Fuentes angeführt, in die Picardie ein. Auch belagerten sie, nach einigen andern glücklichen Unternehmungen, die Stadt Cambray, die stark befestigt, und gut besetzt war. Balagnay, der Commandant derselben, der sich von Heinrich IV eine Art von Unabhängigkeit ausbedungen hatte, war aber bey den Bürgern, seiner Erpressungen und seiner laster-

haften Gemahlin wegen, so verhaßt, daß sie mit Heinrich IV ihrer völligen Unterwerfung wegen unterhandelten; aber die von Balagnay gewonnene Gabrelle d'Estrees bewirkte, daß Heinrich denselben in seiner Statthalterschaft bestätigte. Die darüber mißvergnügten Bürger öffneten hierauf, während daß Balagnay zu einem Ausfalle Anstalten machte, den Fuentes die Thore. Die Besatzung, die sich in die Cittadelle zog, mußte, aus Mangel an Lebensmitteln, die Madame de Balagnay verkauft hatte, sogleich in die Uebergabe willigen. Madame de Balagnay gerieth jedoch wegen der Folgen ihres eigennützigen Verfahrens in eine so ängstliche Verlegenheit, daß sie weder Speisen noch Arzeneyen zu sich nahm, daß sie auf eine elende Art ihr Leben endigte. So waren zwey Frauen Ursache, daß Heinrich IV die wichtige Stadt Cambray verlohr.

Heinrich IV war während dieser Zeit in Bourgogne beschäfftigt. In diese Provinz rief ihn ein Einfall, den der castilische Connetable Velasco mit 10000 Mann vorgenommen

nommen hatte, zu welchen Mayenne mit 14000 Mann gestoßen war. Heinrich IV, der nicht mehr als 1800 Streiter bey sich hatte, griff bey Fontaine-Françoise, einem Flecken im Bezirke von Dijon, den Velasco so muthig an, daß dieser bestürzt seiner Armee, die noch gar nicht angerückt war, den Befehl zum Rückzuge gab; daß er sich, zum großen Aerger des Herzogs von Mayenne, in ein verschanztes Lager zurückzog. Der unerfahrne Velasco fürchtete sich wahrscheinlich vor Heinrichs Generalstalenten. Indem Mayenne, von den Spaniern verlassen, wegen seines Verhaltens ungewiß war, both ihm der großmüthige Heinrich IV unter der Bedingung, wenn er sich fürs erste nach Chalons begeben würde, Verzeihung und Aussöhnung an. Mayenne verließ hierauf das spanische Lager. Heinrich IV gieng mit 9000 Mann über die Saone; da ihm aber der Angriff des verschanzten Lagers des Velasco gar zu gefährlich schien, so brandschatzte und verwüstete er das umherliegende Land (die Franche-Comte) bis die Schweitzercantone ihn zum Abzuge bewogen.

Um

Um diese Zeit (14. Sept.) erhielt Heinrich IV endlich die päbstliche Lossprechung vom Banne, die nur durch Philipps II Ränke verspätet worden war. Dem Pabst wurde bange, Heinrich IV möchte sich, so wie ehedem der englische Heinrich VIII, von aller Verbindung mit ihm lossagen. Heinrich hatte übrigens von dieser Aussöhnung mit dem Pabst den Vortheil, daß alle noch übrigen Häupter der Ligue sich ihm unterwarfen. Er konnte daher seine ganze Aufmerksamkeit auf den Krieg gegen Spanien richten. Philipp II schickte seinem Statthalter, dem Erzherzog Albert, nicht nur spanisches und italienisches Kriegsvolk, sondern auch anderthalb Millionen Kronenthaler, um die Unternehmungen mit desto größerm Nachdrucke ausführen zu können. Dieser belagerte (1596) die Stadt Calais, deren Festungswerke während der bürgerlichen Kriege sehr vernachlässigt worden waren, und die Stadt wurde, nach einer Belagerung von weniger als drey Wochen mit Sturm erobert. Als Heinrich IV mit seiner Armee herbeykam, zog sich der Erzherzog Albert mit seinem sehr geschwächten Heere wieder nach den

Nie-

Niederlanden zurück. Heinrich IV übergab hierauf dem Marschall Biron ein Corps von 6000 Mann, um den südlichen Theil der Niederlande zu beunruhigen. Dieser siegte über einen General des Erzherzogs Albert. Um den Streifereyen, Plünderungen und Brandschatzungen der Franzosen Einhalt zu thun, besetzte der Erzherzog Albert (1597) die Stadt Turnhout mit 4 bis 5000 Mann, welche den Marquis von Varas zum Oberbefehlshaber hatte. Dieser unwissende General ließ sich von dem Grafen Moritz von Nassau so überfallen, daß sein Corps fast ganz vernichtet, daß er selbst getödtet wurde. Moritz gewann dieses Treffen hauptsächlich durch die Carabiner, gegen die seine Reiter die Lanzen vertauscht hatten.

Für diesen Verlust entschädigten sich die Spanier durch die Ueberrumpelung der Stadt Amiens. Die Bürger derselben, ehemahls eifrige Anhänger der Ligue, hatten sich erst kürzlich dem Könige Heinrich unterworfen. Aber sie behandelten das Vorrecht, sich selbst zu vertheidigen, sehr nachlässig. Dieß brachte den Commandanten der benachbarten Stadt

Stadt Durlens, Portocarrero auf den Gedanken, Amiens durch eine Ueberraschung in die Gewalt seines Herrn zu bringen. Drey tausend Mann, die er zu dieser Unternehmung bestimmte, marschierten (am 11. März) mit Anbruch der Nacht bis zu einer, eine Viertelstunde von Amiens liegenden Einsiedeley. Zehn bis zwölf der muthigsten und entschlossensten Soldaten verkleideten sich, nebst drey Officieren, in Bauern, die mit einem mit Balken beladenen Wagen, und mit Säcken voll von Nüssen und Aepfeln, nach der Stadt zogen. Die übrigen Truppen folgten langsam nach. Vor dem Thore ließ einer von den verkleideten Soldaten seinen Sack mit Nüssen, gleichsam als von ungefähr, fallen. Während daß nun die Thorwache über die Nüsse herstürzte, fuhr der Wagen mit den Balken unter das Thor. Ein herausgezogener Nagel bewirkte, daß die Pferde sogleich losgespannt waren, und ein Pistolenschuß gab hierauf das verabredete Zeichen. Die Spanier fielen nun über die Wache her, und bemächtigten sich des Thores. Die Zugbrücke konnte, wegen des auf demselben liegenden Wagens, nicht wieder aufgezogen

zogen werden. Ueber diese drang nun Portocarrero in die Stadt, und seit dieser Zeit ist jeder, der die Einwohner von Amiens an Nüsse erinnert, in Gefahr, von ihnen gemißhandelt zu werden.

Heinrichs IV Aerger über diesen Verlust war eben so groß als seine Besorgniß, daß diese glückliche Unternehmung der Spanier mehrere andre nach sich ziehen würde. Um so furchtbarer waren die Anstalten, die er zur Wiedereroberung von Amiens machte. Er versammelte ein großes Heer; auch erneuerte er die Verbindung mit England und den vereinigten Niederlanden. Elisabeth schickte ihm ein Hülfscorps von 4000 Mann; die Niederlande unterstützten ihm mit Geld; auch versprachen sie, die Spanier so in der Nähe zu beschäfftigen, daß sie nicht nach Frankreich marschieren könnten. Heinrich IV übertrug es dem Marschall von Biron, die Belagerung von Amiens anzufangen, und dieser hatte, als der König (im Jun.) anlangte, schon ziemlich große Fortschritte gemacht. Portocarrero der sich sehr brav wehrte, wurde bey einem Ausfalle getödtet; aber

aber sein Nachfolger, Montenegro, bewies nicht weniger Standhaftigkeit. Der Erzherzog Albert wurde jedoch durch den Geldmangel abgehalten, der Stadt zu rechter Zeit Hülfe zu leisten.

An diesem Geldmangel war Philipps II schlechte Staatswirthschaft Ursache. Er hatte den italienischen und niederländischen Kaufleuten für die ungeheuren Zinsen, die er ihnen für die vorgeschossenen Summen bewilligen mußte, gewisse Zweige seiner Staatseinkünfte versetzt. Dieses Verhältniß zog viele Unbequemlichkeiten nach sich. Um sich von denselben auf einmahl zu befreyen, hatte er (1596 Nov.) durch eine Verordnung alle Verträge, die wegen der Verpfändung seiner Einkünfte geschlossen worden waren, für ungültig erklärt. Er rechtfertigte dieses gewaltsame Verfahren durch den Vorwand, daß man von seiner Geldverlegenheit auf eine unerlaubte Art Vortheil zu ziehen gesucht habe; daß, wenn die bisherigen Verhältnisse fortdauerten, das Christenthum und die wahre Religion zu Grunde gehen müsse. Nun wollte ihm aber niemand mehr borgen. Daher

Daher sah sich Albert auch erst nach 5 Monathen (im Sept.) im Stande, der Stadt Amiens mit 25000 Mann zu Hülfe zu ziehen. Allein Heinrich IV blieb in seinem wohlverschanzten Lager, und Albert zog sich, ohne einen Angriff zu wagen, nach den Niederlanden zurück.

Philipp II, den Alter und Kränklichkeit kaltblütiger gemacht hatten, überzeugte sich jetzt immer mehr, daß seine Hoffnung, den französischen Thron zu erwerben, ihn getäuscht hatte; daß die Eroberungen in Frankreich mit großem Verlust in den Niederlanden erkauft worden waren. Seine Casse war leer, seine Soldaten waren unzufrieden. Doch auch Heinrich wünschte diesen Krieg zu endigen, um seinen Reiche die Ruhe, nach der es sich schon lange gesehnt hatte, einmahl zu verschaffen. Der Pabst Clemens VIII gab den Vermittler ab. Zu Vervins in der Picardie wurden (seit dem Febr. 1598) Unterhandlungen gepflogen, die, des Widerspruches der Elisabeth und der Generalstaaten ungeachtet, (am 2. May) einen völligen Vergleich bewirkten. Philipp II gab, gegen Cambray, alle in Frankreich eroberten Oerter, vornehmlich Calais und Blavet (das nachmahlige Port-Louis) zurück.

Während daß Philipp II die französische Krone zu erobern suchte, wurde sein Verlust der Niederlande immer gewisser. Während daß der Herzog von Parma seine Armee nach Frankreich führte, während daß dessen einstweiliger Nachfolger, der Graf von Mannsfeld, ein alter verdienter General, seinen Sohn, den Grafen Karl, mit den besten Truppen gegen Heinrich IV zu Felde ziehen ließ, sparten und sammelten die vereinigten Niederländer ihre Kräfte bis zu einer Zeit, wo sie derselben weniger entbehren konnten. Sie hatten unter der Leitung ihres Grafen Moritz, ihre Kriegsmacht zu Wasser und Lande eingerichtet, und ihre Gränzen befestigt. Der neue Statthalter, der Erzherzog Ernst (seit Jan. 1594) der am spanischen Hofe erzogen war, und von Philipp II als ein Sohn behandelt wurde, suchte durch schlaue Mittel die vereinigten Niederländer wieder für Spanien zu gewinnen. Zu diesen gehörten jedoch auch meuchelmörderische Ver-

Versuche, den Grafen Moritz aus der Welt zu schaffen, die aber so oft mißlangen, daß man endlich alle Lust zu denselben verlohr. Der Aerger, den der unglückliche Prinz darüber empfand, bewirkte, in Verbindung mit der Geld-Verlegenheit, und der getäuschten Hoffnung auf die französische Krone, daß ihn die Wassersucht schon im 43sten Jahre seines Alters tödtete (1595 Febr.) Fuentes, der hierauf die Stelle des Statthalters einstweilen versah, mußte seine besten Truppen gleichfalls nach Frankreich führen. Philipp übertrug nunmehr die Stadthalterschaft über die Niederlande dem gleichfalls in Spanien erzogenen Erzherzog Albrecht. Doch sein Plan, den er in Ansehung desselben entworfen hatte, gieng noch weiter. Er bestimmte ihn zum Gemahle seiner Tochter Isabella, für welche die Niederlande die Mitgift abgeben sollten. Philipp Wilhelm von Oranien, der Sohn des Stifters der niederländischen Freyheit, der 28 Jahre lang in Spanien gefangen gewesen war, begleitete ihn nach den Niederlanden. Man gab ihm alle seine Güther zurück. Albert hielt (1595 Febr.) einen feyerlichen Einzug. Nach dem Frieden

Frieden zu Vervins dachte Philipp II ernstlich an die Ausführung seines die Niederlande betreffenden Planes. Albrecht sollte, um die Vermählung mit der Prinzessin Isabella zu vollziehen, nach Spanien kommen. Noch vorher aber starb Philipp IV (1598 am 13. Sept.) Seit länger als zwey Jahren marterte ihn das Podagra, welches endlich in Wassersucht übergieng. Wider den Rath seiner Aerzte ließ er sich nach dem Escorial bringen, um seinem Leichenbegängnisse entgegen zu gehen. Zu dem erneuerten Podagra gesellten sich nun Geschwüre, gesellte sich die schreckliche Läusekrankheit. Ueber 7 Wochen lang lag nun Philipp, als ein bewundernswürdiges Beyspiel der Gelassenheit und Gedult, unausgesetzt auf dem Rükken. Verschiedene Verhaftete erhielten jetzt ihre Freyheit und ihre Güther zurück. Zwey Tage vor seinem Tode ließ Philipp seinen Sohn und seine Tochter vor sein Bett kommen, um ihnen noch gute Ermahnungen mitzutheilen. Bald hernach befahl er seinen Sarg in sein Zimmer zu bringen. Er starb im 72sten Jahre des Lebens, und 43sten der Regierung. Sein Körperbau war von mittlerer

lerer Größe, aber sehr verhältnißmäßig. Unter seiner breiten Stirne, auf welcher der Ernst ruhete, strahlte ein blaues Auge her: vor: Alles war bey ihm abgezirkelt und tactmäßig. Oeftere Ohnmachten, die ihn befielen, waren Folgen übertriebener Wollust; aber sein Geist blieb sich immer gleich, immer gegenwärtig. Seine Erfahrung ließ ihn den Ausgang einer Begebenheit oft vorsehen. Die Spanier nennten ihn daher auch den Vorsichtigen.

Aber der vorsichtige Philipp II war ein schlechter Wirthschafter, der die Reichthümer, die aus Amerika in seine Staatscasse flossen, auf unglückliche Kriege und Unternehmungen verschwendete. Nur allein im Jahre 1595 waren in Zeit von 8 Monathen 35 Millionen an Gold und Silber aus Amerika eingekommen, und von allen diesen Millionen war im folgenden Jahre keine Spur mehr vorhanden. Ja Philipp ließ, kurz vor seinem Tode, durch die Geistlichen Haus für Haus eine Beysteuer einsammeln. Er hatte so viele Capitalien aufgenommen, daß sich die Summe derselben auf 140 Millionen Ducaten belief. Zur Vermehrung dieser Schulden trugen die ungeheuren Zinsen bey, die sich seine Gläubiger, die italienischen und niederländischen Kaufleute, geben ließen. Diesen waren die besten und sichersten Einkünfte des Staates verpfändet. Als er sich durch einen Machtspruch von diesen drückenden Verhältnissen befreyen wollte, bewirkte er weiter nichts, als daß sein Credit noch schneller untergraben wurde. Der daraus entstehenden Verlegenheit wußten nun weder er, noch seine Minister, durch ein ordentliches Steuersystem abzuhelfen. Die auf die ersten Bedürfnisse des Lebens gelegten Abgaben, die immer höher getrieben wurden, halfen das Elend des ärmern Theils der Nation vergrößern. Handel und andres Gewerbe konnten den Schaden nicht vergüten, weil Engländer und Holländer dasselbe meistens in ihrer Gewalt hatten. Welcher Vortheil, welche Ehre wurde aber mit der Armuth des Staates und der Nation erkauft? Weder wirkliche, noch täuschende Vortheile. Philipp II führte mit den Niederländern einen fast 40jährigen Krieg; er rüstete gegen England ungeheure Flotten aus; er baute das Esco-

Escorial, das ihm allein über 5260000 Ducaten kostete. So legte Philipp zu dem Verfalle der spanischen Monarchie, der unter seinen Nachfolgern sich immer sichtbarer zeigte, den ersten Grund.

So wenig Philipp II ein guter König war; so wenig war er auch ein guter Gatte und Vater. Als er sich mit der portugiesischen Prinzessin, der Mutter des unglücklichen Don Carlos, verheyrathete, war er bereits mit der Isabella Osorio, der Mutter von zwey Söhnen, vermählt. Auch hatte er, ausser der Eboli, noch eine Geliebte Euphrosine, die der Prinz von Ascoli zur Gemahlin nehmen mußte.

Nach Philipps II Tod hielten der Erzherzog Albrecht und seine Gemahlin Isabella (noch im Sept.) ihren Einzug zu Brüssel; aber Philipps Plan, durch die Abtretung der Niederlande, seinem Hause zur Wiedererwerbung derselben den Weg zu bahnen, wollte durchaus nicht gelingen. Alle Bemühungen der Erzherzoge, (so nennte man den Albrecht und Isabellen) die Zuneigung der

der vereinigten Niederländer sich zu erwerben, waren vergeblich. Hauptsächlich aber wurden dieselben durch das Gefühl von Macht, welches die Niederländer um diese Zeit schon belebte, vereitelt. Diese Macht gründete sich auf die ausgebreitete Schifffarth und Handlung der Holländer.

Die Holländer, Seeländer und Friesländer hatten, als gebohrne Seeleute, die durch die Entdeckung von Amerika erweiterte Schifffarth ihren Herren der Spanier bald benutzt, um ihrem eignen Gewerbe einen größern Umfang zu geben. Sie tauschten, für ihre Heringe und Manufakturwaaren, die indischen Bedürfnisse des Luxus ein; sie bemächtigten sich des Negerhandels, den die Spanier ihren Bundesgenossen und Unterthanen überließen, die unter ihrem Nahmen nicht nur einzelne Schiffe, sondern ganze Flotten, hin- und herschickten, und den Vortheil von dieser Schifffahrt mit den Spaniern nur in einem sehr ungleichen Verhältnisse theilten. Selbst während des Krieges setzten die vereinigten Niederländer, unter dem Nahmen hamburgischer, oder lübeckischer Kaufleute,

letzte, diese Handelsverbindung fort. Erst gegen das Ende der Regierung Philipps II glaubte der spanische Staatsrath den Holländern den spanischen Handel, als die vornehmste Quelle ihrer Macht, abschneiden zu müssen. Man verboth ihnen nicht allein, die spanischen Häfen zu besuchen; man nahm ihnen auch ihre Schiffe und Waaren weg, und verurtheilte die Matrosen auf die Galeeren. Die Holländer wurden dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, die ostindischen Waaren auf einem neuen Handelswege sich zu verschaffen.

Schon vor mehrern Jahren hatte man in Seeland den Plan gemacht, auf der Nordwestseite unserer Halbkugel ins Eismeer, und von da zu dem großen Strome Obi zu dringen, um durch Sibirien, und die große Tatarey, nach China zu kommen. Einer der vornehmsten Urheber dieses Planes war Hugo von Linschoten, ein erfahrner Seemann. Auf seinen Antrieb rüsteten (1594) einige reiche Seeländer vier ansehnliche Schiffe aus, mit welchen man den neuen Weg erst auskundschaften wollte. Diese

Diese Schiffe kamen durch die zwischen Sibirien und der Insel Nowaja Semlja befindliche Meerenge Waigatz. Sie lernten nicht nur jene Inseln, sondern auch die Meerenge von Nassau, nebst den Staaten- und Oranien-Inseln, kennen. Im Herbste dieses Jahres kehrten sie nach Seeland zurück, und ihre Berichte schmeichelten der Hoffnung so sehr, daß im folgenden Jahre (1593) drey Schiffe zur Entdeckung des neuen Handelsweges bestimmt wurden. Bey dem Vorgebirge Yshöck auf Nowaja Semlja trennten sich diese Schiffe. Ihre fernere Fahrt wurde aber durch das Eis verhindert, und das eine derselben zertrümmerten ungeheure Eisschollen. Kaum rettete sich die Mannschaft desselben mit einigen Lebensmitteln nach Nowaja Semlja, wo sie, in schlecht verwahrten Hütten, gegen Kälte und Schnee, gegen Bären und Füchse kämpften. Erst im Julius kamen 250 Mann auf Schaluppen, unter unzähligen Gefahren, bis zum russischen Lappland, und endlich, nach einer Abwesenheit von einem Jahre, nach Holland zurück. Durch die widrigen Schicksale dieser Schiffe ließen sich die Holländer dennoch nicht

nicht abhalten, in den Jahren 1596, 1597 und 1600 neue Versuche zu machen, in dieser Gegend der Erde einen neuen Handelsweg zu finden; aber auch diese fielen unglücklich aus.

Indessen faßten einige andere holländische Kaufleute den Vorsatz, gerade nach Indien zu fahren, und sich einen Handelsweg dahin mit Gewalt zu eröffnen. Zehn derselben verbanden sich, unter dem Nahmen eines Handels in ferne Länder, und diese waren die Stifter der ostindischen Compagnie. Ihren Plan führte Cornelius Houtmann von Alkmar aus. Diesem hatte sein langer Aufenthalt zu Lissabon, wo er sich als Commissionär eines holländischen Handelshauses befand, hinlängliche Gelegenheit verschafft, sich eben sowohl mit der Lage des spanischen und portugiesischen Handels, als mit der fehlerhaften und nachlässigen Betreibung desselben, bekannt zu machen. Er gerieth in Verhaft, wurde aber von seinen Landsleuten losgekauft. Und jetzt (1595) giengen, unter seiner Anführung, ohne alles Geräusch, vier Schiffe in die See, und fuhren, um

das Hoffnungsvorgebirge herum, gerade nach Ostindien. Drey Jahre hernach (1598) nahm Houtmann eine zweyte Reise nach Ostindien vor, die noch glücklicher ausfiel.

Ausser der Gesellschaft, die diese kleine Flotte ausrüstete, hatten sich während der Zeit noch vier andre Handelsgesellschaften gebildet, deren Schiffe von ihren neuen Fahrten (1599) große Reichthümer mit zurückbrachten. Ihr reitzendes Beyspiel wirkte so mächtig, daß im folgenden Jahre (1600) auf einmahl 30 Schiffe ausliefen. Die Holländer behandelten die indianischen Fürsten viel klüger und schonender, als die stolzen und unbiegsamen Portugiesen, die sich ihnen durch Missionarien, Erpressungen und Frohndienste verhaßt machten. So gelang es ihnen, verschiedene Plätze zu bekommen, um ihren Handel durch Festungen zu sichern. Solche Festungen legten sie auf Ternate, auf den Molucken, auf Sumatra, auf Ceylon, auf Java, an. Auf der letzten Insel bauten sie das Fort Jacatra, welches sich 20 Jahre später (1621) in die große und schöne Stadt Batavia verwandelte. Sie nahmen den Por-

Portugiesen, den Unterthanen der Spanier, nicht nur Oerter, sondern auch reiche Ladungen, weg. Ueberall begünstigte sie das Glück, daß ihr kühner Unternehmungsgeist verdiente. Eine Compagnie entstand jetzt nach der andern; eine Seeunternehmung schloß sich an die andere an. Die wachsame Regierung der vereinigten Niederlande wußte diese viele Compagnien in Eine zu verwandeln, die (1602) auf 21 Jahre bestätigt, und in die Kammern zu Amsterdam, Seeland, Delft, Rotterdam, Horn und Enkhuysen, getheilt wurde. Die Aufsicht über die Verwaltung ihrer Angelegenheiten erhielt eine Commission von 17 Mitgliedern. Das Capital, das die Theilnehmer zusammenschossen, belief sich auf 6600000 Gulden. Die Flotten bestanden aus 14 bis 16 Schiffen. Auf den größern befanden sich Soldaten und Kriegsvorräthe. Bald zeigte sich sowohl die See- als Landmacht der Holländer in Ostindien von einer furchtbaren Seite. Bald hatten die Holländer in Ostindien ordentliche Armeen, nebst mehrern Festungen und Städten. Sie nahmen nicht nur den Eingebohrnen, sondern auch den Portugiesen, einen Bezirk nach dem andern weg. Den letztern blieb weiter nichts, als Goa und Diu, übrig. Auf Java behaupteten sie sich nicht nur gegen die einheimischen Fürsten, sondern auch gegen die Engländer. Ihr Generalgouverneur zu Batavia, der über Krieg und Frieden, und über das Schicksal von Königen, geboth, spielte eine sehr glänzende Rolle. So bildete sich, in einem noch nicht völlig eingerichteten Freystaate, eine reiche und mächtige Handelsgesellschaft; so stiegen aus dem niedern Stande große und verdienstvolle See- und Staatsmänner empor. In Amerika waren die Holländer weniger glücklich; doch setzten sie sich in Surinam, Berbice, Curaßao, St. Eustache, und auf andern Inseln, fest.

Jemehr durch die ausgebreitete Schifffahrt und Handlung der vereinigten Niederländer ihr Privatvermögen zunahm, um so stärker zeigten sich auch die Kräfte ihres Staates, und dieser befand sich um das Jahr 1600 so mächtig, daß er alle Friedensanträge verwarf. Seinen Muth erhöhete der traurige Zustand der spanischen Armee, die

das

des rückständigen Soldes wegen, abermahls im Aufstande begriffen war. Moritz, der indessen an Erfahrung und Ansehn gewonnen hatte, nahm, in Verbindung mit den Engländern, einen Kriegszug nach Flandern vor. Allein der Erzherzog Albrecht führte seinen Operationsplan so glücklich aus, daß sich Moritz bey Nieuport zwischen den Spaniern und dem Meere eingeschlossen sah. Ein ansehnliches Corps, das ihm der Graf Ernst von Nassau zu Hülfe führen wollte, wurde gänzlich geschlagen. Moritz schickte nun seine Flotte nach Ostende. „Soldaten!“ sagte er „es bleibt euch kein andrer Ausweg, als zu siegen, oder zu ersaufen!“ Seine Soldaten siegten (1600 am 2. Jul.) Die Spanier erlitten einen großen Verlust. Sie büßten ihre ganze Artillerie ein. Albrecht selbst befand sich in großer Gefahr. Nieuport war jedoch so gut versorgt, und Moritz hatte noch immer eine so gefährliche Stellung, daß er seine Truppen wieder einschiffen mußte. Er erfuhr nun das Schicksal, daß seine Unternehmung, des erfochtenen Sieges ungeachtet, scharf getadelt wurde. An Albrechten lobte man hingegen seine Klugheit und Geistesgegenwart.

Albrecht

Albrecht unternahm jetzt die äusserst merkwürdige Belagerung von Ostende, die von (1601 Jul. — 1604 Sept.) auf 3 Jahre und zwey Monathe dauerte. Sie kostete den Spaniern viele Millionen und 180000, den Niederländern aber 60000 Menschen, die nicht nur der Krieg, sondern auch die Pest, tödtete. Das von Minen und Gegenminen untergrabene Erdreich glich einem ungeheuern Maulwurfshügel, einem großen verpesteten Kirchhofe. Aber die Spanier konnten, weil es ihnen an einer Flotte fehlte, die Seeseite nicht sperren. Die Belagerten erhielten daher immer neue Unterstützung an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen. Hinter jedem eroberten Werke stieg immer wieder ein neues empor. Als Spinola die Stadt endlich einnahm, war sie fast nichts mehr als ein Steinhaufe. Albrechts Gemahlin, Isabella, welche auf keine so lange Belagerung gerechnet hatte, mußte, ihrem Gelübde gemäß, ihr Hemde so lange tragen, bis es die Isabellenfarbe annahm.

Die niederländischen Kaufleute, deren Sinn am meisten auf Handelsunternehmungen

gen

gen gerichtet war, fühlten die Last des lange fortgesetzten Kriegsaufwandes immer drückender, und überzeugten sich immer inniger, daß Moritz an kostbaren Entwürfen, die ohne glücklichen Erfolg blieben, zu viel Geschmack fand. Um so willkommener waren Anträge wegen eines Friedens oder Waffenstillstandes, zumahl da sie ihre mächtigste Stütze, die Königin Elisabeth, verlohren hatten.

Elisabeth, die ihre Glaubensgenossen in Frankreich und in den Niederlanden so nachdrücklich unterstützt hatte, und die ihre Unterstützung, und überhaupt ihre Unternehmungen, meistens vom glücklichsten Erfolge begleitet sah, erlebte gegen das Ende ihrer Regierung doch noch manches unglückliche Ereigniß. Sie verlohr erst ihren Günstling, den Grafen von Leicester; doch schien mit seinem Tode alle ihre Zuneigung zu ihm aufgehört zu haben, denn sie verkaufte, um sich selbst bezahlt zu machen, allen Hausrath desselben. Auch konnte ihre Zuneigung zu Leicester nicht lange dauern, da das Andenken an denselben durch ihren neuen Günstling, den Grafen von Essex, bald verdrängt wurde. Dieser junge, schöngebildete, feine, edeldenkende, aber auch aufbrausende, unbiegsame, ehrsüchtige Mann hatte sich ihre Zuneigung durch eine glücklich angebrachte Galanterie erworben. Elisabeth gieng an einem regnigten Tage spatzieren. Unvermuthet kam sie an eine Pfütze. Diese war zu tief, als daß sie hätte durchwaden können. Sie wollte daher eben einen Umweg nehmen, als der herbeygeeilte Essex seinen kostbaren mit Gold gestickten Mantel zu den Füßen der Königin in die Pfütze legte. Elisabeth, die über diesen Teppich durch den Schlamm gieng, fand den Urheber dieser Galanterie so liebenswürdig, daß sie ihn zu ihrem Vertrauten, zu ihrem ersten Minister machte. Weniger stolz und unbiegsam, hätte er alle ihre übrigen geheimen Räthe verdrängen können. Einst vergaß er im geheimen Rathe alle Ehrerbiethung gegen die Königin, die auf seinen Widerspruch nicht achtete, so sehr, daß er ihr den Rücken zukehrte. Elisabeth ward über diese Behandlung so unwillig, daß sie ihm, ein Schimpfwort ausstoßend, eine Ohrfeige gab. Essex griff,

griff, darüber ganz ausser sich gerathend, an den Degen, und schwur, daß er selbst Heinrich VIII eine solche Beleidigung nicht würde ungeahndet haben hingehen lassen. Lange arbeiteten seine Freunde vergeblich daran, ihn mit der Elisabeth wieder auszusöhnen. So eitel übrigens die sechzigjährige Elisabeth noch immer auf ihre Reitze war, so war sie dennoch ein Muster ihres Geschlechtes, so war ihr Hof immer eine Schule der Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Es war also der Elisabeth nur darum zu thun, zu gefallen, und auf diese Schwäche gründete Essex seine Herrschaft über die Königin, die er manchmahl mißbrauchte. Dieses zeigte sich besonders in seinem Benehmen nach seiner Rückkehr aus Irland.

Die damahligen Bewohner dieser Insel, die, in elenden Hütten, weiter keinen andern Reichthum, als etwas Rindvieh, hatten, fühlten gegen Cultur, noch mehr aber gegen die englische Herrschaft, eine so große Abneigung, daß sie sich den Anordnungen derselben oft auf eine sehr gewaltsame Art widersetzten. Jetzt brachen sie in eine förmliche Em-

pörung aus, und die englischen Truppen wurden von ihrem Oberbefehlshaber, dem Grafen von Tyrone, ganz entscheidend geschlagen. Elisabeth schickte hierauf (1600) den Grafen von Essex, den sie zum Vicekönig von Irland ernennt hatte, mit einer Armee von 22000 Mann dahin. Dieser befolgte einen fehlerhaften Operationsplan. Die Truppen wurden durch mühselige Märsche, und durch Mangel an Lebensmitteln, bis auf die Hälfte vermindert. Essex erhielt zwar eine Verstärkung von 2000 Mann; aber seine Soldaten waren so muthlos, daß sie in Schaaren von hundert davon liefen; daß zuletzt nicht mehr als 4000 übrig blieben. Essex mußte, nach einem Feldzuge von wenig Monathen, mit dem Grafen von Tyrone Frieden machen. So wenig Elisabeth Ursache hatte, mit dem Erfolge dieser Unternehmung zufrieden zu seyn, so groß war ihre Freude, ihren Liebling nach London zurückkommen zu sehen, als er, ihrem Befehle zuwider, sie durch seine schnelle Ankunft überraschte; als er sie, noch in Reisekleidern, in ihrem Schlafzimmer überraschte, wie sie eben das Bett verlassen hatte, und an ihrer Toi-

 lette

lette saß. Auf die Kniee sich werfend, und ihre Hand küssend, schien er durch die geheime Unterredung, die er mit ihr hatte, ihren ganzen Unwillen über den unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung besiegt zu haben, als Elisabeth die zärtliche Freundin der Königin aufopferte, ihn in Verhaft nehmen, und in ihrem geheimen Rathe zweymahl verhören ließ. Sein Verhaft wurde nun enger; er durfte nun niemand sprechen, selbst seine Gemahlin nicht; er durfte mit derselben nicht einmal Briefe wechseln. Nichts kränkte bey diesen Umständen den Essex inniger, als die Freude, die seine Feinde über sein Schicksal empfanden. Diese Kränkung zerrüttete seine Gesundheit. Elisabeth, deren zärtliche Freundschaft jetzt von neuen rege wurde, erlaubte nicht nur seiner Gemahlin, sondern auch andern Freunden, ihn zu besuchen. Als aber fünf der berühmtesten Aerzte, denen sie die Untersuchung seines Gesundheitszustandes auftrug, sein Leben in Gefahr erklärten, da ließ sie ihm durch ihren Leibarzt James nicht nur eine Suppe, sondern auch die Nachricht hinterbringen, daß sie ihn, wenn es nur der Wohlstand erlaubte, gern selbst besuchen würde.

würde. Dieser Beweis von den freundschaftlichen Gesinnungen der Königin wirkte mehr, wie alle Arzeneyen; Essex war wieder gesund. Seine Feinde benutzten aber eben diese schnelle Wiederherstellung seiner Gesundheit, seine ganze Krankheit für Verstellung zu erklären, und den Unwillen der Königin von neuen in Bewegung zu setzen. Dieser wurde durch die Nachrichten von seiner verhaßten Verfahrungsart in Irland, und von dem Muthe und der Klugheit seines Nachfolgers, des Lords Mountjoy, der in Zeit von wenig Monathen die Ruhe wieder herstellte, noch vermehrt. Sie wollte ihn daher auch nicht sehen; auch nahm sie das Neujahrsgeschenke, das er ihr nach Landessitte machte, nicht an; doch las sie seinen Brief. Allein Essex, der am Hofe so viele Feinde hatte, war unter den übrigen Bewohnern Londons so beliebt, daß sich ihre Unzufriedenheit über die Art, wie ihn Elisabeth behandelte, in lautem Murren, und in Schmähschriften, äusserte. Um nun ihr Betragen zu rechtfertigen, unterwarf Elisabeth das Verfahren des Grafen einer gerichtlichen Untersuchung. Diese sprach ihn, bis zur Begnadigung der Königin, die Aus-

Ausübung der Vorrechte seiner Würden ab, und verurtheilte ihn zum häuslichen Verhaft. Der berühmte Philosoph Bacon, ein alter Freund des Grafen, der als Advocat gegen ihn auftreten mußte, vertheidigte ihn, als er der Königin das Protocoll vorlas, mit solcher Wärme, daß Elisabeth lächelnd zu ihm sagte: ich sehe, daß alte Liebe nicht rostet. „Dieß werden" sagte Bacon „Ew. Majestät hoffentlich an sich selbst empfinden!"

Essex erhielt hierauf seine Güther wieder; auch blieb er Oberstallmeister. Aber den Zutritt erlaubte ihm Elisabeth noch nicht; sie schlug ihm auch die Erneuerung seines Weinmonopols ab. Essex hatte seit der Zeit kein anderes Gefühl, als Rachsucht. Elisabeth sollte vom Throne gestürzt werden. Daher munterte er den König Jacob von Schottland, den Sohn der Marie Stuart, zu einem Einfalle in England auf. Er versprach, ihn zu unterstützen; aber Jacob war zu klug, um in eine so gefährliche Unternehmung sich einzulassen. Auch Mountjoy lehnte seine Aufforderungen ab. Essex gieng endlich in der Wuth so weit, daß er an der Spitze von einigen hun-

hundert Anhängern, die blos mit einem Degen bewaffnet waren, durch die Straßen zog, und dem erstaunten Volke, das sich um ihn versammelte, unausgesetzt: „mein Leben ist in Gefahr!" zurief. Als sich nun niemand an ihn anschließen wollte, begab er sich nach seinem Hause zurück. Hier fand er alle Zugänge schon so besetzt, daß er nicht eher, als nach einem Gefechte, und zwar auf der Wasserseite, hineinkommen konnte. Verwegen genug, gegen ordentliches Kriegsvolk mit Kanonen sich wehren zu wollen, ließ er, als seiner Gemahlin, seiner Schwester, und ihren Jungfern und Mädchen ein freyer Abzug bewilligt worden war, den Muth so gewaltig sinken, daß er sich ergab. Elisabeth befand sich wegen des Todesurtheiles, dem sie, ohne die auffallendste Unpartheylichkeit zu beweisen, ihre Genehmigung nicht entziehen konnte, in der lebhaftesten Unruhe. Bald unterzeichnete sie; bald widerrief sie die Unterzeichnung wieder. Wie gern hätte Elisabeth, in Ansehung ihres Günstlings, Gnade vor Recht gehen lassen, wenn dieser Günstling nur weniger Hartnäckigkeit bewiesen, wenn er seiner Monarchin nur um Schonung hätte bitten wollen! Sie mußte

mußte ihn also (1601 am 1. März) hinrichten lassen.

Essex, der in seinem 34sten Jahre starb, hatte von seiner Königin einst einen Ring, als ein Denkmahl ihrer zärtlichen Freundschaft, erhalten. An diesen Ring durfte er sie jetzt nur erinnern. Auch schickte er ihn einer Dame, die ihn der Elisabeth ausliefern sollte. Aber dieser Ring kam in die Hände der Gräfin von Nottingham, der Gemahlin eines Erzfeindes des Grafen von Essex. Diese hielt ihn zurück, und erst auf ihrem Todbette gestand sie der Königin das schreckliche Geheimniß. Elisabeth, deren Gesundheit durch die Hinrichtung ihres Lieblings schon so sehr erschüttert war, daß sie eine finstre Schwermuth quälte, die gerieth jetzt über die Nachricht der Gräfin in eine solche Wuth, daß alle Vorstellungen und Ermahnungen fruchtlos waren, daß sie alle Nahrung, alle Hülfe zurückwies. Zehn Tage und zehn Nächte hindurch lag sie, völlig ausgekleidet, auf dem Fußboden, auf einem Teppich, auf Stuhlkissen gestützt, den Finger im Mund, und die Augen unausgesetzt auf die Erde geheftet, bis (1603 am 24. März)

März) der Tod ihre Leiden endigte. So höchst traurig schloß sich die Rolle der großen Königin! Sie hatte sich zwar zuweilen gestellt, als wenn sie sich auf Heyrathsanträge, welche ihrer Eitelkeit schmeichelten, einlassen wollte; aber die Herren, die ihr diese Anträge thaten, sahen sich in der Hoffnung, ihre Hand zu erhalten, am Ende immer getäuscht. Hielten sie ihre Günstlinge für das Ehestandsglück, das sie entbehrte, vielleicht schadlos? Nennte sie doch Essex ein an Geist und Körper abgenutztes Weib. Doch, nach Heinrichs IV Behauptung, starb Elisabeth als eine Jungfrau!

Für die Engländer bleibt die Regierung der Elisabeth unvergeßlich! Durch ihre sorgfältige Pflege hob sich der Handel und das Gewerbe der Engländer, die vor ihrer Regierung noch keine im Lande verfertigten, Messer, Taschenuhren und Kutschen hatten, zu einer ziemlich bedeutenden Höhe hinauf. Dieß bewirkte die kluge Elisabeth vornehmlich dadurch, daß sie die großen Vorrechte der Hanse aufhob; daß sie den französischen und niederländischen Manufakturisten, die,

der

der Religionsverfolgungen wegen, ihr Vaterland verließen, eine gute Aufnahme gestattete. Seit der Zeit konnten die Engländer die Manufakturen und Fabriken andrer Nationen immer mehr entbehren; sie konnten von ihrem Ueberflusse andern Völkern etwas mittheilen. Die Engländer handelten jetzt über Archangel, Astrachan, das caspische Meer, nach Persien, nach der Türkey, nach Ostindien. Es bildete sich zu London (1591) eine Gesellschaft von Kaufleuten, die nach Ostindien handelten, und (1600) von der Elisabeth einen Freyheitsbrief erhielten. Auf die Beförderung des englischen Handels wirkten aber besonders Richard und Thomas Gresham, Vater und Sohn. Der letzte beredete eine Anzahl englischer Kaufleute, der Königin so viel Geld vorzuschießen, daß sie die auswärtigen Staatsschulden, welche sehr hoch verzinset waren, abtragen konnte. Elisabeth wurde dadurch in den Stand gesetzt, diese beträchtliche Schuldenlast endlich ganz abzuwälzen. Eben dieser patriotischgesinnte Mann Gresham baute die Börse zu London, und stiftete eine höhere Unterweisungsanstalt für Bürgerkinder. Ein solcher Mann verdiente

diente es, daß ihm Elisabeth, durch eine öffentliche Umarmung, einen Beweis ihrer ausgezeichnetsten Hochachtung gab. So sehr indessen Handel und Schiffahrt der Engländer unter ihrer Regierung zunahm, so bestand doch, bey ihrem Tode, die englische Seemacht, nur aus 42 Schiffen, von welchen keins über 40 Kanonen zählte. Auch wollten den Engländern ihre Bemühungen, in andern Erdtheilen sich festzusetzen, noch nicht recht gelingen. Ihre Colonien in Virginien, welches dem jungfräulichen Zustande der Elisabeth zu Ehren seinen Nahmen erhielt, und in Newfoundland (Neuland) die Walter Rateigh, und sein Bruder Gilbert, stifteten, waren noch unbedeutend.

Elisabeth widmete ihre Sorgfalt aber nicht allein dem Gewerbe ihrer Unterthanen, sondern auch der Vermehrung ihrer Kenntnisse. Sie versah (1591) die Irländer mit der Universität zu Dublin. Ihr Beyspiel wirkte jedoch mehr, als ihre Freygebigkeit gegen Gelehrte, und wissenschaftliche Anstalten. Die vornehmen Engländer, und ihre Frauen und Töchter, wollten der Königin, in

in Ansehung der literarischen Bildung, nicht nachstehen. Daher studierte man die alten Sprachen, und die vortrefflichen Schriftsteller, des Alterthums, mit vorzüglichem Eifer, der auch die Verfeinerung und Veredlung der Muttersprache beförderte.

Der Tod der großen Königin Elisabeth entzog den vereinigten Niederlanden ihre vornehmste auswärtige Stütze. Ihr Nachfolger Jacob VI fühlte sich so wenig geneigt, ihnen Beystand zu leisten, daß er sie vielmehr zum Frieden ermahnte. Nach diesem sehnten sich auch die des Kriegsaufwandes überdrüßigen Kaufleute, die mit den kostbaren und doch fruchtlosen Unternehmungen des Grafen Moritz, die in Zeit von 9 Jahren eine Schuldenlast von 26 Millionen Gulden bewirkt hatten, gar nicht zufrieden waren. Das Ende dieses Krieges wünschte aber auch der zweyte Bundesgenosse der Niederlander, Heinrich IV, dem der Beystand, den er ihnen leistete, immer drückender wurde. Da man nun in Spanien die Unmöglichkeit, die Niederländer von neuen zu unterjochen, immer lebhafter einsah, so hatte man schon seit einigen Jahren (seit 1604) wegen eines Waffenstillstandes

des unterhandelt; auch zeigte sich Spanien nicht ungeneigt, die Holländer für unabhängig zu erkennen. Diese Gesinnungen der beyden Partheyen benutzte nun Heinrich IV zur Ausführung seines Planes, den Frieden zu vermitteln. Er schickte in dieser Absicht seinen Präsidenten Jeannin, einen der ersten Unterhändler seiner Zeit, nach dem Haag. Seinen Bemühungen setzten sich aber große Schwierigkeiten entgegen. Die spanischen Minister wollten in den Unterhandlungen zu Antwerpen (seit dem 6. Febr. 1609) die vereinigten Provinzen blos als Unterthanen ihrer Monarchie betrachten; der Prinz Moritz wünschte aus eigennützigen Absichten den Krieg fortgesetzt zu sehen, und die Minister der Republik zeigten sich gegen die Annahme der Friedensanträge schon deswegen nicht bereitwillig, weil sie von dem Interesse der übrigen Mächte, sie gegen Spanien zu schützen, vollkommen überzeugt waren. Um so standhafter aber arbeitete Heinrich IV an der Beförderung eines Vergleiches. Spanien, welches auf die freye Religionsübung der Katholiken in den Niederlanden drang, und denselben dagegen die freye Fahrt nach Indien

dien durchaus nicht gestatten wollte, gab endlich etwas nach. Wenigstens wurde die Freyheit des indischen Handels den Holländern, durch eine geheime Erklärung der vermittelnden französischen und englischen Gesandten, gesichert. Doch kam (1609 am 13. April) noch kein förmlicher Friede, sondern nur ein Waffenstillstand auf zwölf Jahre zur Richtigkeit.

Heinrich IV, der vornehmste Beförderer dieses Waffenstillstandes, endigte nicht lange hernach seine schöne Rolle. Er hatte sich (1595) nun auch mit dem Pabste ausgesöhnt. Die Absolution vom Banne wurde ihm in der Person seiner beyden Bevollmächtigten, d'Ossat und du Perron, ertheilt. Sie war mit eben so lächerlichen, als erniedrigenden Feyerlichkeiten verbunden. Clemens VIII schlug bey jedem Verse des Psalmes, welcher abgesungen wurde, die beyden zu seinen Füßen liegenden Bevollmächtigten mit einem kleinen Stöckchen auf die Schulter, um die Büßung ihres Königes anzuzeigen. Die Bevollmächtigten ließen sich diese schimpfliche Cerimonie gefallen, weil sie dereinst

einst Cardinäle zu werden wünschten. Die geistlichen Orden erhielten nun vom Pabst die Erlaubniß, für den König in der Kirche zu bethen; aber manche konnten sich hiezu so wenig entschließen, daß sie selbst noch nach 11 Jahren (1606) das Gebeth für den König unterließen. Und doch verdiente eben dieser Heinrich, den sie noch immer als einen Ketzer betrachteten, das Zutrauen seiner Nation im vollkommensten Maße.

Hat jemahls ein König den ernstlichen Vorsatz gehabt, einen weisen und wohlthätigen Regenten abzugeben, so war es gewiß Heinrich IV. Daher sein Eifer, um die Verwaltung der Staatseinkünfte eine größere Ordnung zu bringen; daher sein Bestreben, Manufakturen und Fabriken unter seinen Unterthanen zu befördern. Die Finanzen befanden sich in der schrecklichsten Verwirrung. Die ungeheure Verschwendung der vorhergehenden Könige, die so lange anhaltenden bürgerlichen Kriege, die vielen Zweige der Staatseinkünfte, die sich die Großen angemaßt hatten, die vielen fremden Gläubiger, mit denen man zu thun hatte, und die große Men-

Menge von Pächtern und Einnehmern, die, den Vortheil mit den Staatsbeamten theilend, den Schatz plünderten, und das Volk drückten, machten das französische Finanzwesen dieser Zeit zu einem Systeme der Unordnung und Ungerechtigkeit. Der König erhielt blos die Summen, die man ihm zu geben beliebte. Von 150 Millionen Livres Abgaben, welche die Unterthanen bezahlten, kamen nur 30 Millionen in den königlichen Schatz. Der von Heinrich ernannte Finanzrath täuschte Heinrichs Erwartung, weil der Finanzminister Sancy es nicht redlich meynte. Heinrich IV war endlich, durch die schöne Gabrielle d'Etrees aufmerksam gemacht, so glücklich, an Rosny, der ihm schon seit 20 Jahren als Officier und Staatsmann gedient hatte, einen einsichtsvollen und rechtschaffnen Mann zu finden, dem er (1599) die Oberaufsicht über die Verwaltung der Staatseinkünfte anvertrauen konnte. Dieser Rosny, in der Folge (1606) Herzog von Sully, der einen großen, alles umfassenden Geist mit einer ausgezeichneten Entschlossenheit verband, brachte, mit erstaunlicher Mühe, wieder Ordnung in die Finanzen.

Hein-

Heinrich IV und Sully wußten es sehr gut, daß die festeste Grundlage der Staatskräfte auf dem Wohlstande der Unterthanen beruht. Daher bemüheten sie sich, dem Gewerbe der Unterthanen einen größern Umfang zu geben. Daher suchte Heinrich, selbst wider Sully's Rath, die Seidenweberey in einen lebhaftern Gang zu bringen; daher ließ er Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und seine Unterthanen in der Wartung derselben üben; daher ließ er mehrere Flüsse schiffbar machen, und bequemere Wege anlegen; daher beförderte und gründete er die Manufakturen von Spitzen, Tuch, Leinewand, und Spiegeln. Daß er aber dadurch dem Luxus nicht den Eingang bahnen wollte, das beweiset sein Verboth des Goldes und Silbers auf den Kleidern, dem er sich selbst unterwarf. Daß er aber auch die Ausfuhre des Goldes und Silbers untersagte, das geschah vermuthlich in der Absicht, daß sich die Menge dieser für den Handel so unentbehrlichen Metalle nicht zu sehr vermindern sollte. Um den Aufwand der Staatscasse zu erleichtern, schaffte er die überflüssigen Soldaten ab. Die abgedankten mußten die in den

bür-

bürgerlichen Kriegen verwüstete Länderey wieder urbar machen helfen. Um den Bauern, die während der unruhigen Zeiten so viel gelitten hatten, ihr Schicksal milder zu machen, erließ er ihnen die rückständigen Steuern, und sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, den Bauern einen solchen Wohlstand zu verschaffen, daß jeder derselben am Sonntage sein Huhn im Topfe haben könnte. Diejenigen, die sich die Rechte der Edelleute ohne Grund angemaßt hatten, mußten hingegen die Steuern nachbezahlen. Mancher Edelmann, der am Hofe überflüssig war, mußte auf seine Güther ziehen. Das anziehendste Beyspiel einer guten Wirthschaft aber gab Heinrich IV seinen Unterthanen selbst.

Die Huguenotten gehörten zu Heinrichs IV fleissigsten Unterthanen; Heinrich hatte ehedem im Glauben mit ihnen übereingestimmt; sein Herz war ihnen noch immer nicht ungeneigt. So entstand (1595 April) das Edict von Nantes, welches den Reformirten die Befugniß ertheilte, fast an allen Orten des Reiches Prediger, und an vielen auch Schulen, zu halten; welches sie zu Staats- und Ehrenstellen

stellen berechtigte; welches ihnen Rochelle und andre Sicherheitsplätze einräumte. Anstatt des Zehnten, auf welchen ihre Prediger Anspruch machten, bewilligte er denselben eine ansehnliche Summe aus seinem eignen Schatze. Heinrich hatte aber das Mißvergnügen, daß nicht nur die katholische Geistlichkeit, und die Universität zu Paris, sondern auch das Parlament, der Ausübung des Edicts von Nantes widersprach, und daß sich das letztere erst nach einem Jahre zur Einregistrung desselben entschloß.

Die Sitte, eine empfangene Beleidigung durch einen Zweykampf abzuwischen, war in diesem Zeitraume in Frankreich so herrschend geworden, daß man jährlich einige hundert Personen, die sich dieser Sitte aufgeopfert hatten, ganz füglich rechnen konnte. Ja man behauptete, daß blos unter der Regierung Heinrichs IV auf 4000 Edelleute im Duelle umgekommen wären. Manche derselben unterwarfen sich der Gefahr, getödtet oder verwundet zu werden, aus Galanterie, weil der Werth, den ihnen die Damen beylegten, dadurch um so größer wurde. Diese Zweykämpfe

pfe untersagte nun Heinrich IV bey der Todesstrafe, und bey der Einziehung der Güther; aber diese Sitte war dem Charakter des französischen Adels zu tief eingeprägt, als daß diese scharfe Verordnung hätte zur Beobachtung gelangen können. Indessen gab doch Heinrich IV mehrere Beweise seiner strengen Gerechtigkeitsliebe; einen der merkwürdigsten aber gab er gegen den Marschall von Biron. Dieser, der, gleich seinem Vater, dem Könige große Dienste geleistet hatte, ließ sich, weil er sich zu wenig belohnt und geächtet glaubte, mit Savoyen und Spanien in ein für Heinrich gefährliches Einverständniß ein. Zwar gestand er es ein; auch erhielt er Verzeihung, und einen wichtigen Gesandtschaftsposten. Aber er machte (1602) dennoch von neuen den Plan, mit Spaniens Hülfe, sich zum Herrn von Bourgogne emporzuschwingen. Dieser Plan wurde durch einen von seinen Vertrauten verrathen. Als er ihn eingestehen sollte, bewieß er sich trotzig auf seine Unschuld, wollte er durchaus nicht um Gnade bitten. Heinrich überließ ihn daher der Schärfe der Gesetze, und er wurde enthauptet.

Hein-

Heinrich IV meynte es aber nicht allein mit seinem eignen Reiche, sondern mit ganz Europa, gut. Er wünschte unserm Erdtheile eine Verfassung zu geben, durch die alle Veranlassung zu politischen Zänkereyen, und zum Kriege, entfernt werden sollte. Er glaubte diese Absicht durch die Beförderung einer christlichen Republik zu erreichen. Europa sollte in 15 an Umfang und Macht einander ziemlich gleiche Staaten getheilt werden. Diese sollten einen gemeinschaftlichen Staatenrathe unterworfen seyn, und eine gemeinschaftliche Land- und Seemacht unterhalten. Da der türkische Staat in eine christliche Republik nicht paßte, so war seine Entfernung eine der ersten Unternehmungen derselben. Aber auch das Haus Oestreich war für dieselbe zu mächtig. Um es nun in das gehörige Verhältniß zu bringen, hatte Heinrich sich nicht nur mit verschiedenen deutschen Fürsten, sondern auch mit dem Erbstatthalter, mit Savoyen, der Schweitz, und Venedig verbunden, wollte er im nächsten Frühjahre mit 40000 Mann nach Deutschland ziehen. Seine Gemahlin Marie sollte indessen, von einem Staatsrathe unterstützt, die Regierung

führen.

führen. Sie wünschte noch vorher gekrönt zu seyn. Er erfüllte ihren Wunsch, aber wider seine Neigung. Eine traurige Ahndung kündigte ihm seinen nahen Tod an, der durch Nachrichten von Verschwörungen, durch Warnungen, immer wahrscheinlicher wurde. Sogar die Prophezeihungen der Wahrsager schienen dem von ängstlichen Empfindungen bestürmten Könige endlich nicht gleichgültig. Schon hatte er die Anstalten zur Krönung wieder einstellen lassen, als er ihnen (1610 am 10. März) endlich doch ihren Fortgang gestattete.

Am Tage nach der Krönung seiner Gemahlin (am 14ten) kämpfte Heinrich mit einem sehr schwermüthigen Gefühle, mit der lebhaftesten Unruhe. Endlich fuhr er, von einigen Großen begleitet, zu Sully ins Arsenal. In einer engen Gasse mußte die Kutsche, verschiedener Lastwagen wegen, stille halten. Die königlichen Bedienten traten eben deswegen auf die Seite, und waren meistens über einen Kirchhof gegangen. Von den beyden, die bey dem Wagen blieben, gieng der eine voraus, um Platz zu machen,

machen, und der andre beschäfftigte sich mit seinem Kniebande. Der König bog sich eben auf die Seite, um dem Herzoge von Epernon, der neben ihm saß, etwas zu sagen. Indem brachte ein Mensch, auf ein Rad der Kutsche tretend, ihm zwey Stiche in die Brust bey, von welchen der zweyte sogleich so tödlich war, daß Heinrich weiter nichts mehr, als: „ach Gott, ich bin verwundet!" sagen konnte. Der Mörder, Franz Ravaillac von Angouleme, ein ehemahliger Layenbruder in einem Kloster, der dem Wagen immer nachgegangen war, gestand seinen Vorsatz, den König zu ermorden, weil er die Huguenotten nicht hätte ausrotten, sondern vielmehr den Pabst und die katholischen Fürsten bekriegen wollen; er gestand, daß er in seinem Vorsatze durch Predigten bestärkt worden wäre. Wahrscheinlich war dieser Mord eine Verabredung des Herzogs von Epernon, des geheimen Feindes Heinrichs IV, mit den spanischen Ministern und den Jesuiten. Viele Einwohner von Paris grämten sich über Heinrichs Schicksal bis zum Tode. Die Königin hingegen, die eben nicht sehr erschrocken war, richtete ihre ganze

ganze Sorge darauf, daß sie, während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ludwigs XIII, von dem Parlamente als Regentin anerkannt werden möchte.

Eben diese Königin, Marie von Medici, war eine von den Ursachen, daß Heinrich IV das häusliche Glück, das er so sehr verdiente, entbehren mußte. Um dieses brachte ihn aber schon Margrethe von Valois; die ausschweifendste Frau ihres Zeitalters, deren Gesinnungen mit Heinrichs Denkart so wenig übereinstimmten. Der Pabst willigte endlich (1599) in die Scheidung. Von ihr getrennt schloß sich nun Heinrich an seine Gabrielle, die er zur Herzogin von Beaufort erhoben hatte, um so inniger an. Er hatte ihr die Ehe versprochen, und nur ihr eben so schleuniger als schrecklicher Tod (1599) hinderte ihn an der Erfüllung seines Versprechens. Nach ihrem Tode wußte Henriette von Balzac, die Frau von Entragues, ihre Reitze bey Heinrich IV so geltend zu machen, daß sie sich die Herrschaft über sein Herz erwarb. Der Beaufort an Schönheit und Verstand, aber nicht an Herzensgüte, gleich, voll

voll Argwohn, Eigensinn, Ungestüm, hatte sie ihrem königlichen Liebhaber ein schriftliches Heyrathsversprechen abgepreßt, das aber Sully vor Heinrichs Augen zu zerreissen wagte. Auf die Vorstellungen dieses, so wie seiner übrigen Minister, ingleichen des Parlaments, entschloß sich Heinrich endlich (1600), sich abermahls zu vermählen. Seine Wahl fiel auf die Prinzessin Marie von Medici. Da aber auch diese Verbindung seiner Neigung nicht schmeichelte, so dauerte dieses eheliche Glück auch nicht lange. Die Frau von Entragues, die nunmehrige Marquise von Verneuil, die alle Reitze besaß, die der Königin fehlten, machte ihm, durch ihr ungestümes Benehmen, und durch das traurige Verhältniß zu seiner Gemahlin, in welches sie ihn versetzte, manche unangenehme Empfindung, die aber ein Blick, ein Wort von ihr bald wieder niederschlug. Die Verneuil, von der sich der große Heinrich so beherrschen ließ, erlaubte sich gegen seine Gemahlin Spottreden; sie wollte ihm seine schriftliche Eheversprechung nicht wieder herausgeben; sie ließ sich (1605), nebst ihrem Vater und Bruder, mit Spanien in heim

heimliche Unterhandlungen ein. Die Sache wurde scharf untersucht; aber die Strafe, die das Verbrechen hätte nach sich ziehen sollen, kam nicht zur Vollziehung. Heinrich konnte seine schöne Henriette nicht lange vergessen; das Liebeseinverständniß zwischen ihm und ihr wurde bald wieder hergestellt. Aber Heinrich vertauschte sie in der Folge gegen andre Maitressen; erstlich gegen die Jacobäa von Beuil, Gräfin von Moret, die er, während der kurzen Trennung von der Verneuil, zur Maitresse wählte, nachdem er sie, eben so wie Gabrielle, vorher verheirathet hatte. Aber Chanvalon, ihr angeblicher Gemahl, wurde in der Hochzeitnacht, in einem von vielen Wachslichtern erleuchteten Zimmer; von mehrern Hofleuten so genau bewacht, daß er die Rechte eines Mannes unmöglich geltend machen konnte. Heinrichs letzte Maitresse war Charlotte d'Essart, Gräfin von Romarantin. Seit Franz I hatte kein König von Frankreich eine so große Zuneigung für das schöne Geschlecht, opferte kein König seinen Maitressen so viel auf. Natürlich wirkte sein verführerisches Beyspiel auf den Hof, wo die sinnliche Galanterie

terie die mächtigste Herrschaft erlangte, wo die Kunst, Frauen und Jungfrauen zu verführen, die höchste Stufe erreichte. Aber noch 50 Jahre hernach hielt man Heinrichs IV Regierung für das goldne Zeitalter der Galanterie. Glücklicherweise war sie es auch für Frankreichs Wohlstand. Ausser seinem ehelichen Sohne Ludwig, hinterließ Heinrich IV noch einen Sohn von der Gabrielle, den Cäsar Herzog von Vendome, den Großvater des berühmten Generals, mit welchem dieses Geschlecht (1712) wieder aufhörte.

66





